

DER KAMPF UM DEN NORDPOL
HAT BEGONNEN

THE ICE

JOHN KÅRE RAAKE

THRILLER

GOLDMANN

Buch

Der Norweger Daniel Zakariassen, ein pensionierter Professor für Geowissenschaften, befindet sich auf einer Forschungsreise am Nordpol, um gemeinsam mit seiner Assistentin Anna Aune, einer ehemaligen Soldatin, die Umweltzerstörung durch den Klimawandel zu dokumentieren. Die beiden sehen während eines aufziehenden Schneesturms von ihrem Luftkissenfahrzeug aus plötzlich ein Leuchtsignal und nähern sich der chinesischen Forschungsstation. Dort angekommen erwartet die beiden ein alpträumhafter Anblick. Sie finden die Wissenschaftler tot und wie festgefroren vor, offensichtlich brutal hingerichtet. Aber von wem? Die Suche nach dem Mörder gerät angesichts der widrigen Wetterverhältnisse zu einem Wettlauf mit der Zeit ...

Autor

John Kåre Raake ist einer der erfolgreichsten Drehbuchautoren Norwegens. Seine Filme wurden in mehr als 120 Länder verkauft und haben allein in Norwegen mehr als zwei Millionen Kinokarten verkauft. »The Ice« ist sein Debüt als Thrillerautor.

John Kåre Raake

The Ice

Der Kampf um den Nordpol hat begonnen

Thriller

Aus dem Norwegischen
von Ulla Ackermann

GOLDMANN

Die norwegische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Isen« bei Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.

Dieses Buch wurde mit finanzieller Unterstützung von NORLA übersetzt.



Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2019
Copyright © der Originalausgabe 2019 by Gyldendal Norsk Forlag AS
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Published in agreement with NORTHERN STORIES
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Getty Images / Mlenny
Redaktion: Michael Lenkeit
AG · Herstellung: kw
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

ISBN: 978-3-641-24988-5
V001

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Du weißt nicht,
wer dein Freund oder dein Feind ist,
bis das Eis bricht.*

Spruchwort der Inuit

»Keine Nation besitzt das Vorrecht auf den Nordpol und dessen umliegende Gebiete, die Ressourcen der Arktis gehören allen Ländern. In China leben über eine Milliarde Menschen, ein Fünftel der Weltbevölkerung, und China wird all seine Macht einsetzen, um aktiv bei der Erschließung der Nordpolarregion mitzuwirken. Die derzeitigen Bestrebungen einzelner Länder, Hegemonieansprüche in der Arktis zu erheben, stellen eine ernsthafte Verletzung der Interessen der übrigen Staaten der Welt dar. Angesichts dieser neuen Wirklichkeit kann man schwer vorhersagen, wie sich der ›Krieg um die Arktis‹ entwickeln wird, aber die Stimmen aller Länder müssen gehört werden, auch die Chinas.«

Konteradmiral Yin Zhuo in einem Interview mit dem China News Service, Peking, 05. März 2010

Nordpol
November 2018

1

Allerheiligen

89°35'7" N – 037°22'9" W

Jeder Schritt brachte den Mann aus Xian dem Tod näher. Für arktische Verhältnisse war es nicht einmal kalt, nur zwanzig Grad unter null, doch in der vergangenen Stunde hatte der Nordwind aufgefrischt, und die Böen, die die Haut des Chinesen trafen, senkten die effektive Temperatur auf bis zu minus vierzig Grad.

Nordpolfahrer haben Temperaturen von minus fünfzig Grad und kälter überlebt, in zwei Schichten Wollunterwäsche, winddichter Oberbekleidung, Daunenhosen und Daunenjacken. Gai Zhanhai aber war praktisch nackt.

Außer einem karierten Holzfällerhemd, das um seinen mageren Oberkörper schlotterte, trug er nur eine dünne lange Unterhose mit einem Loch am linken Knie, grüne Adidas-Turnschuhe und eine Bärenfellmütze, die wenigstens seinen Kopf einigermaßen warm hielt.

Zhanhai wusste, dass er erfrieren würde, wenn er weiterlief, doch zugleich hielt er den Tod mit jedem Schritt auch auf Abstand.

Den Tod durch den Mann, vor dem er floh.

Zhanhai hatte kein Gefühl mehr in den Beinen. In extremer Kälte setzt der Körper Prioritäten und leitet das warme Blut von den Gliedmaßen zurück zum Herzen, um es am Schlagen zu halten. Doch die Beine des Chinesen hatten sich verselbstständigt. Sie ahnten Hindernisse instinktiv voraus und umrundeten oder übersprangen Eisbrocken, die der Auftrieb des Polareises an die Oberfläche gedrückt hatte. Und wenn Zhanhai im Schnee ausrutschte und zu fallen drohte, bewahrten sie intuitiv das Gleichgewicht.

Grüne Wellenbänder tanzten am Himmel. Ihr Licht reichte aus, um die Umgebung schemenhaft zu erkennen. Zhanhai hatte den Tag herbeigesehnt, an dem die dunkle Jahreszeit endete, sich danach gesehnt, das Eis im Sonnenschein baden zu sehen, am Nordpol zu stehen und die Landschaft um sich herum so zu erleben, wie sie ihm die Ausbilder im Trainingscamp der Chinese Arctic and Antarctic Administration auf Bildern gezeigt hatten.

Grüne Vorhänge fielen vom Firmament, und das Polarlicht leuchtete so kräftig, dass Zhanhai fürchtete, es wäre nur noch eine Frage der Zeit, bis sein Verfolger ihn in der flachen Ebene entdeckte. Unter der Bärenfellmütze sendete sein Gehirn einen Impuls an seine tauben Beine und veranlasste eine leichte Kurskorrektur Richtung Westen.

Während seiner Flucht durch die Polarnacht dachte Zhanhai nur an eines: seinen Verfolger weit genug aufs Eis hinauszulocken, damit er umkehren und zum Ausgangspunkt zurücklaufen konnte.

In die Wärme.

Ins Lager, zu den Waffen.

Gerade noch rechtzeitig bemerkte er den Salzgeruch. Im letzten Moment zwang er seine Beine, stehen zu bleiben, bevor sie ihn geradewegs in den Arktischen Ozean trugen.

Eine zehn Meter breite Rinne schnitt von Horizont zu Horizont einen schwarzen Kanal ins Eis. Der Riss war so frisch, dass sich auf der Wasseroberfläche erst eine dünne Frosthaut gebildet hatte. Eisnebel stieg vom pechschwarzen Nordpolarmeer auf und hüllte das Polarlicht in einen feuchten Dunst. Bereits in einer halben Stunde würde die Eisschicht auf der Rinne so dick sein, dass man sie mit Skiern überqueren könnte. Aber Zhanhai hatte weder Skier noch eine halbe Stunde. Das Einzige, was der Mann aus Xian hatte, war die Leuchtpistole, die zu seiner Verwunderung noch immer zwischen den kältestarren Fingern seiner rechten Hand steckte. Er drehte sich mit dem Rücken zur Rinne und hob den Arm so weit, dass die Mündung auf die Spuren zielte, die seine Adidas-Turnschuhe im Neuschnee hinterlassen hatten. Die Spuren, denen der Mann, der ihn jagte, folgen würde, um ihn zu finden. Zhanhais Blick glitt über die in die Höhe geschraubten Eisbrocken, die wie riesige graue Bonbons in der Landschaft verstreut lagen. Er konnte keine Bewegung erkennen.

Die Leuchtpistole zuckte heftig hin und her, so sehr zitterte er. Von seinen Ausbildern wusste er, dass sein Körper den Muskeltonus, der die äußeren Blutgefäße zusammendrückte, bald lockern und das warme Blut in seine eiskalten Arme und Beine zurückströmen würde. Dort kühlte es sofort ab, und wenn es zurück in sein Herz gelangte, würde es langsamer schlagen und weniger Blut in sein Gehirn pumpen. Kurz darauf würde sein Herz die Arbeit einstellen. Er würde anfangen zu halluzinieren. Der letzte Rest Blut, der unter seiner Haut zirkulierte, würde sich viel zu warm anfühlen. Er würde sich die

Kleider vom Leib reißen.

Dann würde er sterben.

Zhanhai hörte das Platschen im selben Moment, als er in der Hoffnung, sein Verfolger könnte sich auf der falschen Fährte befinden, beschloss, seinen eigenen Spuren zurück zum Lager zu folgen. Hätte er diese Entscheidung nur wenige Sekunden früher getroffen, hätte ihn der Eisbär vielleicht nicht erwischt.

Nicht dass es am Ausgang etwas geändert hätte.

Ein ausgewachsener Eisbär kann streckenweise über dreißig Stundenkilometer schnell laufen. Wenn er mager und ausgehungert ist, sogar noch schneller. Und das junge Eisbärenweibchen hatte seit Wochen nichts gefressen.

Die gewaltige Pranke traf Zhanhai am Bein und zerriss seine lange Unterhose und die gefrorene Haut darunter zu Fetzen. Der Chinese stürzte zu Boden und drehte sich hilflos im Schnee. Er spürte weder die Kälte noch die spitzen Eiskristalle, die sich in sein Gesicht bohrten. Unwichtige und energieerfordernde Sinneswahrnehmungen wie diese hatte sein Körper längst eingestellt. Doch den Rachen, der sich vor seinen Augen öffnete, registrierte er. Vier lange Eckzähne. Eine Reihe scharfer, kleiner Zähne. Eine bläuliche Zunge. Seinen Sehnerven gelang es gerade noch, diese Informationen ans Gehirn zu senden, bevor die Eisbärin ihr Gebiss um den Kopf des Chinesen schloss. Zhanhais Schädel platzte, und sein Hirn spritzte auf das Eis.

Mit seinen letzten Regungen schickte das Rückenmark Milliarden ungeordneter Signale in die Nervenbahnen von Zhanhais Körper. Eines dieser Signale gelangte bis in eine Fingerspitze seiner rechten Hand.

Zhanhai war bereits tot, als der Finger zuckte und den Abzug betätigte. Der Bolzen der Leuchtpistole schlug gegen das Anzündhütchen der Signalpatrone, das Treibladungspulver explodierte, und der Gasdruck schoss die Munition aus der Mündung.

Auf ihrem Weg in den Himmel versengte die Leuchtrakete das Fell der Eisbärin, die daraufhin von Zhanhais zerquetschtem Kopf abließ und in die Rinne floh. Das Tier tauchte ins Wasser und brach dabei ein Loch in die Eiskruste, die sich in der Zwischenzeit gebildet hatte. Die Wellen schoben die Schollen gegen die Kante der Rinne, wo sie augenblicklich festfroren.

Hoch oben am Himmel schwebte die brennende Leuchtrakete an ihrem Fallschirm. Ihr roter Lichtschein verwandelte die Eislandschaft, in der

Zhanhais malträtiertes Körper lag, in eine flüchtige Vision der Hölle.

2

89°33' N – 037°43' W

»Scheiße!«

Anna Aune setzte sich im Bett auf. Ihr linker Arm fühlte sich an wie eingefroren. Er war aus dem Schlafsack gerutscht und hatte direkt an der Außenwand des Luftkissenbootes *Sabvabaa* gelegen, die aufgrund der Luft, die durch die schlecht abgedichteten Fensterfugen in die Kabine drang, immer eiskalt war. Eigentlich hätte sie die Dichtung schon längst auswechseln müssen, doch wenn das nächste Materiallager achthundert Kilometer entfernt lag und die einzige Beschaffungsmöglichkeit ein eigens zu diesem Zweck angefordertes Transportflugzeug aus Norwegen war, welches das benötigte Ersatzteil mit einem Fallschirm abwarf, gestaltete sich die Umsetzung eines solchen Vorhabens nicht gerade leicht. Da war es einfacher, so gut es eben ging, mit beiden Armen im Schlafsack zu schlafen. Anna steckte die Hand unter ihre Superfunktionsunterwäsche. Unter der klammen Haut pochte ihr Herz gegen ihre Finger. Der tägliche Medizincheck: Anna Aune lebte noch. Sie schaute auf die Leuchtzeiger ihrer Armbanduhr – 23:13. Anna hatte keine Ahnung, was sie geweckt hatte oder wann sie ins Bett gegangen war. Ohne natürliches Licht als Orientierungshilfe gingen die Tage am Nordpol konturlos ineinander über.

Sie gähnte und blickte durch die Eisblumen am Fenster. Auf der Scheibe spiegelte sich der schemenhafte Umriss ihres ausgestreckten Körpers, der in dem engen Schlafsack einer Raupe ähnelte. Am Himmel leuchtete ein roter Stern. Ungewöhnlich groß, dachte Anna. Eine Supernova. Sie blinzelte und rieb sich die Augen. Der Stern strahlte unverändert. Um besser sehen zu können, presste Anna die Nase gegen die Scheibe und hielt die Luft an, damit der warme Atem aus ihrer Lunge nicht zu einer weiteren Eisschicht am Fenster gefror. Da entdeckte sie etwas über dem roten Stern. Weißen Rauch und einen Fallschirm. Das war kein sterbender Stern.

Das war eine Leuchtrakete. Der Anblick pumpte Adrenalin in ihr Blut.

Sie wusste nur allzu gut, was ein solches Notsignal in der Regel bedeutete. Gefahr.

Tod.

All das, wovon sie zu fliehen versucht hatte.

Anna blieb reglos liegen. Sie hörte deutlich, wie der Wind um die Antennen auf dem Dach des Luftkissenbootes pfiff, klammerte sich jedoch an die Hoffnung, sie könnte immer noch schlafen, mitten in einem hyperrealistischen Traum stecken und nur noch nicht realisiert haben, dass sie träumte. In der arktischen Stille mit ihrem Mangel an Sinneseindrücken waren die Träume zurückgekehrt.

Eigentlich hatte sie keine Lust, Daniel Zakariassen zu wecken, aber als sie den Schein der Leuchtrakete lange genug betrachtet hatte, um sicher zu sein, dass sie keine Täuschung war, übernahm ihr Instinkt.

»Daniel, du musst aufwachen!«, hörte sie sich rufen.

Zakariassen, der auf der anderen Seite des Vorhangs schlief, mit dem sie die Kabine nachts unterteilten, grunzte leise. Sein Bett knarrte, als er sich umdrehte. Der alte Mann besaß einen außergewöhnlich tiefen Schlaf.

Anna zog den Vorhang zur Seite und ging an dem Arbeitstisch vorbei, auf dem drei Laptops leise surrend die Daten der Messinstrumente verarbeiteten, die sie unter dem Eis positioniert hatten.

»Daniel, am Himmel ist eine Leuchtrakete!«

Anna rüttelte Zakariassen, der zusammenzuckte und sich aufsetzte. Kampfergeruch stieg ihr in die Nase. Zakariassen schwor zur Vorbeugung gegen Erkältungen auf Kampferöl, auch wenn sie die einzigen Viren, die es hier gab, selbst eingeschleppt hatten.

»Was ist los?«, fragte er verschlafen.

»Am Himmel ist eine Leuchtrakete«, wiederholte sie.

»Eine Leuchtrakete?«

Sein Tonfall klang weniger hochgestochen als üblich. Zakariassen war ein waschechter Tromsøer Junge, aber über die Jahre hatte er die trockene, theoretische Sprache der Wissenschaft übernommen.

Anna trat an das große Fenster im vorderen Teil der Kabine. Das rote Leuchtsignal am Himmel war zwar gesunken, aber immer noch deutlich zu sehen.

»Die Position, hast du die Position ermittelt?«, rief Zakariassen.

»Nein.«

Daniel Zakariassen zwängte sich an ihr vorbei und wischte das Kondenswasser von dem großen Kompass auf dem Armaturenbrett. Er

murmelte irgendetwas, das sie nicht verstand.

»Die Entfernung«, wiederholte er. »Wie weit ist die Leuchtrakete von uns entfernt?«

Anna versuchte, die Distanz zu berechnen. Das Licht schwebte direkt über einer Gruppe zusammengefrorener Presseishügel, die sich vor zwei Wochen gebildet hatte. In einer Tasche unter ihrem Bett lag ein Fernglas mit Entfernungsmesser, aber bis sie es geholt hatte, war die Leuchtrakete vermutlich erloschen. Sie behalf sich mit einem einfachen Pfadfindertrick.

Anna kniff ihr rechtes Auge zu, streckte den Arm aus und peilte mit dem Daumen die Kuppe der Eismasse an. Als sie das Auge wechselte, bewegte sich der Daumen in ihrem Blickfeld zwei Högelspitzen weiter nach links. Sie schätzte die Entfernung zwischen den beiden Kuppen auf ungefähr vierhundert Meter. Der Trick bestand darin, diesen Wert mit zehn zu multiplizieren.

Die Presseishügel lagen also vier Kilometer entfernt. Das Leuchtsignal schien noch etwas dahinter zu schweben.

»Mindestens vier, vielleicht fünf Kilometer«, sagte sie.

Obwohl sie ihre eigene Stimme hörte, hatte Anna das Gefühl, außerhalb ihres Körpers zu stehen. Sie wollte nur zurück ins Bett, sich den Schlafsack über den Kopf ziehen und weiterschlafen.

Zakariassen holte einen kleinen Koffer hervor und nahm ein Gerät heraus, das an eine altmodische Videokamera erinnerte.

»Vielleicht kann ich was mit der Wärmebildkamera entdecken.« Er schaltete das Gerät an und blickte hindurch. Auf dem kleinen Display zeichnete sich die dunkle Eislandschaft als bläuliche Konturen ab. Nur die Leuchtrakete stach signalrot hervor. Zakariassen schwenkte die Kamera über das Eis, doch kein weiteres Objekt strahlte Wärme ab. Er legte die Kamera in den Koffer zurück und setzte sich vor einen der Computer.

Als er seine Brille in die Stirn schob, vergrößerten die Gläser seine tiefen Falten. Auf dem Monitor erschien eine Karte des Nordpols. Zakariassens dürre Finger glitten über die Tastatur, und in der weißen Landschaft erschienen Zahlen.

»Fünf Kilometer, 89 Grad ... 35 Minuten, 7 Sekunden nördliche Breite. 37 Grad ... 22 Minuten, 9 Sekunden westliche Breite. Das kann nicht stimmen, nach meinen Angaben ist da niemand.«

In ihrem früheren Beruf hatte Anna gelernt, immer gründlich über den Ort

informiert zu sein, an dem ein möglicher Krieg stattfinden konnte. Das Gelände zu kennen. Jederzeit auf Feindbegegnung gefasst zu sein. Jederzeit eine Möglichkeit zum Angriff zu haben, oder zum Rückzug.

Zakariassen hatte recht, an der Position, von der die Leuchtrakete abgeschossen worden war, sollte niemand sein. Das bedeutete, dass die Person, die dafür verantwortlich war, von dem einzigen Ort in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen kommen musste, an dem sich, soweit sie wusste, Menschen aufhielten.

Sie holte Luft. Das mussten die Chinesen sein.

3

»Der Eisdrache«, sagte Anna unnötig laut. »Die Leuchtrakete muss in der Nähe des Eisdrachen abgeschossen worden sein. Die Richtung stimmt. Die chinesische Forschungsstation liegt sieben oder acht Kilometer nördlich von uns.«

Anna blickte aus dem Fenster. Die Leuchtrakete sank hinter den Eishügeln langsam zu Boden und färbte den Horizont tiefrot. Blut auf Eis. Sie hatte solche Signale schon häufiger gesehen. Über einer fremden Stadt, einer Hochebene, einem Gebirge unter einem fernen Himmel. Und es kündigte immer das Gleiche an.

Kriege kommen in vielen Verkleidungen.

Dieser begann mit einem gut gemeinten Vorschlag an einem Siebzigerjahre-Küchentisch mit Aussicht auf den Tromsø-Fjord.

»Es muss doch Hunderte Studenten geben, die sich für eine Nordpolexpedition melden«, wandte Anna spontan ein, nachdem ihr Vater Johannes Aune gesagt hatte, sie könne die geeignete Begleiterin für Daniel Zakariassen sein.

»Jaaa«, erwiderte ihr Vater gedehnt. »Die Leute waren ganz wild darauf, und Daniel hat auch mit vielen Bewerbern gesprochen, aber bei jedem passte ihm irgendwas nicht. Daniel ist ... ein bisschen speziell. Außerdem könnte das auch für dich gut sein, Anna.«

Sie hatte es nicht über sich gebracht, ihren Vater zu fragen, weshalb er meinte, dass es seiner einundvierzigjährigen Tochter so unglaublich guttäte, neun Monate mit einem dreiundsiebzig Jahre alten Sonderling und Witwer, den sie seit fünfzehn Jahren weder gesehen noch gesprochen hatte, auf einer Eisscholle über den Nordpol zu treiben.

Johannes Aune und Daniel Zakariassen waren in Tromsø in derselben Straße aufgewachsen. Schon damals war Daniel ein heller Kopf und hatte Mitschülern Nachhilfe gegeben, die in der Schule hinterherhinkten, darunter auch Annas Vater, der seine Norwegischnote verbessern musste, um an der Berufsschule eine Ausbildung zum Mechaniker machen zu können. In Johannes Aune stieß Daniel auf jemanden, der ein Naturtalent für alles besaß,

was mit Motoren und Technik zu tun hatte, wodurch sich zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker im Laufe der Jahre eine enge Freundschaft entwickelte. Der Wissenschaftler bat Johannes um Hilfe, wenn er ein Forschungsinstrument bauen musste, und Johannes erschien mit einer Plastiktüte voller Quittungen bei Daniel, wenn die Steuererklärung anstand. Es war Johannes gewesen, der die Nordpolexpedition als krönenden Abschluss einer ansonsten anonym verlaufenden Wissenschaftskarriere vorgeschlagen hatte.

»Daniel braucht das«, hatte ihr Vater gesagt und mit seinen nikotingelben Fingerspitzen über das alte Kartenspiel gestrichen, mit dem er in der Zeit, als es noch kein Frühstücksfernsehen gab, immer Patienzen gelegt hatte. »Du weißt doch, seit Solveig tot ist ... hat er nichts.«

»Papa, ich bin keine Therapeutin.«

Johannes Aune stand auf, holte zwei der zerbrechlichen Kaffeetassen, die Annas Mutter von ihrer russischen Großmutter geerbt hatte, und nahm die Kanne aus der stark beanspruchten Kaffeemaschine.

»Es eilt ein bisschen, musst du wissen. Gestern hat der letzte Sponsor zugesagt, den Daniel noch brauchte, um loszulegen. Fast drei Millionen norwegische Kronen von einem Schweizer Forschungsinstitut. Allerdings wollen sie, dass er sofort aufbricht ... Daniel ist Theoretiker, mit Zahlen und Fakten kennt er sich aus, er braucht jemanden, der auf ihn aufpasst. Und du hast schließlich schon mal die eine oder andere Winternacht im Freien verbracht«, argumentierte Johannes, während er ihnen einschenkte.

»Ehrlich gesagt habe ich schon lange keine Winternacht mehr im Freien verbracht, ich kann die Kälte nicht mehr leiden«, erwiderte Anna und trank einen Schluck von dem bitteren Kaffee. Die gelbe Packung von Coop war die Lieblingssorte ihres Vaters.

»Ja, aber du warst in der Armee ... Diese ganzen Militärübungen, an denen du hier oben teilgenommen hast. Da weißt du doch, wie man unter arktischen Bedingungen überlebt.«

Für einen kurzen Moment lag Anna der ironische Kommentar auf der Zunge, ihre Stärke sei eher, dafür zu sorgen, dass andere *nicht* überlebten, doch sie schluckte ihn hinunter. Ihr Vater meinte es nur gut. Es waren auch für ihn zwei harte Jahre gewesen, nachdem ihn ein Anruf vom Spezialkommando der norwegischen Streitkräfte aus dem Rena-Militärcamp mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen hatte und man ihm mitteilte,

seine Tochter sei bei Kampfhandlungen in Syrien schwer verletzt worden.

Eine Stunde später hatte er in einem schwarzen Wagen mit dem Hoheitszeichen der norwegischen Streitkräfte gesessen. Auf dem Weg zum Tromsøer Flughafen hatte der Fahrer auch noch Annas Halbschwester Kirsten abgeholt, die mit ihrem Mann und drei Kindern in der Nähe lebte.

Ein Jet, der normalerweise für den Oberbefehlshaber der norwegischen Streitkräfte, den Staatsminister oder den König reserviert war, flog sie zu einem Militärflugplatz in Deutschland, von wo sie ein Hubschrauber der Luftwaffe zum US-Militärkrankenhaus in Landshut brachte. Als ihr Vater und ihre Schwester ihr Zimmer betraten, lag Anna bewusstlos im Bett. Man hatte sie in ein künstliches Koma versetzt, um ihrem Körper Zeit zu geben, sich von drei Herzstillständen im Verlauf von zwei Operationen zu erholen. Die Ärzte teilten ihnen mit, ein kraftvolles Projektil habe Annas Körper von der Schulter bis zum Hüftknochen durchbohrt.

Nachdem sie eine Woche lang an ihrem Bett gewacht hatten, ohne dass Anna zu Bewusstsein kam, musste Kirsten zurück nach Norwegen, sie hatte eine Familie und ein Buchhaltungsbüro, um das sie sich kümmern musste. Ihr Vater blieb insgesamt zwei Monate im Landshuter Krankenhaus. Zu Hause in Tromsø sorgten drei Angestellte dafür, dass seine Werkstatt reibungslos weiterlief.

Zwei Wochen nach ihrer Ankunft im Militärkrankenhaus weckten die Ärzte Anna aus dem künstlichen Koma.

»Yann ist tot«, waren die ersten Worte, die sie zu ihrem Vater sagte. Johannes weinte vor Freude, weil seine Tochter überlebt hatte. Anna weinte aus demselben Grund, aber aus Bedauern.

Einen Monat später schob Johannes seine Tochter im Rollstuhl in den Empfangsbereich des Sunnaas Hospitals, einer Rehaklinik auf Nesodden außerhalb von Oslo. Nach weiteren zwölf Wochen qualvoller Therapiemaßnahmen konnte Anna wieder laufen. Noch am selben Tag ließ sie sich per Taxi zum Hafen bringen und fuhr mit der Nesodd-Fähre nach Oslo. Von der Station Aker Brygge ging sie einige hundert Meter zu einem anonymen Bürogebäude und traf sich dort mit Victoria Hammer, der Frau, die sie vor vielen Jahren für eine geheime Abteilung innerhalb der norwegischen Streitkräfte rekrutiert hatte. Victoria versuchte Anna zu überreden, ihren Job nicht zu kündigen. Ohne Erfolg.

Seitdem wohnte Anna in ihrem alten Kinderzimmer. Und in der Küche

ihres Elternhauses hatte sie schließlich doch noch eingewilligt, an Daniel Zakariassens Expedition teilzunehmen. Allein, um keine Entscheidung treffen zu müssen. Um sich keine weiteren Überredungsversuche und gut gemeinten Ratschläge anhören zu müssen. Um nicht in die Welt zurückkehren und ein neues Leben beginnen zu müssen. Zakariassens Luftkissenboot würde mit dem Meereis Richtung Nordpol driften. Es würde sie weit forttreiben – von allem.

Anna betrachtete ihre Reflexion in der Fensterscheibe. Ihr dunkler Pony hing ihr wie ein schlaffer Waschappen in die Stirn. Ihr Gesicht war bleich, die Augen schwarze Löcher. Die Wangenknochen warfen lange Schatten. Sie sah aus wie ein Vampir mit akutem Eisenmangel.

Im Lautsprecher des Funkgeräts knackte es. »This is ice drift station Fram X calling ice drift station Icedragon ... over!« Zakariassen beugte sich über das Mikrofon. Er sprach langsam und artikuliert, hielt das Prozedere für Funkmeldungen ein. Sein Englisch klang wie aus einem Thor-Heyerdahl-Dokumentarfilm. Abgehackte Wörter, völlig tonlos.

»Hier spricht das Luftkissenboot *Sabvabaa*. Die norwegische Fram-X-Expedition ruft die Eisdrachen-Forschungsstation, können Sie uns hören ... over?«

Polarlichter überzogen die Spiegelung von Annas Gesicht mit einem grünen Schimmer. Sie tanzten in den kosmischen Winden, die aus dem Weltall herabfegten. Der Funkverkehr wurde schon die ganze Woche durch ungewöhnlich starke Sonnenstürme beeinträchtigt.

Die Tromsøer Universität hatte Zakariassen zwar schon nach den ersten Tagen informiert, dass aufgrund der Sonnenstürme mehrere Satelliten ausgefallen waren. Doch als dann sein Wochenbericht an die Sponsoren aus dem Weltraum zurückkatapultiert wurde, hatte der Professor seine Hand wütend und höchst unwissenschaftlich auf den Computerbildschirm geschlagen. *Server not found*.

»Die Fram-X-Expedition ruft den Eisdrachen, können Sie uns hören, over?«

Zakariassen lauschte auf das Knacken im Lautsprecher. »Die Fram-X-Expedition ruft den Eisdrachen, können Sie uns hören, over?«, wiederholte er.

»Ich funke Boris an«, sagte Anna.

4

»Wir bekommen auch keinen Kontakt zum Eisdrachen«, sagte Boris.

Die tiefe Baritonstimme des Russen erklang und verschwand im Takt mit dem flackernden Polarlicht. In Annas Kopf rief die Stimme das Bild eines untersetzten, korpulenten Mannes hervor, der in einem winzigen, abgeschotteten Kabuff saß.

»Gibt es ein Problem?«, fragte sie.

»Nicht bevor Sie angerufen haben, Anna«, antwortete er und lachte laut.

»Die Chinesen haben kein Mayday abgesetzt ...« Anna formulierte ihren Satz bewusst als Feststellung. Sie hoffte, dass Boris erwiderte, er würde sich darum kümmern, weil die Sache in den Zuständigkeitsbereich der russischen Behörden fiel.

Boris war Meteorologe und auf einer russischen Wetterstation auf der Taimyr-Halbinsel nördlich von Sibirien stationiert, dem nördlichsten Punkt Russlands. Boris und sie wechselten täglich ein paar Worte über Funk, wenn er seine Wetter- und Eisberichte schickte. Eigentlich war das nicht nötig, sie bekam die Satellitenbilder und die Berichte per E-Mail, aber Boris redete gern.

Als er erfuhr, dass Anna sich für klassische Musik interessierte, ein Erbe ihrer Mutter, die Filmmusik geliebt und Klavier gespielt hatte, wurde er noch eifriger und meinte, Anna müsse unbedingt einmal in seine Heimatstadt Sankt Petersburg kommen. Er bot ihr an, ihr die Stadt zu zeigen und mit ihr in Konzerte, Opern- und Ballettaufführungen zu gehen. Hin und wieder fragte sie sich, wie ein Mann mittleren Alters aus Sankt Petersburg mit einem Faible für die guten Seiten des Lebens auf einem der abgelegensten Militärstützpunkte Russlands gelandet war. Hatte der Lebemann und Connaisseur eine Affäre mit der Frau des Universitätsdirektors gehabt? Gelder unterschlagen? Kleine Jungen missbraucht? All diese Szenarien gingen Anna durch den Kopf, weil sie sich selbst an einen Ort verbannt hatte, der nirgendwo verzeichnet war, da das Eis nie lange genug still lag, um auf einer Karte fixiert zu werden.

Daniel streckte die Hand nach dem Satellitentelefon aus. Anna reichte ihm

den Hörer.

»Haben Sie mit der CAA gesprochen?«, fragte Zakariassen.

Boris lachte nicht mehr.

Die Chinese Arctic and Antarctic Administration stand bei den Russen nicht hoch im Kurs. Obwohl China nicht an den Nordpol grenzte, hielt das die Chinesen nicht davon ab, Anspruch auf die Bodenschätze unter dem Eis zu erheben. Zur Untermauerung dieses Anspruchs schickten sie in regelmäßigen Abständen ihren Eisbrecher *Schneedrache*, oder *Xue Long*, wie sein chinesischer Name lautete, an den Nordpol und provozierten die Russen, indem sie den feuerroten Stahlkoloss direkt über der Fahne ankern ließen, die eine russische U-Boot-Mission am geografischen Nordpol in den Meeresboden gerammt hatte.

»Die Chinesen sind genauso von den Sonnenstürmen betroffen wie wir, aber die Yellow River Station auf Spitzbergen hatte mit dem Kommandanten des Eisdrachen noch vor ein paar Stunden Kontakt. Die Verbindung war hundsmiserabel. Sie wollen noch ein wenig abwarten.«

Anna blickte hinaus. Tiefschwarze Finsternis umgab sie von allen Seiten. Die Leuchtrakete war für immer erloschen.

»Wer weiß, vielleicht war es auch nur ein Versehen. Vielleicht haben die Chinesen sich im Kalender verguckt, geglaubt, es sei Neujahr, und ein Feuerwerk veranstaltet. Shiiiit happens«, sagte Boris.

Es war später Abend und Boris' Baritonstimme träge von Wodka. Sein Englisch klang wie eine dissonante Mussorgsky-Symphonie, eine Mischung aus Genialität und trunkenem Wahn.

»Das war kein Feuerwerk! Können Sie einen Hubschrauber schicken?«, schrie Anna, damit Boris sie durch das Rauschen in der Leitung verstand.

»Ja, falls der Wind morgen abflaut – und die Chinesen eine Anfrage senden.«

»Wie sieht die Wettervorhersage aus?«

»Nooot good ... Windgeschwindigkeiten von bis zu zwanzig Metern pro Sekunde. Vereinzelte Orkanböen.«

Zakariassen drückte den Hörer ans Ohr, um zu signalisieren, dass er jetzt das Reden übernahm. »Hier ist der Sturm noch nicht so stark«, wandte er ein.

Boris' Lachen drang durch das Knistern in der Leitung. »Okay, rufen Sie mich in zwei, drei Stunden wieder an, dann werden wir ja sehen, wer recht hat.«

»Mit der *Sabvabaa* schaffen wir es problemlos in zwei Stunden zum Eisdrachen«, sagte Zakariassen mit entschlossener Stimme, nachdem Boris die Verbindung beendet hatte. »Wir sind die Einzigen, die den Chinesen helfen können, falls sie Schwierigkeiten haben.«

»Woher willst du wissen, ob das Boot dem Sturm standhält?«, fragte Anna, schaltete die Dachscheinwerfer der *Sabvabaa* ein und richtete sie auf die Wetterstation, die auf dem Eis stand. Der Propeller, mit dem sie die Windgeschwindigkeit maßen, rotierte.

»Die *Sabvabaa* hat schon mal einen kompletten Winter im Eis verbracht. Ihr Rumpf wurde speziell für arktische Gebiete konzipiert«, erwiderte Zakariassen.

»Die Amerikaner sind von ihrer Basis auf Thule schneller mit einem Hubschrauber vor Ort als wir.«

Zakariassen musste zugeben, dass Annas Einwand berechtigt war, doch als er endlich eine Verbindung zum Wachhabenden auf der 821 Air Base Group an der grönländischen Westküste hergestellt hatte, erhielt er dieselbe Rückmeldung wie von Boris. Die Chinesen mussten offiziell um Hilfe bitten, wenn auf ihrer Basis eine Notsituation vorlag. Und darüber hinaus ließen die momentanen Wetterverhältnisse ohnehin keine Hilfe zu. Selbst wenn die amerikanischen Rettungshubschrauber zum Nordpol aufbrächen, hätten sie keine Möglichkeit, in dem aufziehenden Sturm zu landen.

Bevor er die endgültige Entscheidung zum Aufbruch traf, rief Zakariassen den Eigentümer der *Sabvabaa* an: das Nansen Environmental and Remote Sensing Center in Bergen. Der Institutsleiter teilte Annas Besorgnis hinsichtlich des angekündigten Sturms, räumte der Pflicht zur Hilfe in einer Notsituation aber Priorität ein und gab Zakariassen die Erlaubnis loszufahren. Während der Professor den Motor des Luftkissenbootes anließ, zog Anna sich hinter dem Vorhang an – eine geblümete Picknickdecke, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Die *Sabvabaa* vibrierte im Takt des stotternden Motors. Als Anna sich eine widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht strich, kam an ihrer Wange eine schmale Narbe zum Vorschein. Die Narbe setzte sich in Richtung einer größeren verheilten Verletzung fort, die vom Hals abwärts verlief und unter ihrem Wollpullover verschwand. Ihr rechtes Ohrläppchen fehlte. Die Narben stammten von der Kugel, die sie in Syrien fast getötet hätte.

Rasch schlüpfte Anna in ihre Thermounterwäsche und streifte eine weitere

Kleidungsschicht darüber. Sie schob den Vorhang zur Seite und sah, dass Zakariassen auf dem Weg zur Luke war.

»Ich fange an, draußen klar Schiff zu machen. Komm nach, wenn du so weit bist!«, rief er und drückte die Luke auf. Augenblicklich pffte der Wind in die Kabine, und die Temperatur sank schneller als ein Bleilot auf den Meeresgrund. Zakariassen knipste seine Stirnlampe an und kletterte in das Schneegestöber hinaus.

Die Kabine war so niedrig, dass Anna aufpassen musste, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Mit einem langen Schritt erreichte sie ihren Überlebensanzug, der an einem Haken über einem Spirituskocher und einem Wasserkocher hing. Neben dem Spirituskocher stand ein Samowar. Ein filigran verzierter russischer Teebereiter. Eigentlich war er viel zu groß für die kleine Kabine, aber er war ein Abschiedsgeschenk gewesen, das Anna nicht hatte ablehnen können. Sie hatte ihn von Galina bekommen, einer Russin, die Johannes angestellt hatte, als er anfang, in dem großen Schweizer Haus mit der schönen Lage am Tromsø-Fjord Zimmer an Touristen zu vermieten.

»Mein Vater hat während seiner Zeit als Schaffner bei der Transsibirischen Eisenbahn mit einem Samowar immer Tee für die Passagiere gekocht. Nichts hilft so gut gegen Kälte wie starker, süßer Tee«, hatte Galina am Flughafen gesagt, bevor sie Anna einen Kuss auf jede Wange drückte und ihr zum Abschied hinterherwinkte.

Nach drei Wochen am Nordpol stimmte Anna ihr zu. Nichts brachte den Körper so sehr auf Trab wie dampfender Tee mit rauen Mengen Zucker. Aber der Tee musste warten. Sie zwängte sich in ihren Überlebensanzug mit Reflektoren im Brustbereich und an den Knien und schlüpfte in ein Paar blaue Moonboots. Der Nordpol war kein Ort für Modeliebhaber.

Stille umgab sie. Abgesehen vom Brummen des Motors waren nur ihr Atem und das Quietschen ihrer Sohlen auf den Holzdielen der Kabine zu hören.

Als Anna die Luke öffnete, biss ihr der scharfe Polarwind unbarmherzig ins Gesicht.

Der Sturm war im Anmarsch.

5

Zakariassen stand ein Stück weiter draußen auf dem Eis. Er holte gerade die Kabel ein, an denen die wissenschaftlichen Messinstrumente hingen, derentwegen sie am Nordpol waren. Oder genauer gesagt: derentwegen Professor Daniel Zakariassen am Nordpol war.

Der Großteil ihres Equipments hing an langen Kabeln Tausende Meter tief in der arktischen See. Hochsensible Sensoren fingen unter Wasser die Laute von Robben oder die Echolaute einer Weißwalherde auf, die nach einem Atemloch im Eis suchten. Weitere Messgeräte baumelten in den unsichtbaren Autobahnen des Arktischen Ozeans, den Meeresströmungen unter dem Eis. Bei der ersten Auswertung der Messdaten hatte Zakariassen nicht lange gebraucht, um festzustellen, dass die Wassertemperatur gestiegen, der Salzgehalt jedoch gesunken war.

Das Schmelzwasser des Polareises mache das Meer deutlich süßer und schwäche das Strömungssystem, das normalerweise kaltes Wasser von Norden zum Äquator transportiere, wo es verdampfe und dadurch die Atmosphäre abkühle, erklärte er Anna. So dagegen führe es zu einem Temperaturanstieg, auch über dem Nordpol. Und als Folge dieser Erwärmung begänne nun das eigentliche Rückgrat des Nordpols zu schmelzen – das alte, harte Kerneis, das Jahrtausende überdauert habe.

»Deine Kinder werden mit großer Wahrscheinlichkeit seit drei Millionen Jahren die Ersten sein, die ohne Eis am Nordpol aufwachsen«, hatte Zakariassen eines Abends geseufzt, nachdem er seinen ersten Beitrag in den Blog der Fram-X-Expedition gestellt hatte.

»Wie gut, dass ich nicht vorhabe, Kinder zu bekommen«, hatte sie erwidert.

Anna schloss die Luke, überquerte gegen den Wind gestemmt das Deck der *Sabvabaa* und sprang aufs Eis hinunter. Zakariassen winkte sie zu sich.

»Ich muss nur noch kurz was erledigen«, rief Anna. Ihre Worte wurden vom Wind davongetragen, doch Zakariassen schien sie gehört zu haben, denn er gestikuliert wild mit den Armen.

»Nein, wir müssen sofort los, bevor der Sturm richtig anfängt.«

Anna ignorierte seinen Protest, passierte mit raschen Schritten den großen Heckpropeller der *Sabvabaa* und verschwand in der Dunkelheit. Sie ließ sich vom Lichtschein ihrer Stirnlampe an den Stäben entlangführen, die in regelmäßigen Abständen im Eis steckten. Zwischen den Stäben verliefen fast unsichtbare Drähte, die auf den Stabspitzen befestigte Leuchtsignale auslösten, falls ein ungebetener Gast über sie stolperte. In dieser Ecke der Welt war das in der Regel ein Eisbär.

Der Lichtschein ihrer Stirnlampe fiel auf eine Erhebung. Anna trat näher und kniete sich auf den Boden. Sie zog ihre Handschuhe aus und hauchte warme Luft auf ihre vor Kälte starren Finger. Anschließend wischte sie den Schnee von dem Eisblock, den sie am Morgen hierhergeschafft hatte. Heute war der erste November, der Tag der Toten. Allerheiligen. Unter der Schneedecke kam eine im Eis eingefrorene Fotografie zum Vorschein.

Das Bild eines Mannes.

Der Mann stand unter einem blauen Himmel, er hatte ein sonnengebräuntes Gesicht und große Augen, von denen Lachfältchen abstrahlten. In seine dunklen Locken mischte sich an den Schläfen die eine oder andere graue Strähne, die verriet, dass der Mann womöglich älter war, als er aussah. Er trug eine hellblaue Jacke, und auf seiner Brust hing ein unleserlicher Ausweis.

Anna zog einen Gegenstand aus dem Schnee, ein Grablicht. Es war erloschen. Der Schnee musste durch die Luftlöcher im Deckel gedrungen sein und die Flamme erstickt haben. Anna kippte den Schnee aus und zündete den Docht mit ihrem Zippo-Feuerzeug an, auf dem ein Dolch mit Flügeln eingraviert war. Als die Kerze brannte, grub sie bis hinunter zur Eisfläche ein Loch in den Schnee und stellte das Grablicht hinein. So war es vor Wind geschützt.

Anna blieb sitzen und betrachtete das Bild. Die Kerzenflamme verlieh dem Mann einen Glorienschein. Das flackernde Licht machte seine Augen lebendig. Der Mann hieß Yann Renault. Er und Anna waren seit fast einem Jahr ein Paar gewesen, als Yann während eines Einsatzes für Ärzte ohne Grenzen in Syrien von IS-Kämpfern entführt worden war. Es hätte für sie beide ihr letzter Einsatz sein sollen. Danach hatten sie zusammen in das französische Dörfchen Seillans in den provenzalischen Alpen ziehen wollen, wo Yanns Eltern einen kleinen Gasthof betrieben. Ihr Plan war gewesen, den Gasthof zu übernehmen, wenn Yanns Eltern in Rente gingen. Aber willst du

die Götter zum Lachen bringen, erzähl ihnen von deinen Plänen.

Yann Renault wurde auf dem Friedhof in Seillans beerdigt, während Anna in dem Militärkrankenhaus in Deutschland lag. Für die Welt war Yann Renault ein Held, der sich für seine Mitgeiseln geopfert hatte. Nur wenige Menschen wussten, dass es Anna Aune gewesen war, die die Geiseln gerettet hatte. Und kaum einer wusste, was wirklich geschehen war, als Yann getötet wurde.

Anna schob den steifen Ärmel ihres Überlebensanzugs hoch und sah auf die Uhr. Der Zeiger bewegte sich von der Zwölf fort. Allerheiligen war vorüber. Den Verstorbenen war gedacht worden. Die Weltenmaschinerie drehte sich weiter.

Als Anna zurück in die warme Kabine der *Sabvabaa* kletterte, saß Zakariassen bereits auf dem Fahrersitz, die Hände am Steuer. Er wirkte verärgert, verkniff sich aber einen Kommentar, dass sie sich so viel Zeit gelassen hatte. Anna drehte sich auf ihrem Sitz um und blickte auf die Ausrüstungskisten, die sie auf dem Eis zurückließen. Vierzig Kisten mit allem, was sie benötigten, um fast ein Jahr in der Arktis überleben zu können. Ein Jahr, ohne an etwas anderes denken zu müssen als an Arbeit, Essen und Schlaf. Gerade erschien ihr dies mehr denn je wie das größte Glück auf Erden.

»Die Eisscholle könnte auseinanderbrechen, während wir weg sind«, sagte Anna.

Zakariassen sah sie stumm an.

»Wenn das passiert, verlierst du dein ganzes Equipment, Daniel«, fuhr sie fort, »und deine Expedition endet im Desaster.«

Der alte Mann betrachtete sie noch einen Moment, dann wandte er den Blick ab und heftete ihn auf einen Punkt über dem Arbeitstisch. Nach ein paar Sekunden schüttelte er energisch den Kopf und legte seine Hand auf den Gashebel.

»Es ist unsere Pflicht, Menschen in Not zu helfen«, sagte Professor emeritus Daniel Zakariassen mit entschlossener Stimme und schob den Gashebel nach vorn.

6

Sabvabaa bedeutet in der Inuktitut-Sprache *sanft fließen*.

Als Anna auf dem Sitz neben Zakariassen saß, hatte sie jedoch eher das Gefühl, dass »langsam holpern« die Fortbewegungsart des Luftkissenbootes treffender umschrieb.

Der Wind hatte aufgefrischt, und Zakariassen fuhr weit unter fünfundzwanzig Knoten, um nicht die Kontrolle über das Boot zu verlieren.

Die *Sabvabaa* schwebte auf einem Luftkissen über das Eis, das von starken Gummischürzen an seinem Platz unter dem Rumpf gehalten wurde. Kleinere Hindernisse bereiteten ihr keinerlei Schwierigkeiten, mühelos flog sie über Eisbrocken und klaffende Risse hinweg, doch bei Seitenwind erwies sich die fehlende Bodenhaftung als Problem. Zakariassen musste ständig den Kurs mit dem Steuer korrigieren, das den großen Propeller kontrollierte. Die *Sabvabaa* schwankte heftig, und jedes Mal wenn der Professor ruckartig Gas gab oder die Geschwindigkeit abrupt drosselte, machte Annas Magen einen Satz.

Sie atmete tief ein und versuchte, geradeaus zu blicken.

Die Schneeflocken wirbelten im Scheinwerferlicht umher wie weiße Falter in einer lauen Sommernacht. Ein Bild, das nicht weiter von der Realität hätte entfernt sein können.

Annas Finger waren immer noch eiskalt, und eine Anzeige auf dem Armaturenbrett sagte ihr, dass die Außentemperatur auf fast minus dreißig Grad gesunken war, seit sie die Leuchtrakete gesehen hatte. Sie spürte, wie ihr Sitz schaukelte, hörte das Klirren von Gegenständen, die in der Kabine aneinanderstießen, roch den schwachen Geruch von Diesel. Der Nordpol fegte immer größere Schneemengen gegen die Frontscheibe. Anna versuchte sich zu konzentrieren, indem sie sich vorstellte, was auf der chinesischen Forschungsstation geschehen war, was sie dort bei ihrer Ankunft vorfinden würden, doch das eintönige Brummen des Motors ließ ihre Gedanken abschweifen.

Zu Yanns Foto, das auf dem Eis zurückgeblieben war.

Anna erinnerte sich genau, wann und wo es aufgenommen worden war.

Im syrischen Flüchtlingslager Ain Issa, vor zwei Jahren, sechs Monaten und zweiundzwanzig Tagen.

Yann hatte sie dorthin eingeladen, um den Jungen zu besuchen, der sie zusammengeführt hatte. Als Anna sich über sein Kinderbett beugte, hatte der kleine Sadi gelacht und fröhlich gegurgelt, dem Anschein nach völlig unbeeindruckt von der Tatsache, dass ihm ein Fuß fehlte – die brutale Erinnerung, dass der Bürgerkrieg keine Rücksicht darauf nahm, ob seine Opfer Soldaten oder Kinder waren.

»Sadi wird problemlos laufen lernen. Kinder gewöhnen sich sehr viel schneller an Prothesen als wir Erwachsene«, sagte Yann, als sie anschließend in einem klimatisierten Zelt gemeinsam zu Mittag aßen. Die Mahlzeit, von der Yann später immer behauptete, sie sei ihr erstes Date gewesen. Anna hatte jedes Mal lautstark protestiert.

»Ich weiß, dass ich nicht der romantischste Mensch der Welt bin, aber zwei Stunden durch eine sengend heiße Wüste zu einem trostlosen Flüchtlingslager zu fahren, um etwas von Papptellern zu essen, das du als Mittagessen bezeichnet hast, während deine Kollegen sich auf Französisch gestritten und ihre Ellenbogen in meinem Essen platziert haben, ist kein Date – selbst in Norwegen nicht, nicht mal in Tromsø.«

Yann hatte immer gelächelt und sie geküsst. »Du weißt gar nicht, wie romantisch du bist, Anna. Du kannst von Glück sagen, dass du mich getroffen hast, denn sonst wärst du nie aufgetaut, meine wunderbare skandinavische Eisfrau.«

Jetzt war Yann tot und sie wieder die Eisfrau, im wahrsten Sinne des Wortes. Anna wusste, dass sie nie wieder jemandem begegnen würde, der an den selbstbewussten, romantischen Franzosen aus den provenzalischen Bergen heranreichte. Diese Gewissheit war in dem Augenblick in jede Faser ihres Körpers eingedrungen, als sie in dem Krankenhaus in Deutschland aus dem Koma erwachte. Ganz gleich, was ihr Vater sagte, womit ihre Kollegen sie trösten wollten, was eine Reihe von Psychologen versucht hatten, damit sie nach vorn blickte, sie sah keinen Sinn mehr im Leben. Nur der Gedanke, ihr Vater könne derjenige sein, der sie tot auffand, hatte sie bisher noch am Leben gehalten. Anna hatte eingewilligt, an den Nordpol zu fahren, nicht aber, auch wieder zurückzukehren.

»Sind wir auf dem richtigen Kurs?«

Eine seitliche Windböe brachte die *Sabvabaa* ins Schlingern und riss Anna aus ihren Gedanken. In letzter Sekunde gelang es ihr, den Laptop auf ihrem Schoß festzuhalten. Die Uhr auf dem Bildschirm zeigte an, dass sie seit fast zwei Stunden unterwegs waren. Auf dem Satellitenbild, das sie aufgerufen hatte, blinkten drei Punkte. Der rote markierte den Standort der chinesischen Forschungsstation, der blaue die Position der *Sabvabaa*. Der grüne war das Signal des GPS-Senders an ihrer zurückgelassenen Ausrüstung. Die *Sabvabaa* befand sich ungefähr in der Mitte zwischen dem roten und dem grünen Punkt. Die Eisfläche auf dem Satellitenbild war von schwarzen Blutadern durchzogen – vor ihnen liegende Spalten.

»Ja, wir sollten die Basis bald sehen.«

Zakariassen gab Gas.

Das Boot schoss vorwärts. Im Küchenschrank klirrte es. Schneematsch spritzte auf und verklebte die Frontscheibe, als sie über eine breite Rinne fuhren.

»Verflucht!«

Wie aus dem Nichts tauchte eine Eiswand vor ihnen auf. Zakariassen riss das Steuer herum. Das Luftkissenboot krängte, die Eiswand kam immer näher. Weiße Flocken. Schwarze Schatten. Scharfe Konturen.

Auf dem Armaturenbrett blinkten rote Lämpchen, das Kollisionswarnsystem heulte hysterisch, als Zakariassen den Gashebel noch weiter nach vorn drückte und so in letzter Sekunde einen Zusammenstoß verhinderte.

»Herrgott, Anna, du musst dein Gewicht verlagern!«, schrie er wütend.

Annas Herz schlug bis zum Hals, und ihr Puls rauschte in den Ohren, als sie die scharfen Spitzen sah, die aus der Eiswand ragten wie die Stacheln eines riesigen Igels. Ihr Blick wanderte über das Armaturenbrett. Irgendetwas stimmte nicht.

»Es würde helfen, wenn du das Radar einschaltest«, stellte sie fest und drückte den Knopf, den Zakariassen in der Hektik des Aufbruchs vergessen hatte.

Zakariassen murmelte etwas Unverständliches und beugte sich vor, um besser sehen zu können. Die *Sabvabaa* glitt jetzt sanft vorwärts. Die hohe Eiswand bot ihnen Schutz vor dem Wind.

Anna schluckte die aufsteigende Übelkeit hinunter. Auf dem Satellitenbild befanden sich der blaue und der rote Punkt inzwischen auf gleicher Höhe.

»Wir sollten da sein«, sagte sie und versuchte, einen Blick durch den Schnee zu werfen, der sich mittlerweile so schnell auf die Frontscheibe legte, dass die Scheibenwischer nicht mehr hinterherkamen. Im grellen Scheinwerferlicht der *Sabvabaa* warf die Wand lange Schatten in die eisige Ödnis. Nach einer Weile sah Anna in der Dunkelheit etwas blinken.

»Halt an!«, rief sie. Zakariassen zog den Gashebel zurück. Das Luftkissenboot kam ruckartig zum Stillstand. Der Professor kniff die Augen zusammen. »Ich kann nichts erkennen.«

Anna schaltete die Scheinwerfer aus. Diesen Trick hatte ihr Vater ihr beigebracht, als sie ihr erstes Auto bekam, einen Volvo, den er repariert und neu lackiert hatte. »Mach vor jeder Kurve kurz das Licht aus, dann erkennst du, ob dir ein Auto entgegenkommt«, hatte er gesagt und ihr dann besorgt hinterhergewinkt, weil sie bei tiefster Finsternis und auf regennassen Straßen zu einem Konzert in Tromsdalen gefahren war.

Nachdem ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie die glitzernden Lichter auf der anderen Seite der Eiswand. Das musste die chinesische Forschungsstation sein.

Zakariassen entdeckte die Lichter im selben Moment wie sie, gab wieder Gas, und nach kurzer Zeit überlagerten sich der rote und der blaue Punkt auf ihrem Bildschirm.

Doch dann erklang ein Alarmsignal.

Auf dem Armaturenbrett blinkte die Antikollisionswarnleuchte.

Direkt vor ihnen tauchte der Schlund eines riesigen Ungeheuers auf. Zakariassen riss das Steuer abrupt nach links, und das Luftkissenboot entkam im letzten Moment den Fängen des Monsters. In dem grellen Licht entpuppten sich die scharfen Zähne als im Schnee liegende Ölfässer.

Hinter den Fässern stand eine blau gestrichene Baracke.

Zakariassen manövrierte die *Sabvabaa* an dem Gebäude vorbei und änderte per Schubumkehr die Drehrichtung des Propellers, sodass sie mitten im Flutlicht zum Stehen kamen. Anna merkte erst, dass sie die Luft anhielt, als schwarze Flecken am äußeren Rand ihres Blickfelds zu tanzen begannen.

Das gleißende Scheinwerferlicht der Basis schmerzte in ihren Augen. Nach der langen Fahrt durch die dunkle Polarnacht hatte sie das Gefühl, in einem erleuchteten Himmel gelandet zu sein.

Doch wie sich herausstellen sollte, begleicht auch der Teufel seine Stromrechnung.

7

Es wurde merkwürdig still in der *Sabvabaa*. Doch obwohl sie den Motor ausgeschaltet hatten, vibrierten die Fensterscheiben weiter. Der Sturm zog auf. Schnee wirbelte in dichten Massen durch das grelle Flutlicht der chinesischen Forschungsstation, und Anna suchte nach einem Vorwand, um nichts tun zu müssen. Einfach in ihrem warmen Sitz bleiben zu können. Die Augen zu schließen und ins Nichts zu verschwinden.

»Die Windstärke beträgt inzwischen dreizehn Meter pro Sekunde«, sagte sie. »Das ist schon ein kleiner Sturm.«

»Jaja, glaubst du, das weiß ich nicht?« Zakariassen warf ihr einen wütenden Blick zu. »Wir sind hier nicht im Kinderferienlager.« Um besser sehen zu können, stellte er die Scheibenwischer auf die höchste Stufe. Die gefrorenen Gummiblätter schabten quietschend über die Eisschicht, die sich auf dem Glas gebildet hatte.

Das Flutlicht kam von der Spitze eines Turms, der sich hinter einem gelben Gebäude erhob, das die Ausmaße einer kleinen Industriehalle hatte. Es war mindestens sieben Meter hoch und fünfzehn Meter breit.

Rings um die gelbe Halle gruppierten sich in Hufeisenformation kleine rote Polarhütten. In den meisten Fenstern brannte Licht, doch nirgends war eine Bewegung oder ein neugieriges Gesicht zu sehen. Zakariassen hustete und putzte seine Brille. Dann schob er sie wieder auf seine schmale Nase und blickte auf das Armaturenbrett. Seine Finger suchten nach einem ganz bestimmten Schalter.

Anna zuckte zusammen, als die Dachsirene des Luftkissenbootes losheulte.

Das Geräusch wurde von Wind und Schnee verschluckt.

Zakariassen ließ einen zweiten, längeren Alarmton erklingen. Sie starrten auf das vom Flutlicht erhellte Gelände der Basis. Keine Tür öffnete sich in den rot gestrichenen Hütten, niemand kam aus der Dunkelheit herbeigelaufen. Das einzige Geräusch, das Anna außer dem Tosen des Windes vernahm, war ein fernes, rhythmisches Klopfen. Irgendetwas schlug unentwegt gegeneinander.

Zakariassen hörte das Geräusch ebenfalls. Er atmete langsam durch die Nase aus. Ein besorgter Ausdruck trat auf sein Gesicht. Vermutlich dämmerte

ihm gerade, dass ihre Rettungsaktion nicht unbedingt damit enden musste, dass sie gemeinsam mit den Chinesen Friedenswürstchen grillten und am Lagerfeuer *Kumbaya* sangen.

»Wir werden wohl das Institut informieren müssen«, beschloss er schließlich.

Das Material seines Überlebensanzugs raschelte, als er nach dem Hörer des Satellitentelefons griff, das in einer Halterung am Armaturenbrett steckte.

»Ja, wir sind bei der chinesischen Basis«, sagte er laut, als sich der Institutsleiter in Bergen meldete. »Nein, wir haben noch niemanden gesehen ... Was haben Sie gesagt? Würden Sie das bitte noch einmal wiederholen ... Ich kann Sie nicht verstehen ... Ja, ja, ja, ich werde Sie auf dem Laufenden halten. Wir sehen nach ... Natürlich sind wir vorsichtig.«

Zakariassen beendete das Gespräch, stand auf, ging zum Arbeitstisch, zog eine Schublade auf und nahm einen schwarzen Gegenstand heraus. Er drehte sich zu Anna um und hielt ihr den Gegenstand hin. Anna erkannte das Holster, in dem der große Smith-&-Wesson-Magnum-Revolver steckte, den Zakariassen in Longyearbyen gekauft hatte.

»Ich schieße nicht.«

Zakariassen hatte Anna nach dieser Eröffnung verblüfft angesehen, mitten in der Lobby des Radisson Hotels in Longyearbyen, in dem sie Quartier bezogen hatten, während sie darauf warteten, dass die *Polarstern* im Hafen anlegte, um sie, die *Sabvabaa* und ihr gesamtes Equipment an Bord zu nehmen. Es wimmelte von Japanern und Amerikanern, die in Strümpfen und übergroßen Daunenjacken herumliefen. Ein Schild an der Eingangstür wies darauf hin, dass das Tragen von Straßenschuhen in den Räumlichkeiten des Hotels nicht gestattet war. Ein anderes, dass Waffen (Revolver, Pistolen und Gewehre) im Waffenschrank des Hotels deponiert werden müssten und der Schlüssel am Empfang erhältlich sei.

Zakariassen hatte den Revolver einem Bergarbeiter abgekauft, der nach Hause zurückkehrte. Auf Spitzbergen waren alle Einwohner gesetzlich verpflichtet, außerhalb der Siedlungen Waffen zu tragen. Am Tag zuvor hatte Anna gesehen, wie eine Mutter ihr Kind zu einer Kita mitten im Stadtzentrum brachte, mit einem Schneemobil und einer baumelnden Pistole am Gürtel.

»Was soll das heißen, du schießt nicht?«, fragte Zakariassen. »Du bist doch Soldatin.«

»Ich war Soldatin.«

»Was ist passiert?«

»Das geht nur mich was an. Ich schieße nicht. Punkt.«

»Aber das ist unmöglich ... Du kannst dich nicht unbewaffnet am Nordpol aufhalten.«

»Ich bin bewaffnet.«

Zakariassen lachte laut auf, als Anna ihm den japanischen Sportbogen zeigte, den sie vor vielen Jahren in Tokio gekauft hatte.

»Willst du einen Eisbären etwa ernsthaft mit Pfeil und Bogen zur Strecke bringen?«

»Nur wenn es sich nicht vermeiden lässt. Aber ich denke, ich werde ihn mit Geschrei und wildem Armgefuchtel schon in die Flucht schlagen können.«

Am Ende hatte Zakariassen dann doch zähneknirschend akzeptiert, dass Anna weder sein altes Mausergewehr noch den Revolver benutzen wollte. Den Ausschlag für seine Zustimmung hatte eine Präsentation ihrer Bogenkünste gegeben, bei der ihr leere Konservendosen, die sie auf einem großen Eisblock neben der *Sabvabaa* aufreichte, als Zielscheibe dienten. Aus zwanzig Metern Entfernung traf sie nacheinander schnell und präzise jede einzelne Dose. Das Echo der zurückschnellenden Bogensehne hallte wie harte Peitschenhiebe vom sie umgebenden Eis wider. Als Zakariassen eine der Dosen aufhob, hatte der Pfeil »Trondheims braunes Labskaus«, das sie am Vortag gegessen hatten, komplett durchbohrt.

Zakariassen versuchte, Anna das Holster mit dem Revolver in die Hand zu drücken, und deutete auf den Schnee, der im Flutlicht umherwirbelte. »Wir können nicht bei Sturm und null Sicht nach draußen gehen, ohne uns vor Eisbären zu schützen ... Bei diesen Bedingungen kannst du nicht mit Pfeil und Bogen schießen ... das müsstest du doch am allerbesten wissen.«

Anna wurde übel, als das Metall des Revolvers ihre Hand berührte. Sie ballte sie zu einer Faust.

»Nein, ich komme schon klar.«

»Du kannst bei diesem Wetter nicht mit dem Bogen schießen«, beharrte Zakariassen.

Anna stand auf, ging in den hinteren Teil der Kabine und zog eine abgewetzte Northface-Tasche unter ihrem Bett hervor. Sie wühlte zwischen Slips, Socken, T-Shirts, langen Unterhosen und Büchern, die sie nie zu lesen

begonnen hatte. Unter einer unangebrochenen Flasche Lagavulin Single Malt Whiskey fand sie schließlich, wonach sie suchte. Sie öffnete das Futteral und zog das Jagdmesser heraus. Eine lange mattschwarze Klinge endete in einem robusten Ledergriff. Sie hatte das Messer bei einem Armdrückduell mit einem US-Marine in Bosnien gewonnen. Der Soldat hatte keine Ahnung gehabt, dass er eine dreifache skandinavische Juniorenmeisterin im Armdrücken herausforderte.

Ihre Technik siegte mühelos gegen seine Muskelkraft. Es dauerte gerade einmal zwei Sekunden, bis der Angeber kläglich winselte und sein Arm auf der Tischplatte lag.

»Siehst du, ich bin bewaffnet.« Anna öffnete eine Seitentasche ihres Überlebensanzugs und ließ das Messer vor Zakariassens frustriertem Blick hineingleiten. Er murmelte irgendetwas Unverständliches und griff nach dem Magazin, das er immer auf die Fensterbank legte, nachdem er mit dem alten Mausergewehr draußen auf dem Eis gewesen war. Ein Klicken erklang, als er es ins Gewehr schob. Anschließend sah er Anna mit entschlossener Miene an.

»Dann schauen wir mal nach, was die Chinesen hier so treiben.«

8

Als Anna vom Deck der *Sabvabaa* kletterte, stach der heftige Wind eiskalte Nadeln in die ungeschützte Haut um ihre Augen. Obwohl sie eine Gesichtsmaske trug, drang der Schnee bis in ihre Augenbrauen, schmolz und gefror zu einer harten Eisschminke.

Sie drehte sich aus dem Wind und sah, dass Zakariassen ihr mit dem Mausergewehr über der Schulter folgte. Anna setzte ihre Skibrille auf und tastete in der Tasche nach ihrem Handy. Es war mit dem Internet auf der *Sabvabaa* verbunden, und sobald das Wetter sich besserte, bestand eine kleine Chance, dass sie telefonieren oder eine SMS schicken konnte.

Zakariassen stapfte an ihr vorbei durch den Schnee. Im Flutlicht wirkte sein zurückgeworfener Schatten wie eine schwarze Gummifigur. Widerwillig ging sie ihm nach. Das Laufen war mühsam. Der Wind zerrte an ihr und versuchte unermüdlich, sie zurückzudrängen. Sie musste ständig den Kopf drehen, um sich einen Überblick zu verschaffen, da die zu einer kleinen Öffnung zusammengeschnürte Kapuze und die Skibrille ihr Sichtfeld einschränkten. Die umherwirbelnden Schneeflocken trugen das Flutlicht vom Eisdrachen wie Glühwürmchen in die Dunkelheit hinaus. Anna dachte, dass sie sich hier, auf dieser Basisstation, die man schon fast als kleines Dorf bezeichnen konnte, eigentlich sicher fühlen sollte, doch das genaue Gegenteil war der Fall. Die Dunkelheit und die eisige Einöde, die sie umgab, schienen ihr eindeutig der gefahrlosere Ort zu sein.

Sie wandte den Kopf nach links und ließ ihren Blick an der gelben Halle vorbei zu einer kleineren grauen Hütte mit Flachdach schweifen, an deren Wand sich eine hohe Schneeverwehung türmte.

Als sie in die entgegengesetzte Richtung schaute, kamen zwei der roten Polarhütten in Sicht. Beide hatten breite Vordertüren, aber keine Fenster. Bei der hinteren ragten zwei Rohre aus dem Dach. Die ohnehin schon wirbelnden Schneeflocken drehten hier eine zusätzliche Pirouette um die Rauchsäulen, die aus ihnen aufstiegen.

Anna folgte Zakariassen an der Wand der großen Halle entlang. Je näher sie der vorderen Giebelseite kamen, desto lauter wurde das Klopfgeschall. Zakariassen verschwand um die Ecke. Annas Beine wurden mit jedem Schritt

schwerer. Sie war schon einmal hier gewesen. Alte Erinnerungen erwachten zum Leben. Die Schneeflocken wurden zu Löwenzahnsamen.

Die Löwenzahnsamen schwebten vom Himmel herab, im Licht der tiefstehenden Abendsonne sahen sie aus wie die Fallschirmjäger einer mächtigen Invasionsarmee. Die Stimmung war entspannt. Die Soldaten in ihrer Patrouille machten sich über den Karaokewettbewerb vom Vorabend lustig.

Anna ging an zweiter Position. Es war ihr erster Auslandseinsatz innerhalb einer internationalen Nato-Truppe im Kosovo. Vor ihr lief ein amerikanischer GI. Sebastian hatte eine schöne Stimme. Seine Version von *My Way* war eine der besseren Darbietungen des gestrigen Abends gewesen. Vor einem ausgebombten Einkaufszentrum in Pristina drehte er sich zu ihr um.

»Are you good?«, fragte er noch, dann verschwand er um die Ecke des Gebäudes.

Sie blickte nach hinten, um nach den anderen zu sehen.

Ein Knall.

Die Mauer schützte sie vor der Explosion. Karaoke-Sebastian aus einem kleinen Dorf in Minnesota, dessen Namen Anna vergessen hatte, wurde von der Nato-Streubombe dagegen in Stücke gerissen. *Blue on blue*. Von den eigenen Leuten getötet.

Anna blieb an der Ecke stehen. Auf dem Platz zwischen der Halle und den Polarhütten befanden sich drei Schneewehen im Abstand von ungefähr einem Meter, über die die Schneeflocken wie Tausende mikroskopische Skispringer hinwegfegten.

Ihr Instinkt sagte ihr, dass es ab dem Moment, in dem sie um die Ecke trat, kein Zurück mehr gab. Ab da war sie wieder Soldatin. So wie die magnetische Kraft unter dem Eis alle Kompassse der Welt dazu brachte, in dieselbe Richtung zu zeigen, so zog Anna Aune offensichtlich das Unheil an, ganz egal, wie weit sie versuchte, sich von allem und allen zu entfernen.

Sie machte einen Schritt nach vorn und ging um die Ecke.

9

Der heftige Wind aus der russischen Tundra traf sie wie ein unsichtbarer Güterzug.

Zakariassen stand ein, zwei Meter von ihr entfernt vor einer Tür, die im Wind hin und her schlug.

Bang. Bang. Bang.

Er starrte auf etwas im Türrahmen, dann drehte er sich langsam zu ihr um.

Das Scheinwerferlicht über ihm brach sich in der großen Skibrille, die sein Gesicht bedeckte.

»Was ist?«

Annas Frage wurde vom Wind davongetragen. Es war eiskalt.

Ein weiterer Windstoß erfasste die Tür.

Bang.

Bang.

Bang.

Anna zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, und stapfte durch den tiefen Schnee langsam auf Zakariassen zu. Und dann sah sie, was er sah. In der Tür kniete ein Mann auf allen vieren. Er hatte den Kopf geneigt und starrte auf den Boden, als suche er etwas.

Jedes Mal wenn die Tür gegen den Mann schlug, glaubte Anna, er würde sich gleich von dort wegbewegen, um sich nicht die Finger einzuklemmen. Doch noch immer kniete er unverändert an derselben Stelle.

Bang.

Bang.

Anna fasste an den Türrahmen und riss sich dabei den Handschuh auf. Sie hatte keine Ahnung, weshalb sie überhaupt danach gegriffen hatte. Vermutlich war es eine Reaktion darauf, dass Zakariassen einfach nur dastand und starrte.

»Hallo, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich glaube ... der Mann ist tot!«, schrie ihr Zakariassen ins Gesicht, Speichel flog aus seinem Mund und fror auf ihrer Skibrille fest.

Anna hielt die Tür mit dem Rücken geöffnet und beugte sich zu dem Mann hinunter. Eine weiße Frostsicht umhüllte ihn. In seinen Haaren hatte sich

Raureif gebildet, von seiner Nase hing ein Eiszapfen.

Sie berührte ihn an der Schulter. Kälte kroch ihren Arm hinauf. Keine physische Kälte, sie trug dicke Handschuhe, aber von dem reglosen Körper ging etwas Böses aus. Anna versuchte, den Mann zu bewegen, doch er rührte sich keinen Millimeter von der Stelle. Er erinnerte Anna an die toten Bergsteiger auf dem Mount Everest, die so hoch oben erfroren waren, dass die Rettungshubschrauber sie nicht hatten erreichen können. Sie würden auf ewig in den eisigen Höhen ruhen.

Die Eismenschen.

»Du hast recht«, sagte Anna und drehte sich zu Zakariassen. »Der Kerl hat das Zeitliche gesegnet.«

»Was?«

»Er ist mausetot!«, schrie Anna, um sicher zu gehen, dass der Professor sie verstand.

»Ist ... ist er erfroren?« Zakariassens Augen flackerten hektisch.

»Nein, er *wurde* erfroren.«

Zakariassen betrachtete den zu Eis erstarrten Mann. »Was ist der Unterschied?«

»Er kniet auf allen vieren. Wäre er auf natürliche Weise gestorben, würde er auf dem Boden liegen oder hätte sich an die Wand gelehnt. Vielleicht stehen wir auch vor dem geduldigsten Selbstmörder der Welt, aber das bezweifle ich.«

Anna deutete auf die weißen Hände des Mannes.

»Selbst bei minus zwanzig Grad braucht eine solche Menge Wasser mindestens zwei Stunden, um vollständig zu gefrieren. Niemand kann so lange dasitzen, ohne sich zu bewegen. Irgendwas hat dafür gesorgt, dass dieser arme Teufel innerhalb weniger Augenblicke eingefroren ist.«

»Ein Unfall?«

»Hoffentlich«, erwiderte Anna und schaute zu den roten Polarhütten hinüber, die die Halle umringten. Sie erschienen ihr mit einem Mal verändert. Im ersten Moment hatten sie wie ein sicherer Zufluchtsort vor dem Sturm gewirkt, doch jetzt konnten sie auch etwas völlig anderes beherbergen.

Anna spürte, wie sich ihre Nackenhaare sträubten.

Zakariassen sah in die dunkle Halle. Anna drehte sich um und folgte seinem Blick. Sie konnte nichts erkennen, doch plötzlich wusste sie, dass der Mann in der Tür nicht der Einzige war – dass es dort drinnen noch weitere

Eismenschen gab.

»Wir müssen verdammt vorsichtig sein«, sagte sie und wich von dem Eismenschen zurück. Vom Eisdrachen. Von der Eishölle.

Zakariassen sah sie an und erwiderte etwas, das vom Wind davongetragen wurde.

»... noch mehr ...«, rief er und deutete in die dunkle Halle.

»Nein, wir müssen ...« Der Wind verschluckte auch ihre Worte, bevor sie Zakariassen erreichten. Anna ließ ihren Blick an der Wand entlangwandern. Sie konnte keine weiteren Türen entdecken. Sie beschloss nachzusehen, was sich auf der Rückseite der Halle befand. Als sie sich noch einmal umdrehte, war Zakariassen verschwunden. Ihr war sofort klar, wohin er gegangen sein musste.

»Daniel!«, rief sie. »Komm zurück. Da drin ist es nicht sicher!«

Doch entweder hörte er sie nicht, oder er wollte sie nicht hören.

»Verfluchter Mist!«

Anna fummelte die Tasche ihres Überlebensanzugs auf, in der eine große Maglite-Stabtaschenlampe steckte. Mit der Taschenlampe in der Hand bewegte sie sich auf die Tür zu.

Sie atmete tief ein und versuchte, ihren Puls unter Kontrolle zu bekommen, bevor sie einen Schritt an dem Toten vorbei machte. Irgendetwas knirschte unter ihren Stiefeln.

Mit ausgestrecktem Arm leuchtete sie in die Halle. Der Dunkelheit haftete etwas Körperliches an. Finstere Schatten rissen und zerrten an ihr. Anna hatte gelernt, immer rational zu denken, doch jetzt sendeten sämtliche Nervenzellen ihres Körpers Warnsignale aus, dass das, was sie im Begriff stand zu tun, eine verdammt dumme Idee war. Der Strahl ihrer Taschenlampe zerschnitt die Dunkelheit und traf auf etwas. Eine Gestalt direkt vor ihr.

Aber es war nicht Zakariassen.

10

Anna umklammerte die Maglite-Taschenlampe, bereit, sie als Schlagwaffe gegen den vor ihr stehenden Mann einzusetzen. Automatisch duckte sie sich, um weniger Angriffsfläche zu bieten, doch der Boden war glatt wie eine Schlittschuhbahn.

Anna rutschte aus.

Als sie sich aufstützte, fiel ihr die Taschenlampe aus der Hand. Sie kreiselte über das Eis, der Lichtstrahl rotierte wie ein Leuchtturm auf Speed über die Wände. Dachstreben. Wände. Dachstreben ... Wände ... ein Fuß. Ein Gesicht. Ein zweites Gesicht. Als die Taschenlampe endlich liegen blieb, nahm Anna in ihrem Lichtschein eine Bewegung wahr.

»Anna!«

Zakariassen kroch auf allen vieren auf sie zu. Die Reflektoren auf seinem Überlebensanzug leuchteten.

»Bist du wahnsinnig? Du hast mir eine Scheißangst eingejagt!«

»Sie sind alle tot!« Weiße Wolken traten aus dem Mund des Professors, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Sein üblicherweise so gesetzter Tonfall bekam Risse.

»Sie sind tot, Anna, hier sind überall tote Menschen!«

Anna robbte über das Eis und hob die Taschenlampe auf. Der Mann, von dem sie geglaubt hatte, er wolle sie angreifen, stand unverändert an derselben Stelle. Er war mit einer Frostschrift überzogen, und an seinen Armen hingen kleine Eiszapfen. Genau wie der zu Eis erstarrte Mann am Eingang war er am Boden festgefroren, mitten in der Fluchtbewegung in Richtung Tür. Unter der Frostschrift konnte sie erkennen, dass er mandelförmige Augen hatte. Der Mann war zweifellos ein Chinese oder zumindest Asiat. Er trug eine dünne Daunenjacke und Hausschuhe. Der Mann war definitiv nicht für extreme Minustemperaturen gekleidet.

Hinter ihm machte Anna zwei weitere Eismenschen aus, festgefroren an einem Tisch, auf dem ein paar mit Frost und Raureif überzogene Gegenstände standen, vermutlich Computer.

Neben dem Tisch war eine dritte Gestalt im Eis eingesunken. Ein abgetrennter Fuß lag für sich allein. Anna verspürte einen Brechreiz, als ihr

Blick auf die Bruchstelle fiel. Der Fuß war genauso säuberlich abgeschnitten wie die Salamischeiben, die Galina mit der elektrischen Küchenmaschine morgens immer für die Frühstücksgäste ihres Vaters aufschnitt. Kein einziger Tropfen Blut war zu sehen. Der Mann war schon vor seinem Sturz steif gefroren gewesen. Als er auf dem Boden aufgeschlagen war, musste sein Fuß abgebrochen sein, wie ein Eiszapfen, der von einer Dachrinne fiel.

Über den Toten hing ein zu Eis erstarrter Wasserschwall von der Decke, eingefroren im freien Fall. An der Stelle, wo der Vorhang auf den Boden traf, ragte ein Körperteil aus dem Eis. Ein Arm. Und ein Kopf, in zwei Hälften gespalten, das Gehirn eine graue, breiige Masse. Eine der Schädelhälften war ein zweites Mal gespalten. Die Augenhöhlen waren zertrümmert, an dünnen Strängen hing jeweils eine kleine Schneekugel aus ihnen heraus. Das Licht der Taschenlampe wurde von den dunklen Pupillen reflektiert.

»Siehst du? Sie sind alle tot!«

Zakariassens Stimme überschlug sich. Sein Atem schwebte wie ein nebliges Luftschiff vor seinem Mund, und eine dicke Frostschrift überzog seine Oakley-Skibrille. Mit einem Mal spürte Anna, wie kalt es in der Halle war. Aus dem Eis drang eine allumfassende Kälte empor, schwer und unaufhaltsam. Sie hatte das Gefühl, als wären nur die Flammen der Hölle stark genug, diesen Ort wieder zu erwärmen. Als sie den Fuß hob, blieb ein Teil der Gummisohle ihrer Stiefel am Boden haften.

Zakariassen murmelte etwas Unverständliches. Er musste seine Lippen in der klirrenden Kälte so gewaltsam auseinanderreißen, dass sie zu bluten begannen. Seine Worte sickerten schwerfällig in den Raum.

»Was ist mit diesen Leuten geschehen?«

»Ich weiß es nicht.«

Anna ging zu den beiden Männern, die an dem Tisch saßen. Beide hatten die Köpfe gebeugt und die Hände vors Gesicht geschlagen, als hätten sie versucht, sich gegen das, was sie getötet hatte, zu schützen. Die Computer vor ihnen waren mit Schnee und Eis überzogen. Anna drückte eine Taste auf der Tastatur des Laptops direkt neben ihr. Der Frost knirschte unter ihren Fingern, aber der Computer war ebenso tot wie die Männer in diesem Gebäude. An der Rückseite des Bildschirms hafteten einige lose Blätter. Anna riss eines davon ab, das Papier war steif und mit handschriftlichen chinesischen Schriftzeichen bedeckt. Nichts, was ihr verriet, woran die Toten gearbeitet hatten. Sie drehte sich um und ließ den Strahl ihrer Taschenlampe

langsam durch die Halle wandern. Die eingefrorenen Menschen projizierten lange Schatten an die Wände, doch nichts in dem Raum wirkte gefährlich. Es gab hier nur ein paar Schränke, die vermutlich Werkzeuge enthielten, Kabelrollen und eine ganz normale Kaffeemaschine. Die vereiste Kanne war gesprungen, der herausfließende Kaffee zu einer schwarzen Schlange erstarrt.

Anna richtete die Taschenlampe nach oben.

Der Lichtstrahl traf auf den Eisvorhang, der von der Decke herabhing. Das Eis explodierte in der Luft wie das skulpturale Stillleben einer Feuerwerksrakete.

Sie konnte nicht erkennen, woher die Flüssigkeit gekommen war, aber sie musste etwas mit dem Tod der Männer in der Halle zu tun haben. Anna schob einen Finger unter ihre Gesichtsmaske, um besser atmen zu können. Sie holte Luft, stellte aber keinen Geruch fest. In der Halle war es so eiskalt, dass die Luft sich zu einer zähflüssigen Masse verdichtet zu haben schien.

»Hast du eine Idee, was das sein könnte?«, fragte sie.

Zakariassen richtete seine Taschenlampe auf den Eisvorhang und versuchte, dabei nicht auf die Toten zu blicken.

»Möglicherweise einfach nur Wasser.«

»Diese Menschen sind nicht ertrunken. Sie sind innerhalb von Sekunden eingefroren.«

Zakariassen betrachtete das Gebilde und dachte nach.

Doch ein lauter Knall unterbrach seine Überlegungen.

Ein Schuss.

Von draußen.

11

Verdammte Idiotin!

Der Schuss löste stumme Vorwürfe in Annas Kopf aus. *Wie konntest du nur so bodenlos dumm sein?!*

Der Weg zur Hölle ist mit guten Absichten gepflastert. Als sie Zakariassen gefolgt war, hatte sie ihren Instinkten zuwidergehandelt, die im Chor geschrien und versucht hatten, sie vom Betreten der Halle abzuhalten. Menschen, die auf so grausame Weise ums Leben gekommen waren, waren möglicherweise ermordet worden. Und dann war der Täter nicht weit weg.

Eine der ersten Regeln, die sie beim Militär gelernt hatte, lautete, niemals zu einem verwundeten Kameraden zu laufen, ohne zuerst die Umgebung zu sichern, egal wie sehr er um Hilfe flehte. Wenn man diese fundamentale Regel missachtete, war die Gefahr groß, dass ein Heckenschütze dafür sorgte, dass man selbst das nächste Opfer wurde, das im Niemandsland um Hilfe schrie, während das Leben langsam aus einem herausfloss.

Dieser Gedanke ging ihr durch den Kopf, bevor das Echo des Schusses in einem metallischen Laut erstarb, der in ihren Ohren widerhallte. Die Richtung, aus welcher der Schuss gekommen war, verriet ihr, dass der Schütze in der Tür stand.

»Runter!«, schrie sie Zakariassen zu. Mit einer Hand tastete sie sich über das Eis. Da machte sie eine deutliche Bewegung in der Dunkelheit aus. Etwas Weißes.

Ein zweiter Knall ertönte.

Für den Fall, dass der Unbekannte sie gesehen hatte, rollte Anna sich zur Seite. Ein dritter Knall. Wieder bewegte sich etwas Weißes durch die Dunkelheit. Als der metallische Knall zum vierten Mal erklang, begriff Anna endlich, was sie sah und hörte.

»Das war kein ... Gott sei Dank ... Das war nur die Tür.«

Ihre Nerven hatten ihr einen Streich gespielt. Die Kälte umklammerte ihren Kopf wie ein Schraubstock. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Mit der Taschenlampe in der Hand richtete sie sich wieder auf und näherte sich der Tür, langsam, um auf dem glatten Eis nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Als sie den knienden Mann passierte, fiel ihr auf, dass eine seiner

Hände abgebrochen war. Nur noch drei Finger griffen nach der Klinke. Der Rest lag zertrümmert vor der Tür. In der zerquetschten Handfläche erkannte sie ihren eigenen Fußabdruck. Beim Betreten der Halle musste sie über seine Hand gelaufen sein.

»Halt dich an das Lehrbuch, Anna, verschaff dir als Erstes einen Überblick über die Umgebung«, murmelte sie laut vor sich hin. Ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass irgendwo in der Halle eine latente Gefahr lauerte, doch die akute Bedrohung kam in diesem Moment von außen. Mit der Schulter drückte sie die Tür einen Spaltbreit auf. Doch draußen war nichts zu sehen.

In den wenigen Minuten, die sie sich in dem Gebäude aufgehalten hatten, war der Wind noch stärker geworden. Der Schnee wirbelte in dichten Flocken über den Platz. Die Hütten auf der gegenüberliegenden Seite waren nicht mehr zu erkennen. Einen Fuß vor die Tür zu setzen erschien ihr schon aufgrund des Wetters wie Selbstmord.

»Was zum Teufel ist hier passiert, Anna?« Zakariassen stand dicht hinter ihr. Sie spürte, wie der Lauf seines Mausergewehrs gegen ihren Oberschenkel drückte, und schob ihn zurück.

»Bleib hier. Geh nicht nach draußen, bevor ich es dir sage«, sagte sie und zwängte sich durch die Tür hinaus in den Schneesturm.

Geduckt lief sie um die Ecke der Halle und blieb mit an die Wand gepresstem Rücken stehen. Hier gab es keine Hütten, in denen sich ein Mörder verstecken konnte. Die blaue Baracke, an der sie vorhin vorbeigekommen waren, lag so weit entfernt, dass jemand ein Scharfschützengewehr bräuchte, um sie aus dieser Distanz zu treffen, doch in dem dichten Schneegestöber war sie unmöglich zu sehen.

Die Kälte biss in ihre Lunge, als sie langsam einatmete, um einen klaren Kopf zu bekommen. Sie versuchte, die Situation zu analysieren.

Szenario eins: Die Männer in der Halle waren bei einem Unfall ums Leben gekommen. Nur wo befand sich dann die Person, die die Leuchtrakete abgefeuert hatte?

Szenario zwei: Die Männer waren ermordet worden, aber einer von ihnen hatte fliehen und die Leuchtrakete auslösen können. Der Täter war ihm gefolgt und hatte ihn ebenfalls getötet.

Anna klammerte sich an die zweite Möglichkeit, weil sie den nächsten Schritt viel einfacher machte.

Sie mussten weg von hier.

Mit erhobener Taschenlampe, bereit, jeden Moment zuzuschlagen, ging sie zurück. Ihre Augen tränkten durch den Wind, der unter ihre Skibrille zog. Als sie die Tränen wegblinzelte, nahm sie im Schnee eine Bewegung wahr.

Jemand stand vor der Halle.

Ihr Körper spannte sich wie eine Stahlfeder. Sie warf sich auf den Boden und spürte einen stechenden Schmerz an der Hüfte, wo das Jagdmesser in der Seitentasche steckte. Ein Windstoß blies eine Schneise in den Schnee, wodurch sie die Gestalt nun deutlich sehen konnte.

Es war Zakariassen, der zum Dach hinaufstarrte.

»Was machst du da?«, schrie Anna. »Ich hab doch gesagt, dass du nicht nach draußen gehen sollst, bevor ich dir grünes Licht gebe. Ich war kurz davor, dir mein Messer in den Rücken zu schleudern!«

Der Professor quittierte ihren Wutausbruch mit einer hilflosen Armbewegung.

»Ich hab es da drinnen nicht mehr ausgehalten, nicht mit diesen ... toten Eismenschen ... Ich bin fast erfroren«, stammelte er. Annas Blick suchte die Umgebung ab. In den Fenstern der umliegenden Hütten konnte sie keine Bewegung ausmachen. Weit und breit war niemand zu sehen. Doch hier waren sie einem Angreifer schutzlos ausgeliefert. Ein paar Meter vor ihr türmten sich die drei Schneeverwehungen auf. In einer von ihnen glänzte etwas Metallisches.

»Da oben ist ein Tank.«

Zakariassen deutete den Turm hinauf, auf dem die Scheinwerfer montiert waren. Anna gestattete sich einen kurzen Blick. Ein Amateur mit mehr Enthusiasmus als Talent hatte einen großen knallblauen Drachen auf ein Banner gemalt, das sich zwischen den Streben des Turms wölbte. Aus dem Rachen des Fabelwesens züngelten grüne Flammen. Daneben befanden sich zwei rote chinesische Schriftzeichen.

Der Tank, von dem Zakariassen gesprochen hatte, war hinter dem Banner kaum zu sehen und mit einer dicken, glitzernden Eisschicht umhüllt. »Ich glaube, das, was die Männer getötet hat, ist von da oben gekommen«, sagte er. »Der Tank muss ein Loch haben.«

Anna starrte auf die gelbe Halle und dachte, dass ihnen, selbst wenn diese Theorie zutraf, immer noch ein wesentliches Puzzleteil fehlte.

»Komm!«, rief sie und zerrte Zakariassen hinter sich her. Weg von den Hütten.

Nach drei Schritten waren sie wieder bei dem Mann an der Tür. Anna richtete den Strahl ihrer Taschenlampe auf seine verbliebene Hand. Der Gegenstand, nach dem sie suchte, war nicht dort. Er lag auch nicht neben ihm auf dem Boden. Bei einem Unfall hätte der Mann in der Tür als Einziger die Leuchtrakete abfeuern können, da er sich schon halbwegs außerhalb des Gebäudes befand. Aber wo war dann die Leuchtpistole? Wieder spürte Anna, wie sich ihre Nackenhaare aufstellten. Sie hatte das deutliche Gefühl, dass jemand sie beobachtete. Sie wirbelte auf dem Absatz herum und ließ ihre Augen über den Platz vor der Halle schweifen.

Ihr Blick blieb an etwas Silberigem hängen. Der Sturm hatte das Metallische unter der Schneewehe weiter freigelegt. Etwas flatterte im Wind. Etwas, von dessen Existenz sie lieber nichts gewusst hätte.

Zakariassen folgte ihrem Blick. »Was ist das ... da drüben im Schnee?«

Die Tatsache, dass der Professor dasselbe sah wie sie, ließ ihr keine Wahl.

»Halt dein Gewehr bereit.«

Zakariassen sah sie hinter seinen Brillengläsern verständnislos an. Er hatte noch nicht begriffen, in welche Lage die Rettungsexpedition sie gebracht hatte.

»Bleib dicht bei mir, aber behalte die Hütten im Blick. Wenn du etwas siehst ... was auch immer ... dann sagst du mir Bescheid.« Ein Funken Verständnis leuchtete in Zakariassens Augen auf, er duckte sich, entsicherte sein Gewehr und schaute sich wachsam um.

Seite an Seite bewegten sie sich auf den flatternden Gegenstand zu. Als sie ihn erreichten, kniete Anna sich in den Schnee, ohne dabei die Hüttenfenster aus den Augen zu lassen.

»Achte auf die Fenster. Wenn du etwas siehst, dann schrei.«

Anna fegte den Schnee von dem silbrigen Material. Es war die Kapuze einer Daunenjacke. Unter der silbernen Kapuze ragten schwarze Haare hervor. Vorsichtig strich sie den Schnee aus den Haaren. Blasse Haut kam zum Vorschein. Der Kopf eines Mannes. Sie sah etwas, das sie im ersten Moment für ein Auge hielt, doch die Platzierung war falsch. Anna erhielt den endgültigen Beweis, dass das, was auf der Eisdrachen-Basis geschehen war, kein Unfall gewesen sein konnte.

Mitten auf der Stirn des toten Chinesen klaffte ein Loch. An den Rändern klebte eingetrocknetes schwarzes Blut. Eine Welle von Übelkeit stieg in Anna auf. Ihr Blickfeld verengte sich, und die Welt verschwand in einer

Explosion aus weißen Funken.

12

Der Schnee deckte ihren Mageninhalt zu. Sie hatte sich gerade noch aus dem Wind drehen und ihre Maske vom Gesicht zerren können, bevor sie sich übergab. Der Schleim um ihren Mund fror so schnell fest, dass sie ihn abkratzen musste. Die eisige Kälte biss ihr in die Haut. Anna blieb vornübergebeugt stehen und atmete rhythmisch ein und aus, bis sie sicher war, dass nichts mehr kam. Dann streifte sie die Gesichtsmaske wieder über und drehte sich um. Zakariassen starrte sie ängstlich an. Er blinzelte heftig und presste sein Gewehr an die Brust.

»Ist alles in Ordnung?«

»Jaja.«

»Was ist passiert? ... Du warst plötzlich wie weggetreten.«

Anna sah zur Halle mit den Eismenschen und ließ ihren Blick an dem grellen Lichtkegel vorbei zu dem auf dem Turm im Wind flatternden Drachen emporwandern. Die Scheinwerfer blendeten sie.

Anna drehte sich aus dem gleißenden Licht und merkte, dass sie in einem weißen Raum lag. Unter einem weißen Laken. Weiß gekleidete Gestalten standen um sie herum. Sie versuchte etwas zu sagen, doch irgendetwas in ihrem Mund erstickte die Worte. Eine der weißen Gestalten kam auf sie zu. Ein Mann. Seine Haare waren unter einer weißen Kopfbedeckung verborgen, rotes Blut lief über seine Stirn. Der Mann nahm seinen weißen Mundschutz ab. Es war Yann.

»Wie geht es dir, Anna?«

Sie versuchte zu antworten, doch der Gegenstand in ihrem Rachen hinderte sie daran. Sie hob die Hand an den Mund, umfasste den Schlauch, durch den Luft in ihre Lunge gepumpt wurde, und zog ihn heraus. Jetzt konnte sie endlich sprechen.

»Wie kannst du am Leben sein? Ich habe dich doch getötet.«

»Es ist zu früh für dich, Anna. Du hast noch ein paar Dinge auf dieser Welt zu erledigen.« Yann küsste sie auf die Stirn. Seine Lippen fühlten sich kalt an. Dann nahm er die weiße Kopfbedeckung ab. Schwarzes Blut floss aus einem Loch in seiner Stirn.

Anna blinzelte. Sie zwang sich, die Augen von dem gleißenden Licht abzuwenden und Zakariassen anzusehen. »Ich ... ich hab nur einen Moment die Fassung verloren ... Mir geht's gut, ganz sicher.«

Ihr Herz pochte wild. Zakariassen blickte auf den toten Mann, dessen Gesicht schon wieder von einer dünnen Schneeschicht bedeckt war. Das Einschussloch hatte sich gräulich verfärbt.

»Ist er ermordet worden?«

Anna blickte sich um. Hinter den Fenstern der roten Hütten war nach wie vor keine Bewegung zu sehen. Sie spuckte in den Schnee, um den Geschmack des Erbrochenen loszuwerden, und atmete tief ein.

»Hör zu, Daniel ... du darfst nicht in Panik geraten ...«

»Was?«

Falsch. Die Worte waren an sie gerichtet. Ruhig atmen. Ein Schritt nach dem anderen. Anna deutete auf Zakariassens altes Mauseergewehr.

»Du musst mir Deckung geben.«

Der Professor streckte die Flinte so abrupt vom Körper weg, als hätte sie sich plötzlich in eine Giftschlange verwandelt. Anna packte ihn am Arm und drehte ihn, bis er freie Sicht auf die roten Hütten hatte.

»Wenn du etwas siehst, schießt du. Ruf nicht erst, schieß sofort!«, brüllte sie gegen den Wind an. »Ich muss den Mann untersuchen.«

Ihre tauben Finger tasteten den leblosen Körper und den umliegenden Schnee ab, während sie versuchte, nicht auf den Kopf des Mannes zu sehen. Sie entdeckte keine Waffe.

Anna ging zur nächsten Wehe und schob ein wenig Schnee zur Seite. Ein weiterer Mann kam zum Vorschein. Der Tote lag mit dem Gesicht nach unten. Ein kleines Loch in seiner Daunenjacke verriet, dass ihm in den Rücken geschossen worden war.

Bevor sie an die letzte Schneewehe trat, sah sie zu Zakariassen hinüber. Der alte Mann stemmte sich mit vorgehaltenem Gewehr gegen den Wind. Falls sich in einer der Hütten eine bewaffnete Person versteckte, bot er ein leichtes Ziel. Doch dagegen konnte sie gerade nichts tun.

Das dritte Opfer lag auf dem Rücken und starrte blicklos in den Himmel. Die Augen des Chinesen wirkten seltsam gläsern in dem blassen Gesicht. Anna streifte einen Handschuh ab und legte einen Finger an den nackten Hals des Mannes. Sie spürte keinen Puls, und als sie ihren Finger wegzog, blieb er einen kurzen Moment an der Haut haften.

Der Mann war tot, daran bestand kein Zweifel.

Seine Daunenjacke war an der Stelle, an der ihn die Kugel mitten in die Brust getroffen hatte, zerfetzt. Die Arme hatte er zur Seite gestreckt wie ein Schneeengel.

Außer der Jacke trug er nur eine dünne Jogginghose, seine Füße steckten in Fellpantoffeln. Er war unbewaffnet. Anna hatte gehofft, einer der drei Männer würde sich als Mörder entpuppen. Dass sich ein geistesgestörter Mensch am Ende eines Massakers selbst hinrichtete, war nicht ungewöhnlich. Doch nichts an der Art, wie die Chinesen ums Leben gekommen waren, deutete auf Selbstmord hin. Und auch die Tatwaffe fehlte. Die Indizien ließen nur eine mögliche Schlussfolgerung zu. Das Forschungsteam der Eisdrachen-Basis war ermordet worden – und der Mörder lief immer noch frei herum.

Anna drehte sich um. Ihr langer Schatten reichte bis zur nächsten roten Baracke. Obwohl hinter keinem der Fenster eine Gefahr zu erkennen war, zitterte sie am ganzen Körper. Das Blut rauschte in ihren Ohren. Sie lief durch den Schnee zu Zakariassen.

»Die Männer sind tot. Jemand hat sie umgebracht, Daniel!«, schrie sie ihm ins Gesicht, um den Wind zu übertönen. »Wir müssen auf der Stelle von hier weg!« Anna griff nach seiner Hand und führte den Professor wie ein Kind durch das Schneegestöber zurück zur *Sabvabaa*.

13

Die Sekunden, die der Dieselmotor zum Aufwärmen benötigte, ehe Anna die *Sabvabaa* starten konnte, erschienen ihr wie eine Ewigkeit. Die Scheibenwischer arbeiteten auf höchster Stufe, dennoch konnten sie in dem dichten Schneetreiben nur wenige Meter weit sehen. Falls der Mörder sich in einer der Hütten versteckt hielt, musste er sie kommen gesehen haben. Er. Anna wusste nicht viel, aber sie wusste, dass dies das Werk eines Mannes war. Möglicherweise das mehrerer Männer. Sie mussten sich mit ihren Waffen in einer der Hütten verschanzt haben. Und in dem Moment, in dem sie den Zündschlüssel umdrehte, begann der Wettlauf.

Ab da blieb ihr nur die Zeit, die jemand brauchte, um eines der möglichen Verstecke auf der Basis zu verlassen und ins Freie zu laufen. In diesen wenigen Sekunden musste sie das Luftkissenboot gewendet und Zakariassen und sich auf das sichere Eis hinaus manövriert haben.

Ohne nach unten zu sehen, griff sie nach dem Satellitentelefon, hob den Hörer auf Augenhöhe und scrollte sich zu Boris' Nummer durch, während sie abwechselnd durch die Frontscheibe und auf das Telefon blickte. Nachdem sie die Nummer gewählt hatte, erklang aus dem Lautsprecher nur ein pulsierendes Piepen. Das Telefon konnte keinen Kontakt zum Satelliten herstellen.

»Das Telefon funktioniert nicht, ich bekomme keine Verbindung. Du musst es über das Funkgerät probieren!«, rief sie Zakariassen zu, erhielt jedoch keine Antwort. Der Professor hockte vornübergebeugt neben ihr.

Sie hatte versucht, ihn dazu zu bringen, sich ans Steuer zu setzen, die Initiative zu übernehmen, aber Zakariassen schien in eine Art Schockstarre verfallen zu sein. Er saß nur da, umklammerte das alte Mausergewehr und murmelte vor sich hin, dass er sich das so nicht vorgestellt habe, dass das nicht der Plan gewesen sei.

»Vergiss den Plan, Daniel! Wir müssen verflucht noch mal von hier weg!«, schrie Anna in dem Versuch, seine Apathie zu durchbrechen, doch Zakariassen starrte weiterhin stumpf auf den Boden. Seit sie auf der Eisdrachen-Basis waren, hatte jeder von ihnen einen Nervenzusammenbruch erlitten. Woher ihr posttraumatischer Stress kam, wusste Anna, aber sie hatte

keine Ahnung, was den alten Professor plagte. Vermutlich war es eine ganz natürliche Reaktion auf den Anblick der vielen toten Menschen. Auf so einen Albtraum konnte niemand gefasst sein.

Endlich erlosch das Benzinlämpchen, und Anna drehte den Zündschlüssel um. Der Motor sprang sofort an. Ohne den Blick von der Frontscheibe zu nehmen, legte sie beide Hände an das kleine Steuer. Wenn der oder die Mörder angriffen, würde sie sie in dem dichten Schneegestöber erst bemerken, wenn sie direkt vor dem Luftkissenboot standen. Im Licht der Scheinwerfer wären sie früher zu sehen, doch damit verriet sie auch den Standort der *Sabvabaa*.

Zakariassen hatte ihr gezeigt, wie man das Luftkissenboot steuerte, in Longyearbyen und in den ersten Tagen, nachdem sie der deutsche Eisbrecher auf dem Eis abgesetzt hatte, doch am liebsten übernahm er selbst das Steuer. Anna war das nur recht, sie hatte sich nie für andere Fahrzeuge als Motorräder interessiert.

Der Motor dröhnte ohrenbetäubend laut. Die *Sabvabaa* erzitterte, als der kraftvolle Propeller Polarluft unter den Rumpf drückte und so das Boot vom Eis hob. Aber sobald die *Sabvabaa* auf dem Luftkissen schwebte, wurde sie von heftigen Seitenböen erfasst. Wie Zakariassen es ihr gezeigt hatte, manövrierte sie das Boot in den Wind, indem sie den Luftstrom mit dem Ruder zur Seite zwang. Das Luftkissenboot begann sich zu drehen.

Die Halle mit den Eismenschen glitt an der Frontscheibe vorbei.

Ein Luftkissenboot zu lenken ließ sich nicht mit Autofahren vergleichen. Krampfhaft umklammerte Anna das Steuer, während die *Sabvabaa* sich weiterdrehte, von der Forschungsstation fort und in die Dunkelheit hinein. Das Flutlicht verschwand hinter ihnen, und sie wurden von der Nacht verschluckt. Anna tastete mit der Hand über das Armaturenbrett, bis sie den Schalter für die vorderen Scheinwerfer fand. Sie flammten unmittelbar vor der blauen Baracke auf.

Anna riss das Steuer nach rechts, doch der Sturm drückte die *Sabvabaa* weiter auf das Gebäude zu.

»Daniel, ich kann das Boot nicht kontrollieren!«, schrie Anna und boxte Zakariassen gegen die Schulter.

Der Professor blinzelte und sah auf. Er brauchte einen Moment, bis er begriff, was los war, dann erwachte er aus seiner Apathie.

»Lass das Steuer los!«

Seine Hand schoss zu ihr hinüber.

»Gas! Du musst mehr Gas geben!«

Anna schob den Gashebel bis zum Anschlag nach vorn. Die Vibration des Motors brachte die Scheiben zum Klirren. Schon tauchte die blaue Baracke direkt vor dem Fenster auf der Beifahrerseite auf. Gleich würden sie vorbei sein.

Ein heftiger Ruck. Aluminiumplatten lösten sich scheppernd aus ihren Halterungen. Die *Sabvabaa* hüpfte, schaukelte und rotierte um die Ecke der Baracke. Eine blaue Fassadenverkleidung stieß gegen den Rumpf des Luftkissenbootes. Am Heck erklang ein lauter Knall.

»Halt an! Du musst anhalten. Der Propeller hat was abbekommen!«

Zakariassen zog den Gashebel zurück.

Ein weiterer Knall ertönte. Im hinteren Teil der Kabine ging Glas zu Bruch.

Anna spürte einen Windstoß im Nacken. Sie drehte sich um. Durch das Fenster über ihrem Bett wirbelte Schnee in die Kabine. Vor der zerbrochenen Scheibe flackerte grelles Licht.

Flammen.

Ein Alarmsignal heulte los.

»Wir brennen!«, schrie Zakariassen. »Um Himmels willen, wir müssen hier raus!« Speicheltropfen trafen ihr Ohr.

»Nein, bleib hier. Ich kümmere mich darum.«

Anna schob Zakariassen zur Seite, griff unter den Sitz und zog einen Feuerlöscher hervor.

Mit drei Schritten war sie an der Luke. Beim Hinausklettern flogen ihr spitze Eiskristalle ins Gesicht.

An der Stelle, wo die Kollision ein Stück der Verkleidung herausgerissen hatte, klaffte ein schwarzes Loch in der Baracke. Der Feuerschein fiel auf Fässer. Ölfässer.

Wunderbar.

Die *Sabvabaa* hatte direkt neben dem Treibstoffdepot der Chinesen Feuer gefangen.

Die Propellerabdeckung brannte. Anna lief über das Deck in Richtung der Flammen, die vom Wind waagrecht zur Seite getrieben wurden. Benzingeruch schlug ihr entgegen, und schwarze Rauchschwaden breiteten sich aus.

Anna zog den Sicherungsstift des Feuerlöschers heraus und sprühte

Schaum auf den Brandherd unter der Propellerabdeckung. Die Flammen zischten und fauchten, streckten ihre brennenden Klauen nach ihr aus und weigerten sich zu sterben.

14

Sie musste das Feuer löschen, bevor es auf die Wandisolation der Kabine übergriff. Wenn das geschah, würde die *Sabvabaa* innerhalb von Sekunden lichterloh brennen. Doch schließlich hatte der Löschschaum den Flammen genug Sauerstoff entzogen, damit sie erstickten. Ein letztes Mal züngelten sie zornig empor, ehe sie zu Funken verglommen, die von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Als Anna zurück in die Kabine kletterte, spürte sie einen stechenden Schmerz am Ellenbogen. Sie hob den Arm und entdeckte einen glühenden Funken, der ein Loch in ihren Überlebensanzug gesengt hatte. Mit einem Messer erstickte sie den letzten Versuch des Feuers, sie zu verbrennen.

»Ist der Motor beschädigt?« Zakariassen saß unverändert auf seinem Sitz, zum Glück hatte er wenigstens seine Schockstarre überwunden.

»Keine Ahnung, da draußen ist es stockdunkel. Versuch mal, ihn anzulassen.«

Der Professor drehte den Zündschlüssel, und ein lauter, kreischender Ton erfüllte die Kabine.

»Der Anlasser funktioniert ... aber es klingt, als würde der Motor kein Benzin ziehen.«

Zakariassen schaltete die Zündung aus. Stille. Anna beugte sich vor und schaltete die Lichter der *Sabvabaa* aus. Die Kabine lag nun komplett im Dunkeln, hinter dem Treibstoffdepot schimmerte das Flutlicht des Eisdrachen.

»Daniel, du musst mir einen Gefallen tun ... du musst nach draußen gehen und Wache halten.«

Die *Sabvabaa* war mit drei Iridium-Satellitentelefonen ausgestattet, einem VHF-Sender für Flugfunk, einem für Seefunk und einem 100-Watt-Funksender. Anna testete alle Kanäle, während Zakariassen draußen Wache hielt.

Sie ließ die Frontscheibe nur aus den Augen, als sie erneut versuchte, Kontakt über das Satellitentelefon herzustellen. Vor den roten Hütten bewegte sich nichts. Der Wind trieb den Schnee diagonal durch das Flutlicht,

das einen fast perfekten Kreis um die Basis warf. Aus der Entfernung wirkte sie wie eine dieser Schneekugeln mit Miniaturdörfern, die Eltern ihren Kindern zu Weihnachten schenken und in denen es schneite, wenn man sie schüttelte.

Hätte Anna Aune den Eisdrachen geschüttelt, hätte es Blut geschneit.

Der Lärm der Kollision und das Feuer mussten dem oder den Mördern zu verstehen gegeben haben, dass die Rettungsmannschaft in dem Luftkissenboot in Schwierigkeiten steckte. Jetzt saßen sie wieder am längeren Hebel. Zakariassen konnte nur eine Seite des Bootes bewachen, während Anna versuchte, Hilfe zu rufen. Vielleicht umzingelten sie die *Sabvabaa* schon in diesem Moment?

Schließlich löste sie den Notfunksender aus.

Bei dem schwarzen wasserdichten Kunststoffgerät, das aussah wie eine Thermoskanne, handelte es sich um einen Argos-Notsender, der automatisch ein SOS-Signal mit der genauen Position der *Sabvabaa* an die sich in der Umlaufbahn über dem Nordpol befindlichen Satelliten absetzte. Jedenfalls solange die Batterie hielt.

Als sie das erledigt hatte, kletterte Anna aus der Luke und stemmte sich an Deck gegen den Wind. Sie blieb im Schutz der versengten Propellerabdeckung stehen, während Zakariassen den Motor im Licht seiner Stirnlampe begutachtete.

Der Wind war so stark, dass sie nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte. Als Zakariassen seine Inspektion beendet hatte, fühlte sich ihr Gesicht wie eine Eismaske an.

Der Professor kletterte mit einem verkohlten Schlauch zurück in die Kabine. Sein Überlebensanzug war dreckig, mit einer Eisschicht überzogen und stank nach Benzin. »Der Treibstoffschlauch ist bei dem Aufprall gerissen, das Benzin ist direkt auf den Motorblock geflossen ... Wenn der Motor läuft, wird er glühend heiß, deshalb hat er Feuer gefangen«, sagte er mit kaum verhohlener Wut in der Stimme.

»Wie lange brauchst du, um den Schlauch auszuwechseln?« Anna ließ die roten Hütten nicht aus den Augen. Ihre steifen Nackenmuskeln schmerzten.

»Eine ... vielleicht zwei Stunden, aber wir können die *Sabvabaa* in diesem verfluchten Sturm nicht fahren.« Zakariassen legte den Schlauch auf den Arbeitstisch. In seinem riesigen Überlebensanzug wirkte er plötzlich winzig

klein und eingetrocknet.

»Ich konnte keine Hilfe rufen. Unsere Funkgeräte sind tot. Entweder liegt es am Wetter, oder die Antennen sind bei der Kollision beschädigt worden«, erwiderte Anna. »Meinst du, du kannst sie reparieren?«

»Ja, im schlimmsten Fall sind sie abgebrochen, aber wahrscheinlich ist es nur eine Leitung. Die lassen sich leicht auswechseln.« Zakariassen verstummte, sein Blick begann zu flackern. »Aber die Ersatzteile liegen in unserem Basislager. Verflucht!« Er sah Anna frustriert an. »Tut mir leid, ich hatte keine Ahnung, dass wir in diese Hölle hineingeraten würden. Hast du wirklich alle Satellitentelefone ausprobiert?«

»Natürlich habe ich das. Versuch es doch selbst, wenn du mir nicht glaubst!« Anna holte tief Luft, um ihre Wut zu zügeln. »Dieser verdammte Sturm blockiert das Signal. Ich habe den Notsender aktiviert, der Rettungsdienst weiß also, dass wir in Schwierigkeiten stecken.«

Zakariassen blickte besorgt auf das schwarze Argos-Gerät mit dem blinkenden grünen Lämpchen. »Was, wenn der auch nicht funktioniert?«

»Warum sollte er nicht funktionieren? Er ist doch extra dafür konzipiert, mit Schiffen unterzugehen und vom Meeresboden aus zu senden. Er wird schon funktionieren ... Bei diesem Wetter dauert es nur länger. Und die Russen haben dieses Jahr keine Forschungsstation auf dem Eis. Der nächste Hubschrauber befindet sich wahrscheinlich auf Grönland, Spitzbergen ... oder vielleicht Novaja Semlja.« Während Anna redete, ließ sie die Eisdrachen-Basis draußen vor dem Fenster nie länger als ein, zwei Sekunden aus den Augen.

»Dieser Sturm kann nicht ewig dauern«, sagte Zakariassen, starrte aber gleichzeitig resigniert auf den Boden. Unter seinen grauen Haaren schimmerte die Kopfhaut hervor. Leberflecken zeichneten die Karte eines unbekannten Kontinents.

»Wir können nicht warten, bis Hilfe kommt. Wir müssen von hier weg, Daniel«, sagte Anna. »Ich habe keine Ahnung, was in dieser Halle geschehen ist, möglicherweise war es wirklich ein Unfall ... Aber die drei Chinesen da draußen im Schnee sind eindeutig erschossen worden. Das bedeutet, dass sich hier irgendwo ein Mörder aufhält, vielleicht auch mehrere.«

»Aufhielt«, korrigierte Zakariassen. »Fliehen Mörder nicht für gewöhnlich vom Tatort?«

»Wohin sollten sie denn bitte gehen? Wir sind verflucht noch mal am

Nordpol. Hier gibt es nichts, wohin man fliehen könnte. Jeder, der sich bei diesem Wetter aufs Eis traut, erfriert.« Anna blickte in den Schneesturm hinaus. Das Flutlicht der Eisdrachen-Basis flackerte durch das Schneetreiben, als würde es seinen Strom aus einem schlagenden Herzen beziehen. »Vielleicht hat sich der Mörder auch umgebracht«, sagte sie. Das wäre zumindest die einfachste Lösung für all ihre Probleme. Doch dann meldete sich wieder die Realistin in ihr. Die möglichen Szenarien. Wie die Figuren in dieser blutigen Schachpartie gezogen werden könnten.

»Die Sache ist die ... Wenn der Mörder immer noch hier ist, dann sind wir seine Rettung. Die *Sabvabaa* ist die einzige Möglichkeit, um von hier wegzukommen«, sagte sie. Egal, welchen Zug sie gedanklich durchspielte, sie kehrte immer wieder zu derselben Strategie zurück. Und die bestand in einem Zug, den sie unter keinen wie auch immer gearteten Umständen ausführen wollte. Doch in diesem Spiel gab es nur wenige Figuren. Und sie war die Einzige, die genügend Kraft besaß, sie zu retten.

Sie war die Königin.

»Wenn wir überleben wollen, können wir nicht länger hier sitzen bleiben. Wir müssen die Angreifer sein. Wir müssen den Mörder stellen, Daniel.«

»Die Fram-X-Expedition ruft alle Funkstellen! Mayday! Mayday! Mayday!«, wiederholte Zakariassen mit der monotonen Stimme eines demotivierten Pfarrers in einer leeren Kirche. Er saß vor dem Funkgerät und drehte am Frequenzregler. »Irgendjemand muss uns doch hören, in drei Teufels Namen!«

Doch aus dem Lautsprecher kam nichts als lautes Rauschen. Anna tat das, was sie immer tat, wenn sie sich bei einer Entscheidung nicht sicher war. Sie holte ihre Tasche unter dem Bett hervor, zog den Reißverschluss der kleinen Vordertasche auf und nahm eine Tabakdose heraus. Sie setzte sich aufs Bett und schob einen der Portionsbeutel unter ihre Oberlippe. Der erste am heutigen Tag. Anna spürte, wie ihre Mundschleimhaut das Nikotin aufnahm und ihr Körper sich entspannte.

Wieder blickte sie nach draußen.

Der wirbelnde Schnee war das Einzige, was sich in der Dunkelheit bewegte. Einen Moment lang dachte sie: Was kümmert es mich überhaupt? Ist das nicht die Gelegenheit, auf die ich gewartet habe? Kann ich nicht einfach hier sitzen bleiben und darauf warten, was das Schicksal bringt? Sollen die Würfel fallen, wie sie wollen. Doch der angespannte Blick des alten Mannes, der vor dem Funkgerät hockte, brachte sie wieder zur Besinnung. Die unbeugsame Soldatin in ihr übernahm das Kommando. Sie konnte Daniel Zakariassen jetzt nicht im Stich lassen.

»Wie viel Munition hast du?«

Der Professor zuckte zusammen.

»Äh, ein volles Magazin im Gewehr und sechs Patronen im Revolver. Aber ich habe noch mehr Munitionsschachteln mitgenommen.« Zakariassen stand auf, froh darüber, eine einfache Aufgabe mit einem klaren Ziel zu haben: die Munitionsschachteln finden und zählen. Er ging zu dem kleinen Küchenschrank, der an der Wand neben Annas Bett hing, öffnete die Tür und schob Konservendosen, Knäckebrot und Spaghettipackungen zur Seite.

»Ich habe die Schachteln hier irgendwo hingelegt.« Zakariassen atmete hektisch ein und aus, während er weitere Vorräte umräumte.

»Merkwürdig ... sie müssen runtergefallen sein ...« Der Professor streckte

den Arm bis an die Rückwand des Schrankes und schnaubte wütend, bis er endlich eine kleinere rote und eine größere graue Schachtel hervorzog. Beide waren geöffnet.

»Wie konnte das passieren? Ich bin mir sicher, dass ich sie sorgfältig verschlossen habe ...« Aufgebracht inspizierte er den Inhalt der Schachteln. Auch Anna nahm sie in Augenschein. Wie sie befürchtet hatte: Auf dem Boden der Schachteln lagen nur noch eine Handvoll Patronen.

»Ich verstehe das nicht ... Die Munition muss hier irgendwo sein ...« Zakariassens Empörung schlug in Verwirrung um. Anna schob ihn zur Seite und leuchtete mit ihrer Taschenlampe in den Schrank. Ganz hinten an der Rückwand war ein schmaler Spalt. Sie steckte einen Finger hinein und ertastete die kalte Außenwand, aber auch da waren keine Patronen.

»Und du bist dir ganz sicher, dass die Patronen in den Schachteln waren?«

Zakariassen blinzelte sie ängstlich an. Anna bereute ihre Frage. Wer konnte sich jetzt noch bei irgendetwas sicher sein?

»Ja, ja, ich bin ganz sicher. Wo hätten sie sonst sein sollen?«

Die kalte Luft, die durch das zerbrochene Fenster in die Kabine drang, suchte sich einen Weg ihren Nacken hinunter. Sie zitterte. Wie lange waren sie draußen gewesen, als Zakariassen den Motor inspiziert hatte? Zehn Minuten? Eine Viertelstunde? Anna versuchte, sich ihren Sichtwinkel in Erinnerung zu rufen. Sie hatte windgeschützt hinter der Propellerabdeckung gestanden. Durch den Schneesturm hatte sie nicht viel erkennen können, außerdem hatte sie vor allem darauf geachtet, ob sich jemand von der Forschungsstation her näherte. Konnte der Mörder von der anderen Seite gekommen, den Rumpf hinaufgeklettert, zu dem zerbrochenen Fenster gekrochen und in die *Sabvabaa* eingedrungen sein?

Anna drehte sich zu dem Fenster über ihrem Bett. Die Reste der Scheibe steckten noch in der Dichtung, die sich teilweise von der Wand löste. Okay, jetzt kann ich die Dichtung endgültig auswechseln, dachte sie. Anna strich mit ihrer behandschuhten Hand über die Glasscherben, konnte jedoch unmöglich feststellen, ob jemand durch das Fenster in die Kabine geklettert war.

»Was machst du?«, fragte Zakariassen. Er stand immer noch vor dem Schrank und hielt die fast leeren Munitionsschachteln in der Hand.

»Ich hatte die verrückte Idee, dass die Patronen bei dem Aufprall vielleicht durchs Fenster geflogen sein könnten«, log Anna und sah seinen skeptischen

Blick. »Wir sollten alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, oder etwa nicht?«

»Ich habe nachgezählt. Wir haben insgesamt vierzehn Patronen«, erwiderte Zakariassen. »Drei weitere für das Mausergewehr und eine für den Revolver.« Anna wusste, dass er sich eine Antwort von ihr erhoffte, die sie ihm nicht geben konnte. Würden vierzehn Patronen genügen, um sie am Leben zu halten, bis Rettung eintraf?

»Hier ist die Fram-X-Expedition. Dies ist ein Notruf. Mayday, Mayday, Mayday«, funkte Zakariassen erneut mit monotoner Stimme. Doch niemand antwortete. »Mayday, Mayday, Mayday.«

»Daniel, wir müssen jetzt wirklich von hier weg.« Anna legte eine Hand auf Zakariassens schmale Schulter. Er sendete einen letzten Notruf, dann schaltete er das Funkgerät aus. Als die Lämpchen, die Signalstärke und Frequenz anzeigten, erloschen, war es, als hätte der Rest der Welt aufgehört zu existieren. Jetzt gab es nur noch sie beide, die *Sabvabaa* und das, was sich in den Hütten der Forschungsstation verbarg.

Anna bat Zakariassen zu überprüfen, ob das Mausergewehr auch tatsächlich funktionierte. Sie sah ihm dabei zu, wie er die Waffe durchlud, kontrollierte, dass die Patrone aus der Kammer ausgeworfen wurde, und sorgte dafür, dass er das Magazin herausnahm und die Munition erneut einlegte.

Die zusätzlichen Patronen steckte er in seine Brusttasche. In Reichweite.

»Was ist mit dir?« Der Professor hielt ihr das Holster mit dem Revolver hin. Anna betrachtete die Waffe. Wenn sie nach dem Revolver griff, würde sein Gewicht den Boden unter ihr zum Einsturz bringen. Sie würde durch das Eis unter der *Sabvabaa* fallen und ertrinken.

»Mir reicht mein Messer. Geh du vor.«

Als die Luke des Luftkissenbootes hinter ihr zufiel, verspürte Anna den unwiderstehlichen Wunsch umzukehren. Sie wollte zurück in die Kabine klettern, die Heizung so weit wie möglich aufdrehen, den Samowar anzünden und starken Tee kochen. Sich ganz tief in ihren Schlafsack verkriechen. Sich um nichts kümmern, die Augen schließen und das Beste hoffen. Auf Rettung warten. Oder den Untergang. Doch ihr Körper gehorchte ihr nicht.

Ihre Beine ignorierten die Proteste ihres Gehirns und trugen sie rasch fort von der zerbrechlichen Zivilisationsblase.

Anna lief zu der am nächsten gelegenen Hütte. Erst im Schutz des Schattens auf der Rückseite wagte sie, Luft zu holen. Zakariassen, der rückwärtsging und sein Mausergewehr auf das richtete, was aus der Dunkelheit kommen könnte, blieb weit hinter ihr zurück und prustete wie ein gestrandeter Wal, als er endlich zu ihr aufschloss.

Hinter der schmalen Gestalt des Professors sah Anna noch eine Ecke der *Sabvabaa*, die an die Wand des Treibstoffdepots gepresst war. Ihr kleines Zuhause bot einen bemitleidenswerten Anblick. Das Heck war schwarz verkohlt, die Kabine lag im Dunkeln, und vor den Fenstern türmten sich bereits hohe Schneeverwehungen. Merkwürdig, wie sehr einem eine zwölf mal sechs Meter große Blechbüchse ans Herz wachsen konnte.

Als Zakariassen wieder zu Atem gekommen war, krochen sie in den Schatten zwischen der ersten und zweiten Hütte. In dem engen Durchgang piffen die Böen wie durch einen Windkanal, und Anna hatte das Gefühl, unter Wasser zu gehen. Aus der Hütte rechts von ihnen erklang das leise Brummen eines Generators. Auf dem Platz flatterte die Kapuze des erschossenen Chinesen im Wind. Anna glaubte nicht an ein Leben nach dem Tod, doch in diesem Moment hätte sie alles dafür gegeben, wenn der Mann aus dem Jenseits mit ihr hätte sprechen und ihr hätte sagen können, wo sich seine Mörder befanden.

Als sie an der Ecke stehen blieb, stieß ihr der Lauf von Zakariassens Gewehr in den Rücken.

»Pass auf, verdammt, ich will keine Kugel zwischen den Rippen haben.« Anna schob ihn zur Seite und hielt Ausschau nach Bewegungen hinter den

Fenstern der Baracken. Die Tür der linken Hütte war einen knappen Meter entfernt.

»Du bleibst hier stehen und hältst Wache«, wies sie Zakariassen an. »Zähl bis fünfzehn. Dann drehst du dich um und kontrollierst, dass sich niemand von hinten nähert.« Der Professor wandte sich auf der Stelle um. Anna zog seinen Kopf zu sich heran. »Sieh fünf Sekunden auf die Rückseite ... und fünfzehn auf den Platz vor den Hütten. Fünfzehn ... fünf ... fünfzehn ... fünf. Hast du verstanden?«

Zakariassen nickte, presste sich an die Wand, legte das Gewehr an und zielte auf die Hütten vor sich. Anna zog ihr Jagdmesser aus der Tasche.

Eins, zwei, drei ...

Anna Aune lief los, griff nach der Klinke, riss die Tür auf und stürzte mit erhobenem Messer in die Wärme.

Die Tür schlug hinter ihr zu. Automatisch kauerte Anna sich zusammen. Grelles Licht blendete sie. Während sie versuchte, ihre Umgebung zu erkennen, stieg ihr der Geruch von ranzigem Öl in die Nase. An der Wand standen mehrere Regale, hinter denen sich ein Mensch leicht verstecken konnte.

»Habt keine Angst. Wir kommen, um euch zu helfen!«, rief sie auf Englisch. Sie horchte, doch abgesehen von dem Wind, der um die Baracke pfiff, und dem Wasser, das von ihrem Überlebensanzug auf den Boden tropfte, war kein Laut zu hören.

Die Hütte war eine Werkstatt.

In den Regalen standen ordentlich übereinandergestapelte gelbe Werkzeugkisten mit der Aufschrift DeWalt in großen schwarzen Buchstaben. Schraubenzieher, Schraubenschlüssel, Äxte, Nagelpistolen und lange Eisbohrer hingen in dafür vorgesehenen Halterungen an der Wand.

Als Anna an den Regalen vorbeiging, fiel ihr Blick auf Motorteile und Kabel, die neben einer großen Werkbank lagen. In einem Netz an der Wand hing etwas, das wie ein Fallschirm aussah. Eine große Holzkiste, auf der gelbe und rote Aufkleber klebten, war mit einem Vorhängeschloss versperrt. Neben einem riesigen Autoreifen stand ein Schlitten mit einer Deichsel. Das Gummi war an einer Seite aufgeplatzt und löste sich von der Felge.

Der klassischen Kfz-Werkstatt-Tradition zu Ehren hatte jemand ein *Playboy*-Poster an einen Schrank gepinnt – eine Chinesin, die auf einer Treppe posierte. Sie trug pinke Hasenohren und ein winziges pinkes Kostüm,

das ihre Brüste bis zum Kinn hochpushte. »China Lee« stand in Schnörkelschrift in einer Ecke des Posters.

In der Hütte war niemand. Anna drehte sich um und entdeckte einen Stahlschrank neben der Eingangstür. Davor lagen ein stabiles Vorhängeschloss und eine Metallsäge. Jemand hatte das Schloss aufgesägt.

Sie sah hinein. Leere Gewehrstände und Putztücher verrieten ihr, dass dies die chinesische Version eines Waffenschanks war. Aber wo waren die Waffen? Anna zählte zehn Gewehrhalter, und die unteren Regalbretter boten genügend Platz für reichlich Munition.

Als ihr Blick auf eine einzelne 9-Millimeter-Patrone auf dem Boden des Schanks fiel, wurde ihr bewusst, dass sich dort nicht nur Gewehre, sondern auch Revolver oder Pistolen befunden haben mussten. Nachdem sie diese wenig beruhigende Entdeckung gemacht hatte, steckte sie für den Fall, dass der Mörder noch weitere Geheimnisse weggesperrt hatte, die Metallsäge ein. Anschließend griff sie sich eine Handvoll Kabelbinder und eine Rolle Klebeband von einem Tisch, auf dem auch noch Kunststoffrohre lagen. Wenn man in den Krieg zog, konnte man nie genug Kabelbinder und Klebeband dabeihaben.

Als Anna die Werkstatt verließ, war Zakariassens Überlebensanzug mit einer vereisten Schneeschicht bedeckt. Der Sturm wurde sekundlich stärker, die Temperatur fiel. Wenn sie nicht bald einen sicheren Unterschlupf fanden, würde der Nordpol ihnen den Garaus machen.

»Was war in der Hütte?«

Anna schlüpfte in den schmalen Durchgang und lief zum anderen Ende, um sich zu vergewissern, dass dort keine Gefahr lauerte.

»Es ist nur eine Werkstatt.«

Sie beschloss, dass es keinen Sinn hatte, Zakariassen noch mehr in Panik zu versetzen, indem sie ihm erzählte, dass der oder die Mörder genug Waffen und Munition besaßen, um einen Krieg anzuzetteln. Die nächste Hütte bereitete ihr in dieser Hinsicht keine weiteren Sorgen. Als sie die Tür öffnete, fiel ihr Blick auf drei große Stromgeneratoren.

Um zu den Hütten auf der nördlichen Seite des Platzes zu gelangen, mussten sie durch das Flutlicht gehen, völlig ungeschützt. Für einen Moment erwog Anna, Zakariassen zu bitten, die Scheinwerfer auszuschießen, dann aber wollte sie ihre ohnehin knapp bemessene Munition nicht vergeuden.

Sie versuchte zu rennen, doch es war unmöglich. Der von Boris angekündigte Sturm griff nun mit voller Wucht an. Die Böen waren so stark, dass sie sich aus dem Wind drehen musste, um atmen zu können.

Zwei Meter von der Hütte entfernt sah sie etwas.

Eine Bewegung im Schatten. Und diesmal war sie echt. Zwei Augen leuchteten im Scheinwerferlicht auf.

»Da ist was.«

Im Augenwinkel registrierte sie, wie Zakariassen sich in Zeitlupe umwandte.

»Geh in Deckung!«, schrie sie gegen den Wind an.

Zakariassen zielte mit seinem Gewehr, doch was auch immer dort in der Dunkelheit gestanden hatte, war verschwunden. Dann huschte plötzlich ein grauer Schatten an einer der unterhalb von ihnen gelegenen Hütten entlang.

Ein lauter Schuss übertönte den heulenden Wind, gefolgt von einem zweiten und einem dritten.

»Hör auf!«, schrie Anna.

Doch es war zu spät.

Zakariassen schoss, bis das Magazin leer war. Sein magerer Körper zuckte jedes Mal, wenn er den Abzug betätigte und der Rückstoß seine Schulter traf. Als die Schüsse verklungen waren, lief Anna zu ihm.

»Hör auf zu schießen, das war nur ein Fuchs.«

Zakariassen blickte sie verständnislos an.

»Entschuldige, das war mein Fehler. Ich dachte, ich hätte jemanden zwischen den Hütten gesehen.«

Hinter der Skibrille runzelte der Professor skeptisch seine buschigen Augenbrauen. »Das kann nicht sein, um diese Jahreszeit gibt es keine Füchse am Nordpol.«

»Es war ganz bestimmt ein Tier. Es hatte einen Schwanz und ist hinter den Hütten da drüben verschwunden.«

»Gebirgsfüchse halten sich nur während der Sommermonate am Nordpol auf«, beharrte der Professor störrisch. »Ich ...«

»Schon gut, du hast recht, aber hier können wir nicht bleiben. Nur die Toten haben uns nicht kommen hören«, fiel Anna ihm ins Wort und zog Zakariassen hinter die Wand, in die er gerade ein Loch geschossen hatte. »Du musst das Gewehr neu laden.«

»Es ist so verflucht kalt ...« Die dünnen Finger des Professors zitterten, als er die Patronen aus seiner Brusttasche fummelte und versuchte, sie ins Magazin zu stecken. Eine Patrone fiel ihm aus der Hand. Anna hob sie mitsamt einer Handvoll Schnee auf. Sie schirmte Zakariassen vor dem scharfen Wind ab, während er den Schnee von der Patrone blies, das Magazin weiter bestückte und es einrasten ließ.

Der Schnee fiel jetzt so dicht, dass Anna nur die ersten Hütten in der Reihe erkennen konnte, in der sie standen. Sie hatte kein Gefühl mehr in ihren Fingern und Zehen. Wenn die Durchsuchung der restlichen Hütten weiter so viel Zeit in Anspruch nahm, würden sie erfrieren, bevor überhaupt jemand die Chance hätte, sie zu töten.

Die militärische Taktik in einer Situation wie dieser wäre, eine Position zu finden, die sie verteidigen konnten, bis Verstärkung eintraf. Die Amerikaner bezeichneten diese Strategie als *bunker down*. Aber die Funkstelle, die

hoffentlich inzwischen ihren Notruf empfangen hatte, würde ein Rettungsteam, Ärzte und Sanitäter schicken, keine Soldaten. Und bis auf die Piloten, die die Mörder benötigten, damit sie sie aufs Festland flogen, würden sie ausnahmslos alle töten.

Ein Windstoß riss ihr die Kapuze vom Kopf und beförderte einen Schwung Schnee hinein.

»Mir ... mir ist so verflucht kalt.« Zakariassen klapperte mit den Zähnen, und Anna sah die Panik in seinen Augen. Ihre eigene Paranoia schnürte ihr mit der Kraft eines Sumoringers die Brust zu. Sie konnten nicht weiter in diesem Sturm herumstehen.

»Wir kontrollieren die ganze Reihe!«, rief sie mit falscher Zuversicht in der Stimme. »Ich öffne die Türen, du gibst mir Deckung.« Sie umrundete die Ecke, noch bevor Zakariassen protestieren konnte. Schon riss sie die nächstgelegene Tür auf und registrierte zwei leere Sofas und einen schwarzen Fernseher, ehe sie weiterlief. In der nächsten Hütte sagte ihr ein langer Esstisch, auf dem eine verwaiste Schale mit Reis stand, dass es sich dabei um die Kantine der Eisdrachen-Basis handelte.

Als sie die Tür der letzten Hütte in der Reihe öffnete, stieg ihr verschmorter Staubgeruch in die Nase.

Elektrogeräte.

In einem Regal standen mehrere Funkgeräte. Mit erhobenem Messer drang sie langsam in den Raum vor. Die Schatten der Gehäuse glitten über ihr Gesicht. Dann, plötzlich, tauchte hinter dem Regal der Umriss einer Gestalt auf.

Eine Person in einem orangefarbenen Overall.

Anna wich zurück. Ihr Blick begann zu flackern, und ihre Sinne spielten ihr einen Streich. Die Gestalt teilte sich wie eine Amöbe und wurde zu fünf Personen, die orangefarbene Overalls trugen und vor einer von Flammen versengten Mauer standen – Yann in der Mitte.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«, brüllte Anna. Sie schüttelte den Kopf und atmete tief ein. Ein Psychologe hatte ihr gesagt, dass das passieren könnte. Posttraumatischer Stress wird durch Geräusche, Gerüche oder andere Sinneseindrücke ausgelöst. In einem solchen Fall ist das Gehirn von Erinnerungen überlastet und nimmt keine neuen Informationen mehr auf – die Erinnerungen werden wirklicher als die Wirklichkeit.

Der Psychologe hatte dieses Phänomen als »Übererinnerung« bezeichnet.

Yann kam immer näher. Anna sah, wie seine Haare im Wind wehten. Die Zeit verstrich unendlich langsam. In der Mauer hinter ihm tat sich eine Öffnung auf. Ein riesiges Wesen erschien, ein menschlicher Berg. Das Wesen hielt etwas in der Hand. Eine Höllenflamme.

Anna presste die Augen so fest zusammen, dass es wehtat. Sie atmete tief ein, füllte ihre Lunge mit Luft und ließ den Sauerstoff zirkulieren, als sei er eine völlig neue Geschmacksrichtung, die probiert und gründlich beurteilt werden müsste. Dann öffnete sie die Augen. Ihr Blick fiel auf ihre blauen Moonboots, die in einer Pfütze standen. Das Flackern war erloschen. Sie konnte wieder klar sehen.

Anna wich einen Schritt zurück. Etwas stach ihr in den Rücken. Sie wirbelte herum. Es war nur eine der Streben, die die Hütte stabilisierten. Als sie sich wieder nach vorn wandte, saß die orangefarbene Gestalt unverändert am selben Platz.

»Ich bin bewaffnet!«, rief sie, doch die Gestalt reagierte nicht.

Mit vorgestrecktem Messer ging sie weiter in den Raum hinein. Im Augenwinkel sah sie, dass hinter dem Regal mit den Funkgeräten eine Axt auf dem Boden lag. Die orangefarbene Gestalt saß vornübergebeugt mit dem Kopf auf der Tischplatte vor drei großen Computermonitoren, auf denen farbenprächtige Aufnahmen des Nordlichts rotierten.

Anna umklammerte ihr Jagdmesser und bewegte sich langsam auf die reglose Gestalt zu.

Es war ein Mann.

An einem Ständer neben ihm hing ein Gegenstand, der wie ein schwarzer Abfahrtsskiahelm aussah. Aus ihrer Perspektive schien der Helm der Kopf des Mannes zu sein, der sich von seinem Hals gelöst hatte.

Der Mann trug eine orangefarbene Daunenjacke. Auf dem Rücken war dasselbe Drachenmotiv wie auf dem Turmbanner, ringsum verliefen aufgestickte chinesische Schriftzeichen. Das schwarze Haar des Chinesen durchzogen vereinzelte graue Strähnen, wie schmutziger Schnee in einem Kohlebergwerk.

Seine Stirn ruhte auf einer Tastatur. Die Augen waren geschlossen, als schlief er. Ein dünner Flaum bedeckte sein Kinn. Anna streifte einen Handschuh ab und presste einen Finger auf den Hals des Mannes. Seine Haut fühlte sich kalt und klamm an.

Der Boden unter dem Stuhl, auf dem der Tote saß, war mit Blutflecken

übersät, die in der Mitte dunkelrot waren, zum Rand hin aber bereits braun, beinahe schwarz wurden. Der Chinese war schon vor mehreren Stunden ermordet worden. Anna konnte keine Einschusslöcher in seiner Jacke entdecken. Als sie sich umdrehte, fiel ihr auf, wofür die Axt auf dem Boden gebraucht worden war. Die Rückseiten der Funkgeräte wiesen tiefe Einkerbungen auf, durchtrennte Kabel hingen wie malträtierte Gedärme über zertrümmerten Schaltkreisen. Derjenige, der den Mann getötet hatte, hatte sich auch die Zeit genommen, jede Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit der Außenwelt zu zerstören.

Zwei hohe Glasschränke hatte der Mörder bei seinem Zerstörungswerk jedoch ausgelassen. In den Schränken befanden sich schwarze Geräte, an denen blaue Lämpchen blinkten. Die Lüfter der Geräte summten. In einem der Schränke baumelten zwei graue und schwarze Kabel von einem ansonsten leeren Regal.

Anna überließ den toten Chinesen seiner Ruhe und ging aus der Hütte.

Als sie ins Freie trat, kniete Zakariassen im Schatten hinter der Nachbarhütte und zielte auf die drei toten Chinesen auf dem Platz, als hätte er Angst, sie könnten zum Leben erwachen und sie angreifen.

»Da drinnen liegt noch ein Mann!«, rief Anna über den heulenden Sturm hinweg. Zakariassen nickte starr und zeigte deutlich, dass er keine Details hören wollte.

Fünf Hütten waren noch übrig. Anna holte tief Luft und lief weiter.

Mit jeder Baracke, die sie betrat, stieg ihre Anspannung. Eine der Türen zu öffnen war wie das Betätigen des Pistolenabzugs beim Russisch Roulette. Früher oder später würde sich eine Kugel in der Kammer befinden.

Die erste Hütte entpuppte sich als Krankenstation, mit Medikamenten, Verbandsmaterial und einer Waschmaschine. In der nächsten befanden sich acht ordentlich gemachte Betten. In der dritten hing eine Satellitenkarte der Arktis an der Wand über einem großen Konferenztisch, dahinter stand ein Paravent mit chinesischer Landschaftsmalerei. Steile Berge erhoben sich über einem See.

Keine weiteren Toten, keine Lebenden.

Blieben noch zwei Hütten. Bei der hinteren handelte es sich um eine Garage mit zwei großen Toren. Eins davon war geöffnet, im Innern konnte Anna ein Ölfass mit einer Pumpe ausmachen. Sie signalisierte Zakariassen, dass sie dort als Nächstes hingehen würden. Um nicht gesehen zu werden, lief sie geduckt an der vorderen Hütte vorbei und schlüpfte in die Garage. Hinter dem zweiten Tor stand ein grüner Traktor. Von der Pumpe am Ölfass wehte ihr Benzingeruch entgegen. Jemand hatte vor nicht allzu langer Zeit getankt. Unter ihren Füßen knackte es, als sie sich bewegte. Der Boden war mit Holzplanken ausgelegt.

»Komm, hier ist niemand«, sagte sie und winkte Zakariassen, der sich neben dem geschlossenen Garagentor an die Wand presste. Er ging zu ihr, hielt aber abrupt inne.

»Hier hat ein Fahrzeug gestanden.«

Er deutete auf einen Ölfleck, in dem ein Reifenabdruck zu erkennen war. Vor der Garage hatte der Schnee die Reifenspuren schon lange zugedeckt.

Anna betrachtete den Abdruck. Sie wäre nie auf die Idee gekommen, am Nordpol ein gewöhnliches Fahrzeug zu fahren. Aber sicher, mit einem Geländewagen oder einem Traktor konnte man das Eis überqueren, solange keine Rinnen oder Risse ein Vorwärtsskommen behinderten. Und wenn der Motor lief, war das Innere des Fahrzeugs ein angenehm warmer Ort.

Auf diese Weise könnte jemand den Sturm draußen auf dem Eis überleben.

»Wo kann das Fahrzeug hingefahren sein?«, fragte Zakariassen.

Anna streckte den Kopf aus dem Garagentor und spähte um die Ecke. Sie hoffte, die Scheinwerfer der *Sabvabaa* zu sehen, doch aus der pechschwarzen Nacht wirbelten ihr nichts als Schneeflocken entgegen. Sie zog den Kopf zurück und wischte sich den Schnee aus dem Gesicht.

»Ich weiß es nicht. Bei diesem verfluchten Mistwetter könnte Godzilla zehn Meter vor uns stehen, ohne dass wir ihn bemerken.«

Zakariassen starrte noch immer auf den Ölfleck.

»Glaubst du ... er ist geflohen?«, fragte er voller Hoffnung.

»Oder sie, so viele Menschen zu töten ist viel Arbeit.«

»Wir müssen auch die letzte Hütte kontrollieren«, sagte Anna. Sie richtete ihren Blick auf das Gebäude. Der letzte Raum. Die letzte Kammer im Russisch Roulette. Der einzige Ort, an dem sich ein Mörder jetzt noch verstecken konnte.

»Warum können wir nicht einfach ... hierbleiben?« Zakariassens Stimme zitterte. »Wir machen das Garagentor zu. Hier ist es warm.« Er deutete auf einen Ölgenerator, der unter einem Tisch stand, auf dem Werkzeuge lagen. Vor dem geöffneten Garagentor leuchtete die rote Wandfarbe der letzten Hütte im grellen Scheinwerferlicht. Die Fenster waren dunkel. Darauf hätte auch Anna geachtet, wenn sie nach draußen sehen wollte, ohne selbst gesehen zu werden.

»Nein, wir müssen auch die letzte Hütte überprüfen.«

»Bitte, ich kann nicht mehr.« Zakariassen begann plötzlich zu weinen. »Ich habe Angst.« Er schluchzte laut. Für einen kurzen Moment war Anna wie gelähmt, doch dann legte sie dem Professor den Arm um die Schultern und zog ihn an sich. »Ich habe auch Angst«, sagte sie und sah ihm in die Augen. »Aber das ist gut so. Nur Idioten haben keine Angst. Angst macht einen wachsam.« Das war die Wahrheit. Kontrollierte Angst und Paranoia hatten die Soldatin Anna Aune in vier Kriegen auf drei Kontinenten am Leben

gehalten.

Nachdem Zakariassen sich beruhigt hatte, gingen sie wieder in den Schneesturm hinaus.

Sie liefen an der windgeschützten Garagenwand entlang und arbeiteten sich zur Vorderseite der letzten verbliebenen Hütte vor.

»Warte hier.« Anna legte sich in den Schnee und robbte um die Ecke.

Vor der Eingangstür entdeckte sie einige nur teilweise vom Schnee verdeckte graue Flecken. Sie kroch unter ein Fenster, hob den Arm und klopfte mit dem Messer laut gegen die Scheibe. Dann sprang sie abrupt auf und blickte in ein Gesicht. Schwarze Löcher als Augen. Ihr eigenes Spiegelbild. Ein trostloser Mensch an einem trostlosen Ort.

Im Innern der Hütte konnte sie keine Bewegung ausmachen.

»Komm!«, rief sie Zakariassen zu, woraufhin er um die Ecke kroch. »Du bewachst die Tür, wenn ich reingehe. Falls jemand auf mich schießt, schießt du zurück. Versuch aber bitte, nicht mich zu treffen.« Der Professor umklammerte sein Mausergewehr mit festem Griff und nickte.

Anna stellte sich neben die Tür und wartete, bis Zakariassen die Hand auf die Klinke gelegt hatte. Ein Nicken, und er riss die Tür auf.

Geduckt, mit dem Messer in der einen und der Taschenlampe in der anderen Hand, trat Anna in die Dunkelheit. Sobald sie die Schwelle überquert hatte, schlug ihr ein süßlicher Geruch entgegen, wie von frisch aufgeschnittenem Fleisch.

19

Anna vergewisserte sich, dass rechts und links von ihr niemand lauerte, dann ließ sie den Schein ihrer Taschenlampe über ungemachte Schlafkojen schweifen. In zwei der Betten lagen Menschen.

»ICH BIN BEWAFFNET!«, rief sie, so laut sie konnte. »BLEIBEN SIE LIEGEN!!«

Keine Antwort.

Sie drehte das Messer um, hielt es an der Klinge und zielte auf die Personen in den Betten, bereit zum Wurf. Es kam ihr vor, als sickere die Dunkelheit im Raum aus den reglosen Gestalten.

Der Strahl der Taschenlampe fiel auf den Kopf im nächstgelegenen Bett. Dabei entdeckte sie einen großen Blutfleck auf dem Boden.

Die zweite Person starrte mit offenen Augen an die Decke. Anna trat zu dem Mann, der in einem dunkelblauen Schlafsack lag. Er war noch jung, in seinen kurzen schwarzen Haaren klebten weiße Daunen. Auf Brusthöhe hatte der Schlafsack zwei Löcher.

»Was machst du?«

Zakariassen stand in der Tür. Im Scheinwerferlicht zeichnete er sich als schwarze Silhouette vor dem umherwirbelnden Schnee ab. Sein in den Raum fallender Schatten legte sich wie eine Decke über den zweiten Toten.

»Hier sind noch zwei. Beide wurden erschossen.«

»Um Himmels willen ...« Zakariassens Stimme brach. »Nimmt dieser Albtraum denn nie ein Ende?«

Anna schob ihr Messer zurück in die Tasche. »Er ist jetzt zu Ende. Wir haben überall nachgesehen. Hier gibt es keine Überlebenden.«

Zakariassen wandte sich um und blickte zur Garage hinüber. Der Wind schien gedreht zu haben, denn der Schnee wehte jetzt durch das geöffnete Tor.

»Die Mörder müssen geflohen sein«, sagte er.

»Aber wohin? Dort draußen gibt es keinen Ort, an dem sie sich verstecken könnten.«

»Der Nordpol ist riesig ... mindestens zwölf Millionen Quadratkilometer. Auf so einer Fläche kann man leicht verschwinden.«

»Ja, hoffen wir, dass diese Teufel wirklich verschwunden sind.« Anna betrachtete die beiden toten Männer.

»Ich verstehe das nicht, warum tötet jemand friedliche Wissenschaftler?«, stotterte Zakariassen.

»Aus denselben Gründen, aus denen friedliche Männer Frauen töten. Und davon gibt es Tausende. Streit, Eifersucht, finanzielle Probleme ...«

»Einen Mord aus Wut könnte ich ja noch verstehen, aber das hier ... das ist doch Wahnsinn.«

»Du hast recht«, sagte Anna und bewegte sich auf die Tür zu. »Das ist das Werk eines Wahnsinnigen. Aber ... lange Dunkelheit und Isolation haben schon viele starke Männer um den Verstand gebracht.«

»Mag sein, aber ich habe noch nie von einem Massenmord am Nordpol gehört.« Frustriert schlug Zakariassen sein Gewehr so hart gegen den Schaft seines Stiefels, dass Anna fürchtete, ein Schuss könnte sich lösen.

Einen kurzen Moment hatte sie Angst, der alte Mann könnte plötzlich selbst Amok laufen oder etwas Verrücktes tun. Daniel hatte diese Expedition fünf Jahre lang akribisch vorbereitet. Er hatte für alles einen Plan. Er hatte so viele Ersatzteile für die *Sabvabaa* mit an den Nordpol geschleppt, dass er daraus vermutlich sogar ein neues Luftkissenboot bauen könnte. Bevor sie aufgebrochen waren, hatte er die Ausrüstung doppelt und dreifach kontrolliert. Doch eine Sache hatte er nicht einpacken können, ganz gleich, wie sorgfältig er plante. Er besaß nicht diese winzige Zutat, die den Unterschied machte zwischen wirklich erfolgreichen Menschen und allen anderen:

Glück.

Selbst ein strahlendes Wissenschaftsgenie mit den Taschen voller Nobelpreisen hätte nicht vorhersehen können, dass ein Massenmörder am Nordpol auftauchen würde.

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragte er.

Schnee wehte vom Dach und rieselte auf seinen Kopf. Er vermied es, in Richtung der Toten zu sehen. Es war offensichtlich, dass er nicht im selben Raum mit ihnen sein wollte.

»Hier können wir nichts mehr ausrichten. Wir müssen zurück zur *Sabvabaa* und zur Absicherung ringsum Leuchtfallen aufstellen, damit sich uns niemand unbemerkt nähern kann. Und du musst die Antennen reparieren. Die Sonnenstürme oder der Schneesturm oder was auch immer schuld daran ist,

dass wir keine Verbindung bekommen, wird sich ja wohl irgendwann legen. Und dann müssen wir nur noch die Heizung aufdrehen und warten, bis Hilfe eintrifft.«

Auf einmal lächelte Zakariassen. Der Glaube eines kleinen Jungen, dass am Ende alles gut gehen wird. »Ja, das klingt nach einem Plan, Anna.« Der Professor streifte sich den Gewehrriemen über die Schulter und war schon im Begriff, zum Luftkissenboot zurückzugehen, als Anna plötzlich ein Geräusch hörte.

Ein Wort.

Sie drehte sich um und sah einen toten Mann, der sich im Bett aufrichtete.

20

Der Tote schälte sich aus Zakariassens Schatten und setzte sich auf. Sein Gesicht kam in den Kegel des Flutlichts, der in die Hütte fiel. Er hob die Hand, als wollte er seine Augen abschirmen, und sagte etwas auf Chinesisch, bevor er auf das Bett zurücksackte. Anna ließ Zakariassen an der Tür stehen und lief hinüber.

Im ersten Moment hielt sie die von den Toten auferstandene Gestalt für eine Frau. Das Gesicht war blass. Über den Augen lagen lange Wimpern, und lange schwarze Haare fielen in eine hohe, glatte Stirn. Die Nase war schmal, die Lippen füllig und breit.

»Hören Sie mich?«, fragte Anna.

Der Chinese bewegte sich, und der Schlafsack rutschte ihm halb vom Körper. Er trug einen roten Fleecepullover, und ein Stück Stoff, das aussah wie ein T-Shirt, war um seine Brust gewickelt. Die ursprüngliche Farbe ließ sich durch das viele Blut, das das Kleidungsstück verfärbt hatte, nicht mehr erkennen.

»Was ist passiert?« Die Stimme des Chinesen klang überraschend dunkel, und er sprach ein klares, deutliches Englisch.

»Man hat auf Sie geschossen. Wissen Sie, wer das war?«

»Nein ...« Der Mann drückte sich mit seinen dünnen Armen von der Matratze hoch und versuchte aufzustehen.

»Bewegen Sie sich nicht. Bleiben Sie ruhig liegen, bis ich mir Ihre Wunde angesehen habe.« Anna legte eine Hand auf die Brust des Mannes und drückte ihn behutsam auf das Bett zurück. Als sie ihre Hand zurückzog, klebte dunkles Blut an ihren Fingerspitzen.

»Wurde er ... wurde er auch angeschossen?«

Zakariassen stand immer noch in der Tür. Das Flutlicht bildete einen Heiligenschein um seinen Kopf, sodass er aussah wie eine Jesusfigur.

»Ja. Komm rein und mach die Tür hinter dir zu.«

Der Professor rührte sich nicht vom Fleck. »Was ist, wenn die Mörder zurückkommen?«

»Dann würde ich an deiner Stelle von der Tür weggehen. In dem Licht bist du die perfekte Zielscheibe.«

Widerwillig machte Zakariassen einen Schritt in den Raum.

»Nein, warte, ich brauche Verbandsmaterial. Lauf rüber zur Krankenstation.« Anna beugte sich über den Chinesen und legte einen Finger auf seine Halsschlagader. »Nimm alles mit, was du findest. Ein Narkosemittel wäre auch nicht schlecht.«

»Nein ... nein ... das will ich nicht«, erwiderte Zakariassen. »Wir müssen auf der Stelle von hier weg.« Seine Stimme zitterte vor Angst. »Bitte, können wir nicht einfach von hier verschwinden, bevor die Mörder zurückkommen?« Geduld im Gefecht war noch nie Annas Stärke gewesen. Irgendetwas in ihrem Blick musste Zakariassen erschreckt haben, denn als sie sich zu ihm umdrehte, wich er entsetzt zurück und stolperte dabei fast über seine Füße.

»Warum, glaubst du, versuche ich, diesem armen Mann das Leben zu retten, Daniel? Wenn es einen Menschen gibt, der uns helfen kann herauszufinden, wer dieses Massaker angerichtet hat, dann er. Aber wenn wir noch länger warten, stirbt er an Blutverlust.«

Anna wandte sich wieder dem verletzten Chinesen zu, während sie mit Zakariassen sprach. »Du tust jetzt das, was ich dir sage. Geh nach draußen, beweg deinen Hintern auf die Rückseite der Hütte und lauf, so schnell du kannst, zur Krankenstation. Nimm vier von den größten Kompressen und so viel Verbandsmaterial, wie du tragen kannst. Mindestens vier Rollen. Und Morphinum wäre wunderbar.« Stille breitete sich aus. Anna konnte Zakariassen durch die Nase atmen hören. Dann erklangen Schritte, und die Tür schlug zu. Der Professor gehorchte.

Die ungewöhnlich großen Augen des Chinesen starrten sie unverwandt an.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

»Mein Name ist Anna Aune. Wir sind das Team der norwegischen Fram-X-Expedition. Unsere Basisstation liegt acht Kilometer südlich von hier. Ich habe eure Leuchtrakete gesehen. Wir sind gekommen, um euch zu helfen.«

Der Chinese starrte sie weiter an. Anna hatte keine Ahnung, ob er verstanden hatte, was sie gesagt hatte, oder ob er unter Schock stand. Sie sprach langsam und deutlich. »Wissen Sie, was hier geschehen ist?«

Der Mann blinzelte hektisch, antwortete aber nicht.

»Haben Sie die Leuchtrakete abgeschossen?«

»Nein, ich war die ganze Zeit hier.« Der Mann hustete und wälzte sich im Bett hin und her. Anna legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Sie müssen still liegen. Wir werden etwas finden, das Ihnen hilft.« Ihre

vom Frost aufgerissenen Lippen formten sich zu einem – wie sie hoffte – beruhigenden Lächeln. »Können Sie sich an irgendwas erinnern ... wie es passiert ist?«

»Nein, ich habe geschlafen ... und bin von einem Geräusch wach geworden ... Ich glaube, jemand stand in der Tür ... dann habe ich einen Knall gehört. Als ich wieder aufgewacht bin, hatte ich höllische Schmerzen in der Brust. Ich habe sie abgetastet ... meine Hand war voller Blut. Ich bekam Todesangst und habe immer wieder um Hilfe geschrien ... aber ... niemand ist gekommen.« Der Chinese deutete mit dem Kopf auf den Mann, der in der Nachbarkoje lag.

»Da habe ich gesehen, dass Guan ... tot ist.« Er begann zu weinen. Tränen liefen seine glatten Wangen hinunter.

»Haben Sie keine Angst. Alles wird wieder gut. Wir sind bei Ihnen, Sie sind jetzt in Sicherheit«, log Anna und zwang ein weiteres starres Lächeln auf ihr Gesicht. »Aber es wäre hilfreich, wenn Sie mir alles sagen, woran Sie sich erinnern.«

Der Chinese nickte kaum merklich.

»Haben Sie die Person in der Tür erkannt?«, fuhr Anna fort.

Der Mann versuchte, die Tränen wegzublinzeln. »Nein. Es war dunkel, ich hatte geschlafen, und alles ging so schnell. Ich glaube, er hat etwas zu mir gesagt. Und dann hob er den Arm, als wollte er auf etwas zeigen. Dann hat es geknallt, und ... ich muss ohnmächtig geworden sein. Als ich wieder aufgewacht bin, war niemand mehr hier. Nur Guan. Mehr weiß ich nicht.« Der Mann fing wieder an zu weinen.

»Das macht nichts. Ruhen Sie sich aus. Wir werden alles herausfinden. Wir sind hier, um Ihnen zu helfen.«

Anna legte den Arm um den Mann und richtete ihn ein Stück auf. Mit der anderen Hand tastete sie die Matratze unter seinem Rücken ab. Falls der Chinese irgendwo eine Waffe versteckt hatte, würde sie in der Nähe liegen.

»Wie heißen Sie?«

»Shen Li ... Jackie.«

»Okay, Jackie. Bleiben Sie ganz ruhig liegen. Mein Kollege ist gleich mit dem Erste-Hilfe-Kasten zurück. Wir werden Ihre Verletzung versorgen. Hilfe ist unterwegs. Alles wird gut, Jackie.« Krankenpflegerin zu sein unterschied sich nicht sonderlich von ihrem Beruf als Soldatin. Der Zweck heiligte jede Lüge, solange man in scheinbar hoffnungslosen Situationen den Mut nicht

verlor.

Als Jackie atmete, drang ein zischender Laut aus seiner Kehle. Er blickte zu dem toten Mann im Nachbarbett. »Die anderen ...? Was ist mit den anderen passiert ...?«

Anna bemühte sich um einen neutralen Gesichtsausdruck, doch ihre Augen verrieten sie. Jackie sah sie entsetzt an.

21

Als Zakariassen zurückkam, hatte er tatsächlich einen Erste-Hilfe-Kasten dabei. Auf den Medikamenten klebten unverständliche Etiketten. Doch Anna ging das Risiko ein, dass die Spritze, die wie eine Morphiumspritze aussah, auch tatsächlich eine war. Zakariassen half ihr, Jackie im Bett ruhig zu halten, bis sie ihm das Mittel in den Arm injiziert hatte. Kurz darauf entspannten sich seine Muskeln.

Als er eingeschlafen war, bat sie Zakariassen, Jackie anzuheben. Die Matratze war blutdurchtränkt, aber intakt. Kein Loch und keine Kugel, die aus der Schulter des Chinesen wieder ausgetreten war. Er musste woanders angeschossen worden sein. Anna erinnerte sich an die Flecken draußen vor der Tür. Das könnte Blut gewesen sein.

»Hat er gesagt, wer auf ihn geschossen hat?«, fragte Zakariassen.

»Nein, es war zu dunkel. Er hat nichts gesehen.« Anna ließ das Licht ihrer Taschenlampe durch den Raum schweifen. Der Strahl wanderte über Betten, Wände, Schlafsäcke. Vereinzelte Farbtupfer. Plötzlich überkam sie das Gefühl, als besäße die Dunkelheit ihren eigenen Willen. Sobald der Lichtkegel über sie hinweggewandert war, veränderten die Gegenstände ihre Position. Die Betten umzingelten sie. Die Schlafsäcke erwachten zum Leben, entfalteten sich, streiften sich über ihren Kopf ... ihren Körper. Erstickten sie. Anna stand abrupt auf und holte tief Luft. Die Betten wichen von ihr zurück. Die Schlafsäcke lagen an ihren ursprünglichen Plätzen. Ihre Paranoia löste sich auf.

»Draußen war nichts zu sehen. Der Mörder muss geflüchtet sein. Er muss das Fahrzeug aus der Garage genommen haben, das ist die einzige logische Erklärung«, konstatierte Zakariassen von neuem Mut beflügelt. »Wir sind jetzt in Sicherheit.«

»Tut mir leid, ich widerspreche dir ja wirklich nur ungern, aber wie weit kommt jemand in diesem Unwetter deiner Meinung nach? Angenommen, du hast recht ... und der Mörder sitzt jetzt gerade in einem warmen Fahrzeug. Du kennst das Gelände genauso gut wie ich, Daniel. Nicht einmal ein Kettenfahrzeug kommt an dem Presseis da draußen vorbei. Und irgendwann geht ihm das Benzin aus. Wir müssen also damit rechnen, dass er

zurückkommt.«

Zakariassen richtete seine Taschenlampe auf den schlafenden Jackie.

»Dann verstehe ich nicht, warum er überhaupt geflohen ist.«

»Weil er uns kommen gesehen hat. Unsere Scheinwerfer waren bestimmt kilometerweit zu sehen. Er konnte ja nicht wissen, dass wir nur zu zweit sind. Jetzt weiß er es.«

Zakariassen sah sie frustriert an. Er hasste es, nicht die Kontrolle zu haben. Doch dann schoss ein zitternder Finger in die Höhe.

»Dann gehst du davon aus, dass die Chinesen von einem ihrer eigenen Männer ermordet worden sind? Aber was, wenn die Russen dahinterstecken ... Diese Verbrecher tun doch alles, um den Nordpol allein für sich zu haben. Die Russen sind völlig skrupellos ... In England haben sie ihre Exspione doch auch mit Nervengift ermordet, verflucht noch mal.«

»Ja, Putin verzeiht keinem Verräter, aber das, was hier geschehen ist, entbehrt jeder Logik.« Anna gelang es nicht mehr, ihre Irritation zu unterdrücken. »Wenn die Russen wirklich für diesen Unfall in der Halle verantwortlich sind, warum sollten sie dann diese ganze Inszenierung aufliegen lassen, indem sie die drei Chinesen draußen auf dem Platz erschießen?«

Zakariassen lächelte triumphierend. »Weil irgendetwas schiefgelaufen ist. Die Russen haben Panik bekommen, haben den Rest des Teams ermordet und sind geflohen!«

Anna gab auf. Sie überlegte, ob sie dem Professor von den fehlenden Waffen und der Munition erzählen sollte, aber das war die Mühe nicht wert. »Gut, dann lass uns einfach hoffen, dass der, der das hier getan hat, für immer verschwunden ist.«

Draußen heulte der Wind wie ein Rudel Wölfe, und die Wände der Hütte erzitterten unter der Wucht der Böen. Selbst zehn Gewehre und ein Haufen Munition würden dem Massenmörder bei diesem Wetter kaum etwas nützen, dachte Anna optimistisch. Doch tief in ihrem Inneren wurde sie das Gefühl nicht los, dass auch der Nordpol in dieser Sache ein Wörtchen mitzureden hatte. Dass das Reich aus Eis und Schnee für das Todesurteil, das die Menschheit über seine Existenz verhängt hatte, bittere Rache üben würde.

Anna wartete, bis Jackie tief schlief, dann wickelte sie das blutdurchtränkte T-Shirt von seiner Brust. Dunkles, geleeartiges Blut war an seiner Schulter zu Klumpen geronnen. Sie nahm ein Fläschchen Pyrisept aus dem Erste-Hilfe-Kasten, sprühte das Wundspray auf ein Wattepad und entfernte die Verkrustungen.

Die Kugel war unterhalb des Schlüsselbeins eingedrungen und in der Achselhöhle wieder ausgetreten. Der Chinese hatte unglaubliches Glück gehabt, wenige Zentimeter höher, und das Projektil hätte das Schlüsselbein zerschmettert, den Kurs geändert und womöglich das Herz getroffen.

Anna drückte zwei große Kompressen auf die Schusswunde, bat Zakariassen, sie festzuhalten, und legte Jackie einen Brustverband an. Der Mull färbte sich augenblicklich rot.

»Er hat viel Blut verloren. Wir müssen eine Infusion setzen, bevor er einen Schock erleidet. Halt das.«

Anna nahm einen Plasmabeutel aus dem Erste-Hilfe-Kasten, riss ihn auf, reichte ihn an Zakariassen weiter und stach die Kanüle in eine Vene in Jackies Armbeuge. Die durchsichtige Flüssigkeit rann durch den Schlauch.

»An dir ist eine gute Krankenschwester verloren gegangen.«

Anna nahm Zakariassen den Plasmabeutel aus der Hand und hängte ihn an einem Kleiderbügel in den Schrank hinter ihr. »Das bezweifle ich. Ich kann Ärzte nicht ausstehen.«

»Wird er überleben?«

»Hoffentlich, aber die Schusswunde muss auf jeden Fall ein richtiger Arzt versorgen, bevor sie sich entzündet.«

Anna griff nach ihrer Taschenlampe und ging zwischen den Schlafkojen hindurch. Das Bettzeug lag zerwühlt herum. Die Belegschaft der Unterkunft musste geschlafen haben, als der Rest des Teams ermordet worden war. Hatten sie die Schreie der sterbenden Männer in der Halle geweckt? Die drei Toten draußen im Schnee waren in aller Eile in ihre Sachen geschlüpft, ins Freie gelaufen und erschossen worden, aber Jackie und Guan hatten ihre Betten nicht verlassen. Warum? Anna leuchtete in Guans Ohr. Tief in seinem Gehörgang saß ein orangefarbener Ohrstöpsel.

Schließlich entdeckte sie auch die Kugel, die Jackies Schulter durchschlagen hatte, sie steckte in der Wand hinter dem letzten Bett. Der Vorhang vor dem Schrank daneben war zur Seite gezogen. Auf dem Boden lag eine teilweise demontierte gelbe Nagelpistole.

Die Kleider waren von den Bügeln gerissen und achtlos auf einen Haufen geworfen worden. Ganz oben lagen eine Thermohose und eine der rot-silbernen Eisdrachen-Jacken. Im Schrank waren Blutflecken, wahrscheinlich hatte Jackie hier versucht, sich selbst zu verbinden. Der restliche Inhalt bestand aus Zeitschriften, Büchern, einem Kulturbeutel, einem kleinen Holzkästchen, einer Digitalkamera und einem iPhone. Anna drückte auf das Handy, aber der Akku war leer.

Die Luft über ihr knisterte elektrisch. Als die Neonröhren an der Decke aufflackerten, wurden die Gegenstände im Schrank von dunklen Schatten verschluckt. Zakariassen hatte den Lichtschalter an der Tür gefunden. Anna drehte sich um. Der Schnee von ihren Stiefeln hatte mit Blut vermischte Pfützen auf dem Boden gebildet. Die Blutspur zog sich von dem Bett, hinter dem die Kugel in der Wand steckte, zum Schrank bis zur Tür. Hatte Jackie die Unterkunft verlassen?

»Ist vor der Hütte Blut?«, fragte sie.

Zakariassen drückte die Tür auf. Draußen fiel der Schnee wie eine weiße Wand vom Himmel. Der Sturm wütete noch heftiger als zuvor.

»Nein. Wenn hier Blut gewesen ist, hat der Schnee es längst zugedeckt. Das lässt sich jetzt unmöglich noch feststellen.«

Zakariassen machte die Tür wieder zu. Das Heulen des Sturms wurde ein wenig leiser. Er schulterte sein Gewehr und spähte durch den Spalt zwischen den schwarzen Gardinen, die vor dem Fenster neben der Tür hingen.

Im Licht der Neonröhren wirkte die Hütte ganz anders. Die unordentlich verteilten bunten Schlafsäcke hätten auch in einer ganz gewöhnlichen Berghütte liegen können, auch wenn »gewöhnlich« in diesem Fall eine goldene Buddhafigur mit einschloss. In den Händen des Erleuchteten steckten lange Räucherstäbchen.

Doch sobald Annas Blick auf den toten Chinesen fiel, veränderte sich die Szene. Dann befand sie sich in der Blockhütte aus dem Horrorfilm *Freitag der 13.*, der ihr als Teenager Albträume beschert hatte. Lauerte Jason mit seiner Hockeymaske irgendwo dort draußen in der dunklen Polarnacht?

Anna nahm einen Schlafsack von einem der leeren Betten und breitete ihn

über die Leiche. Sie hatten die ganze Forschungsstation durchsucht, außer Jackie waren alle Bewohner der Basis tot. Anna versuchte sich zu erinnern, ob Jackie gesagt hatte, dass er nur einen Mann gesehen hatte. Wie viele Personen hatten wohl in dem Fahrzeug gesessen, das die Basis kurz vor ihrer Ankunft verlassen haben musste? Aus wie vielen Mitgliedern bestand das Forschungsteam des Eisdrachen?

Anna kam eine Idee. Sie ging an Jackies Schrank und griff nach einem Hemd, das ganz oben auf dem Kleiderhaufen lag. Sie entdeckte einen Blutfleck. An der Innenseite des Kragens saß ein Etikett. Obwohl sie die chinesischen Schriftzeichen nicht lesen konnte, wusste sie, was es war. Ein Textilpflegesymbol.

23

Um von draußen nicht gesehen zu werden, schaltete Anna das Deckenlicht aus, bevor sie die Tür einen Spalt aufschob. Sie musste die Tür festhalten, damit der Wind sie ihr nicht aus der Hand riss, während ihre Augen den Platz absuchten. Auch wenn Zakariassen niemanden gesehen hatte, konnte sich dort irgendwo jemand verborgen halten. Anna verharrte reglos und starrte in den Schneesturm hinaus. Sie hoffte, eine Bewegung auszumachen, irgendetwas, das zuvor noch nicht da gewesen war, was auch immer.

Um bessere Sicht zu haben, hatte sie ihre Skimaske nicht aufgesetzt, bereute diese Entscheidung jedoch sofort. Der eisige Wind ließ ihre Gesichtsmuskeln erstarren und biss ihr in die Wangen. Aber sie konzentrierte sich darauf, ihre Augen hinter der Skibrille weit geöffnet zu halten. Sie dachte nicht nach, beobachtete nur. So wie es ihr vor vielen Jahren ein blinder Mann beigebracht hatte. Damals war sie auch von Hütten umringt gewesen, doch im Unterschied zu diesen hatten dort Menschen gewohnt. Männer, Frauen und Kinder. Dort hatte Leben geherrscht.

»Lass dein Unterbewusstsein die Arbeit für dich machen.«

Der alte Mann hatte mit dem Rücken zur Aussicht auf einem Hoteldach im Zentrum von Mogadischu gestanden. Wellblechhütten, die aus der Höhe wie wild wuchernde Pilzkolonien aussahen, umgaben das Hotel dicht an dicht. »Sieh nicht die Dinge, die du zu sehen glaubst, weil du sie schon tausendmal gesehen hast. Sieh das, was wirklich vor dir liegt.« Sie hielten schon den neunten Tag auf demselben Dach Wache, und Anna war todmüde.

Mogadischu war ein Höllenkessel.

General Sarinie, der letzte Repräsentant von Recht und Ordnung, war ermordet worden, weil er versucht hatte, die islamistische Miliz, die die Stadt belagerte, von der Zerstörung eines italienischen Friedhofs abzuhalten. Anna sollte dafür sorgen, dass das Hotel, das die UN-Kommission als Hauptquartier nutzte, nicht bombardiert wurde, bevor die Delegation Somalia verlassen hatte. Die einzige Abwechslung während der Wachschichten bot die tägliche Brotlieferung aus der Kantine der norwegischen Basis am Flughafen. Ein Luxus für Soldaten, deren Speiseplan ansonsten nur

Feldrationen vorsah.

Dank der Worte des alten Mannes war ihr der kleine Schuppen hinter der Moschee aufgefallen, den die Miliz über Nacht errichtet hatte, der durch das verrostete Wellblech jedoch wirkte, als stünde er schon seit Jahren dort. Als ihr Trupp in das Versteck eindrang, erschossen sie fünf mit Maschinengewehren, russischen Granatwerfern und Leichtgeschützen bewaffnete Teenager. Die Jugendlichen standen unter Drogen und hatten sich nicht ergeben wollen. Zwei Tage später packte Anna mit den anderen UN-Soldaten und dem zivilen Personal ihre Sachen, fuhr in einer von US-Marines bewachten gepanzerten Wagenkolonne zum Flughafen und überließ Somalia Chaos und Tod.

Der Platz vor der Halle erinnerte Anna an den Friedhof in Mogadischu, und sie wandte dieselbe Technik wie damals an, um sich zu vergewissern, dass der Sturm und die Schneewehen keine Überraschung bargen. Die drei erschossenen Männer lagen nach wie vor an derselben Stelle. Der Schnee deckte sie jetzt aus einer anderen Richtung zu. Der Nordpol begrub seine Toten. Derselbe Schnee, der sich auf die Leichen legte, stob auch um die Ecke der Halle und wirbelte an der geöffneten Tür vorbei, wo der zu Eis erstarrte Mann unverändert kniete.

Obwohl Anna nichts entdeckte, hatte sie das starke Gefühl, dass die Gefahr noch nicht gebannt war. Irgendwann würde sie ausgehend von dem, was sie sah, eine Entscheidung treffen müssen.

»Die Luft ist rein!«, rief sie Zakariassen zu und lief nach draußen. Während sie an der Tür Ausschau gehalten hatte, hatte der Professor Jackie mit Klebeband ans Bett gefesselt, damit er nicht fliehen konnte.

Der Sturm trieb Anna so schnell vorwärts, dass sie an ihrem Ziel nur mit Mühe stehen bleiben konnte. Sie hielt sich an der Klinke fest, zog die Tür auf und blickte sich wachsam um. Zakariassen stürzte an ihr vorbei in die Krankenstation. Der Schneesturm raubte ihr fast jede Sicht. Ihr einziger Trost war, dass, falls sich hier irgendwo ein Mörder versteckt hielt, er in diesem Unwetter genauso wenig sah wie sie.

Hoffentlich.

Als Anna die Krankenstation betrat, schlug der Wind die Tür hinter ihr so fest zu, dass irgendwo ein paar Flaschen herunterfielen. Terpentingeruch breitete sich aus.

Der Lichtschalter befand sich hinter einer blauen Schürze, die an einem Haken neben der Tür hing. Anna schaltete die Neonröhren aus, damit sie von außen nicht so leicht zu sehen waren. Der Strahl ihrer Taschenlampe fiel auf einige Regale, in denen sich Medikamente und chinesische Akupunkturgeräte aneinanderreiheten. Hinter einem Rollo, das von einer Querstrebe an der Decke hing, fand sie das, wonach sie suchte.

Über einer Waschmaschine und einem Trockner hing eine Tafel mit chinesischen Schriftzeichen, unter denen bunte Kühlschrankmagneten hafteten.

»Wonach suchen wir hier?« Zakariassen putzte seine Brille und betrachtete die Tafel.

Die Magneten waren beschriftet. Anna schätzte, dass es sich um die Namen der Teammitglieder der Forschungsstation handelte. Die Tafel war in sieben waagerechte Felder unterteilt. Annas Wissen über den chinesischen Kalender ging gegen null, doch sie vermutete, dass die Chinesen auch eine Sieben-Tage-Woche besaßen.

»Ich denke ... das ist eine Waschlister. Auch Wissenschaftler brauchen saubere Sachen.« Anna verschob einen der Magnete. »Jedes Teammitglied hat einen eigenen Magneten, um seine Waschzeit zu reservieren.«

»Hm, du könntest recht haben.« Zakariassens Lippen bewegten sich, als er die Magneten zählte. »Vierzehn ... Ein vierzehnköpfiges Team. Wie viele haben wir gefunden?«

Anna rekapitulierte ihre Schritte: der Mann in der Tür. Dann der Mann, der mitten in der Fluchtbewegung erstarrt war, plus die beiden Männer vor den Computern. Vier. Der Mann mit dem abgebrochenen Fuß. Fünf. Der Mann in dem vereisten Wasserfall. Sechs. Die drei Toten draußen vor der Halle. Neun. Der Mann in der orangefarbenen Jacke in der Hütte mit den zerstörten Funkgeräten. Zehn. Der Mann, den Jackie Guan genannt hatte, und Jackie selbst.

»Ich komme auf elf Tote plus Jackie, also insgesamt zwölf.«

Die Falten auf Zakariassens Stirn schienen sich im Schein der Taschenlampe zu bodenlosen Schluchten zu vertiefen. »Wenn das stimmt ... dann bedeutet das ... dass zwei fehlen.«

Anna überkam eine bleierne Müdigkeit.

»Ja, jetzt müssen wir uns nicht mehr länger den Kopf zerbrechen. Wir haben es nicht mit einem, sondern mit zwei Mördern zu tun.«

24

Anna blickte aus dem Fenster und versuchte, einen Blick auf die Garage zu erhaschen, in der ein Fahrzeug fehlte. Das Fahrzeug, mit dem zwei Mörder geflohen waren, nachdem sie elf Menschen getötet hatten.

Weshalb?

Wenn es sich um zwei Täter handelte, waren die Morde nicht im Affekt begangen worden. Sie mussten gemeinschaftlich gehandelt haben. Was hatten die chinesischen Wissenschaftler getan, um den Tod zu verdienen? Oder war das, was in der Forschungsstation geschehen war, doch das Werk eines Wahnsinnigen? Eines geistesgestörten Mörders, der eine Geisel genommen hatte, weil er das Fahrzeug nicht selbst lenken konnte? Weil er verletzt war?

Und wo wollten sie hin?

Fragen über Fragen. Anna ging vom Fenster weg, aber in dem dunklen Raum hatte sie das Gefühl, in dichtem Nebel an einem Abgrund zu stehen.

»Daniel, ist es überhaupt möglich, von hier aufs Festland zu fahren?«, fragte sie.

Der Professor blickte aus dem Fenster. Der vorbeischießende Schnee zerteilte das grelle Flutlicht, und der Schein, der auf sein Gesicht fiel, flackerte wie Stroboskoplampen in einer Disco. Zakariassen trat dicht an die Scheibe, als hoffe er, bis Grönland oder Russland sehen zu können.

»Nein, das ist völlig unmöglich«, sagte er nach einer Weile. »Das Eis ist aufgrund des Klimawandels fast komplett aufgebrochen und von Rinnen durchzogen, die man nur mit einem Luftkissenboot überwinden kann. Und je näher man den Küsten von Kanada, Russland oder Grönland kommt – sollten diese Bastarde das vorhaben –, desto schlechter wird das Eis. Wenn das Meereis aufs Festland trifft, wird es nach oben gedrückt. Dort türmen sich überall riesige Presseishügel. Die kann man zu Fuß kaum überwinden. Und mit einem Fahrzeug ... haben sie erst recht keine Chance.«

Annas Blick fiel wieder auf die Waschtafel. Die kräftigen Farben der Magneten waren auch in der Dunkelheit gut zu erkennen. Zakariassen und sie starrten schweigend auf die Filzstiftzeichen, die von der Alltagsroutine von elf Männern zeugten, die keinen neuen Tag mehr erleben würden.

»Aber«, brach Zakariassen schließlich die Stille, »eine Sache ergibt für mich einfach keinen Sinn ...«

»Ja.« Anna nickte resigniert. »Wer hat die Leuchtrakete ausgelöst? Wir haben nur Jackies Wort, dass jemand auf ihn geschossen hat. Was, wenn es gar nicht so war? Wenn er die ganzen Leute getötet hat und dabei von einem der beiden Männer angeschossen wurde, die anschließend geflohen sind? Falls das zutrifft, erfrieren gerade irgendwelche armen Teufel dort draußen auf dem Eis.«

»Sie *sind* erfroren«, korrigierte Zakariassen.

Dieses ewige Gedankenkarussell laugte Anna aus. Sie hatte das Gefühl, wieder im Bürgerkrieg in Somalia gefangen zu sein. Genau wie damals hatte sie keine Ahnung, wo die Fronten verliefen. Doch ohne eine sichtbare Front konnte auch der beste Soldat keine Verteidigung errichten.

»Was ... was machen wir jetzt?«, fragte Zakariassen.

Ein heftiger Windstoß ließ die Hütte erzittern. Die Tür des Trockners klirrte, und Anna gab den Versuch auf, alle Zusammenhänge zu verstehen. Sie würde die einfachsten Puzzleteile zuerst zusammensetzen.

»Priorität eins ist Kommunikation. Wir müssen das Funkgerät zum Laufen kriegen«, erwiderte sie. »Wir sollten uns nicht voneinander trennen, aber dieser verdammte Sturm verschafft uns einen Vorteil. Wenn sich die Mörder außerhalb der Basis befinden, sehen sie genauso wenig wie wir.«

Zakariassen betrachtete den Lichtstrahl seiner Taschenlampe. Seine Lippen bewegten sich, formten jedoch nur stumme Silben. Anna spürte, dass er etwas sagen wollte, das er nicht in Worte fassen konnte.

»Am besten, ich gehe zur *Sabvabaa* zurück und versuche herauszufinden, was mit unseren Antennen passiert ist«, sagte er schließlich.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte Anna ohne großen Enthusiasmus. Ihre technische Kompetenz in puncto Funkgeräte beschränkte sich auf das Wechseln von Frequenz und Batterie.

»Nein, du bleibst besser hier und passt auf den Chinesen auf.«

Zakariassen schulterte sein Mausergewehr. Der Lauf schimmerte bläulich in dem Licht, das durch das Schneetreiben drang. Anna ging zur Tür und spürte die Kälte der Klinke durch ihren Handschuh. Der Sturm drückte so stark gegen die Tür, dass sie Mühe hatte, sie zu öffnen. Sofort suchte sich der Wind einen Weg in den Spalt zwischen Skimaske und Skibrille. Anna presste den Mund zusammen und atmete durch die Nase.

Draußen war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Die drei Toten in der Mitte des Platzes waren inzwischen zu einem festen Bestandteil der chinesischen Forschungsstation geworden.

»Wir können los.«

Anna drehte sich um und winkte Zakariassen, ihr zu folgen. Als er ins Freie trat, riss ihn der Wind mit wie ein tosender Fluss ein Stück Holz.

»Schalte das Radar ein!«, rief Anna ihm nach. »So können wir sie sehen, falls sie zurückkommen.«

Die Mörder waren schon zu »sie« geworden. Menschen, von deren Existenz man wusste, die man aber nicht kannte. Die verhassten Nachbarn am Ende der Straße.

Zakariassen hob den Arm und winkte zum Zeichen, dass er verstanden hatte, bevor Schnee und Dunkelheit ihn verschluckten.

Jackie schlief noch immer, als Anna zurückkam. Sie blieb stehen und betrachtete ihn. In der Armee war ihr die Fähigkeit, Menschen lesen zu können, von Nutzen gewesen. In einer gefährlichen Situation konnte sie den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten. Jetzt musste sie herausfinden, ob der schwächliche Mann vor ihr all diese Menschen getötet hatte.

Anna musterte das bleiche Gesicht auf dem Kopfkissen, versuchte, unter die Maske und in sein Inneres zu blicken. Aber Jackie gab keine Geheimnisse preis. Das Einzige, was sie sah, war ein zierlicher, feminin wirkender Chinese, der gerade an einem unbekannten Ort zwischen Leben und Tod schwebte. Ihr Blick wanderte von seinem glatten Gesicht zu dem blutigen Brustverband.

Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass die Infusion korrekt in Jackies Vene lief, untersuchte Anna seine Taschen. Nacheinander zog sie eine chinesische Kaugummipackung, ein Feuerzeug und Zigaretten in einem wasserdichten Beutel, ein Handy und einen Schlüssel für ein Vorhängeschloss heraus. Keiner dieser Gegenstände sagte ihr, ob der bewusstlose Mann ein Mörder war.

Anna nahm Jackies Zeitschriften und Bücher aus dem Schrank.

Ganz oben lag eine Nummer von *Popular Science* mit dem Bild des britischen Schauspielers Simon Pegg in einer Star-Trek-Uniform auf der Titelseite. Die Überschrift lautete: »The Dark Side of Virtual Reality«.

Bei den übrigen Zeitschriften handelte es sich um drei Ausgaben des amerikanischen Technikmagazins *Wired* und eine Nummer des *Forbes*-Magazins. »Rich List!«, spie ihr das Cover in schreienden gelben Lettern entgegen. Eine Seite war eingeknickt. Ein futuristisches Schiff. Eine Yacht, die auf einem Fluss ankerte. Dichter Dschungel säumte die Ufer.

Die Bücher waren auf Chinesisch, aufgrund der Illustrationen nahm Anna aber an, dass es sich um technische Fachtitel über Computersysteme handelte. Nur ein Buch stach heraus. Ein Taschenbuch, zerlesen und an den Kanten abgestoßen. Auf dem Umschlag standen drei chinesische Zeichen. Anna blätterte den Text durch und stellte fest, dass Jackie mehrere Stellen

unterstrichen hatte.

Zwischen den Seiten rutschte ein Foto heraus. Eine Frau, die mit dem Handy am Ohr eine Strandpromenade entlanglief. Die Frau hatte lange blonde Haare und trug eine enge Jeans, ein tief ausgeschnittenes weißes T-Shirt und einen Blazer. Ihre Augen und der größte Teil ihres Gesichts waren hinter einer großen Sonnenbrille verborgen. Ihre breite Schulterpartie ließ Anna vermuten, dass die Frau entweder Schwimmerin oder Turnerin war oder diese Sportarten zumindest irgendwann einmal ausgeübt hatte. Ein muskulöser Mann fuhr aus der entgegengesetzten Richtung auf Inlineskates an ihr vorbei. Möglicherweise war das Bild irgendwo in Kalifornien aufgenommen worden. Sie drehte es um. Die Rückseite war leer. Die Frau schien nicht bemerkt zu haben, dass sie fotografiert worden war – mit einem Teleobjektiv aus großer Entfernung. Vielleicht war sie ein Hollywoodstar und Jackie ihr Stalker?

Das Buch und das Foto mussten eine besondere Bedeutung haben. Anna beschloss, Jackie danach zu fragen, sobald er aufwachte, und steckte das Taschenbuch und das Bild in die Brusttasche ihres Überlebensanzugs.

Als sie an die Kojе des toten Mannes trat, wurde der Blutgeruch intensiver. Sie ging in die Hocke und sah unter das Bett. Die zwei Kugeln, die ihn getötet hatten, waren durch den Lattenrost in den Boden der Baracke gedrungen. Anna steckte den Finger in eines der Einschusslöcher. Der Boden war nur aus Kunststoff, vermutlich saßen die Kugeln tief unten im Eis. Annas Blick fiel auf die teilweise demontierte Nagelpistole neben dem Bett. Warum lag sie hier und nicht in der Werkstatt?

Anna hockte sich vor Jackies Kojе. Sie sah auf die Uhr. Der Zeiger auf dem grünen Zifferblatt bewegte sich auf die Sieben zu. Sie lehnte sich an das Fußende des Betts und versuchte, in diesem ganzen blutigen Chaos irgendeinen Zusammenhang zu finden. Die Dachstreben über ihr vibrierten im Sturm. Die Hütte knirschte in den Fugen, und die losen Fäden in Annas Kopf wirbelten umher und verknoteten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel.

Plötzlich wurde der Boden unter ihr nass. Anna drehte sich um. Aus den Einschusslöchern unter dem Bett sprudelte schwarzes Wasser und floss auf sie zu. Sie wollte aufstehen, doch ihr Körper war gelähmt. Das Wasser stieg und legte sich eiskalt um ihren Hals. Sie versuchte zu schreien, aber auch ihre Kehle war gelähmt. Wasser rann über ihr Gesicht, über ihren Kopf, und ihre Sicht verzerrte sich. Vor dem Fenster der überschwemmten Baracke glühte

etwas, Flammen schlugen aus der Tiefe empor. Ein stechender Schmerz schnitt ihr in die Brust. Sie bekam keine Luft mehr. Anna riss den Mund auf, und das salzige Wasser floss in sie hinein.

»Anna.«

Sie wachte auf. Ein blasses, verschwommenes Gesicht beugte sich über sie. Anna trat panisch um sich und traf den Unbekannten, der stöhnend zurückwich.

»Beruhig dich, in drei Teufels Namen. Ich bin es nur.«

Ihre Sicht klärte sich. Es war Zakariassen, der sich über sie beugte. »Entschuldige, Daniel. Ich muss eingeschlafen sein.« Benommen sah sie auf die Uhr. Es waren nur zwanzig Minuten vergangen, aber sie kamen ihr wie Stunden vor.

Anna rappelte sich hoch. Punkte tanzten vor ihren Augen. Ihr Magen knurrte. Wenn sie wachsam bleiben wollte, musste sie bald etwas essen.

»Ich ... ich habe Funkkontakt hergestellt«, sagte Zakariassen und blies warme Luft in seine Hände.

Sofort vergaß Anna ihren Hunger.

»Fantastisch, Daniel!«

Sie klopfte ihm enthusiastisch auf den Rücken, doch er wich ihr aus, als bereitete ihm ihre Berührung Schmerzen.

»Die Antennenleitung war abgerissen. Ich konnte eine provisorische Verbindung löten. Der Empfang war miserabel, aber ich habe die amerikanische Küstenwache erreicht. Sobald der Sturm abflaut, schicken sie von Grönland aus einen Hubschrauber.«

»Hast du ihnen gesagt, was hier geschehen ist?«

»Jaja ... dass wir bis auf einen Überlebenden das ganze Team tot aufgefunden haben ... und dass die Täter in einem Fahrzeug geflohen sind. Die Amerikaner wollen versuchen, mit den chinesischen Behörden in Kontakt zu treten, um zu erfahren, wie viel Mann auf der Eisdrachen-Basis stationiert waren.«

Zakariassen nahm seine Brille ab und befreite sie von Schnee und Tauwasser. Ohne Brille hatte sein Gesicht etwas Kindliches. Als ruhten sein Alter und all sein Wissen allein in den dicken Brillengläsern.

»Hast du irgendwelche Anweisungen bekommen, was wir ... mit ihm machen sollen?«, fragte Anna. Sie sahen beide zu Jackie hinüber, der reglos

in seinem Bett schlief. Seine Brust hob und senkte sich.

»Nein, nur dass wir unser Bestmögliches tun müssen, ihn am Leben zu halten.«

Anna blickte aus dem Fenster, vor dem der Schnee unverändert dicht und undurchdringlich vorbeifegte.

»Gut. Drei, vier Stunden können wir mit dem, was wir haben, überleben. Das Klügste, was wir jetzt tun können, ist, die *Sabvabaa* so schnell wie möglich zu reparieren und aufs Eis hinauszukommen. Da draußen können wir uns viel besser verteidigen, falls die beiden verschwundenen Männer plötzlich wieder auftauchen.«

Zakariassen schob seine Brille auf die Nase und sah ebenfalls aus dem Fenster. »Leider habe ich nicht nur gute Nachrichten. Der Ersatz-Treibstoffschlauch liegt in unserem Basislager.« Der Professor sah Anna resigniert an. »Ich kann die *Sabvabaa* nicht reparieren. Wir sitzen hier fest.«

Anna versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Noch vor Kurzem hatten vierzehn Menschen auf dieser Basis gelebt und gearbeitet. Warum waren sie fast ausnahmslos ermordet worden? Was hatte rational denkende Wissenschaftler veranlasst, ihre Kollegen an einem Ort zu töten, von dem man unmöglich fliehen konnte? An dem sich die Schuldfrage ganz einfach lösen ließ, indem man die Anzahl der Leichen mit der Mannschaftsliste verglich? Was brachte Menschen dazu, solch grausame Taten zu begehen?

Anna fühlte sich matt und kraftlos. »Ich muss dringend was essen, sonst kann ich nicht klar denken«, sagte sie zu Zakariassen. »In einer der anderen Hütten war eine Kantine. Pass du auf Jackie auf, ich sehe nach, ob ich dort etwas Essbares finde.«

Die wenigen Meter zur Kantine zurückzulegen war der reinste Kampf. In einem Schrank der Küchenzeile, vor der zwei lange Tische standen, entdeckte Anna mehrere Becher Instantnudeln. Sie riss zwei davon auf, ging zu einem großen Wasserkanister auf der Arbeitsplatte und drückte auf den Hahn. Hinter dem Kanister stand ein Tellerstapel, als wäre jemand mitten bei der Essensvorbereitung unterbrochen worden.

Yann hielt einen Stapel Teller in den Händen, als Anna und Geir die Küche betraten.

»Sie sind aber früh dran«, sagte er und räumte die Teller in einen Unterschrank.

»Nein, wir sind eine halbe Stunde zu spät«, erwiderte Anna ein wenig zu schroff.

Überrascht sah Yann auf die Uhr. »Tut mir leid, ich war am Wochenende in Paris und habe wohl vergessen, meine Uhr wieder umzustellen.«

»Möchte jemand Wein?« Ein älterer Mann, der einen viel zu großen Anzug trug, stellte eine Karaffe auf die Arbeitsfläche.

»Danke, Eissa, gern.« Der Mann, bei dem es sich, wie Anna später erfuhr, um den Restaurantbesitzer handelte, schenkte Wein in große Coca-Cola-Gläser.

»Die Qualität lässt ein bisschen zu wünschen übrig, aber gute Jahrgänge

sind in Syrien derzeit rar gesät«, sagte Yann, als er sein Glas hob und ihnen zuprostete.

Der Wein schmeckte nach Schwarzen Johannisbeeren, Vanille und Pfeffer und hatte eine leichte Kunststoffnote im Abgang. Yann trank einen Schluck und legte den Arm um Eissa, dem kleine Toilettenpapierfetzen am Kinn klebten. Spuren der Rasur des bis heute vorgeschriebenen Barts. Die grausame Zeit der IS-Herrschaft war vorbei. »Auf Eissa, der mich seine Küche benutzen lässt!«

»Ich würde alles für Yann tun, er hat meiner Tochter das Leben gerettet«, sagte der Restaurantbesitzer.

Yann wischte die Dankesbekundung mit einer Handbewegung beiseite, legte vier blutige Steaks in eine Eisenpfanne und schob sie über eine Gasflamme. Das Fleisch zischte, und kurz darauf breitete sich ein köstlicher Lamm- und Korianderduft in der Küche aus. Anna, die in den letzten Wochen nur von Feldrationen gelebt hatte, fühlte sich wie im Himmel. Sie zwang sich, langsam zu essen und den Geschmack auf der Zunge zergehen zu lassen. Nach ein paar Bissen stellte sie fest, dass Yann sie neugierig ansah. Der Koch wartete auf das Urteil.

»Es schmeckt wunderbar«, sagte sie. »Wo um alles in der Welt haben Sie so gutes Fleisch herbekommen?«

»Ein paar Kilometer außerhalb der Stadt lebt ein Schäfer. Er hat mir ein Lamm gegeben.« In diesem Moment begriff Anna, dass Yann Renault ein Mann war, der selbst im entlegensten Winkel der Welt innerhalb weniger Tage mit Hunderten Menschen Freundschaft schloss.

Als Yann sie zum Abendessen eingeladen hatte, hatte sie zuerst abgelehnt. Daraufhin hatte er sie gespielt beleidigt angesehen. »Sie können nicht Nein sagen, Sie haben mir das Leben gerettet. Das Mindeste, was ich an diesem verfluchten Ort für Sie tun kann, ist, Ihnen eine anständige Mahlzeit zu kochen.« Eine halbe Stunde vorher hatte Anna von ihrer Wachposition auf einem Hausdach gesehen, wie Yann Renault mit einem Kind in den Armen über die Straße lief. Steine waren hinter ihm aufgespritzt. Durch die Kugeln eines IS-Heckenschützen. Hätte sie nicht zurückgeschossen und den Dschihadisten dadurch gezwungen, in Deckung zu gehen, wäre Yann jetzt tot.

»Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, nie hat ein schönerer Engel über mich gewacht«, hatte der Arzt gesagt, als er erfahren hatte, wie nah er dem

Tod gewesen war. Der Flirtversuch des Franzosen hatte Anna die Röte in die Wangen getrieben.

Geir, ein gutmütiger Kerl aus Hamar und ihre rechte Hand, hatte sie schließlich überredet. Er hatte Yanns tollkühne Heldentat ebenfalls miterlebt.

»Entspann dich, Anna. Ein Abendessen mit einem netten Franzosen, was ist schon dabei?«

Ja, was war schon dabei? Abgesehen davon, dass sie sich Hals über Kopf in Yann verliebt hatte. Begonnen hatte, an eine Zukunft zu glauben. Ein anderes Leben.

Nach dem Essen ging Yann zu einem alten Tonbandgerät, das in einem wackeligen Regal hinter der Arbeitsfläche stand. Er trocknete sich die Hände sorgfältig an einem Geschirrtuch ab, legte eine neue Spule ein und drückte auf Start.

»Wer errät, was das ist, bekommt Nachtisch ...«

Wehmütige Klarinettenklänge erfüllten die Küche. Einen Moment später schloss sich ein Saxofon an. Die Atmosphäre wurde ein wenig fröhlicher, als wäre mitten in tiefster Nacht plötzlich die Sonne aufgegangen. Geir stöhnte. »Das ist Musik, da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Leonard Bernstein, die Filmmusik zu *Die Faust im Nacken*«, sagte Anna.

Yann sah sie erstaunt an. »Genau! Nicht schlecht. Sind Sie Musikerin?«

»Nein, aber meine Mutter. Sie hat Filmmusik geliebt. Ich bin mit den ganzen Klassikern aufgewachsen. *Casablanca*, *Doktor Schiwago*, *Lawrence von Arabien*. Ich habe die Titel Hunderte Male gehört.«

Im Gastraum des Restaurants erklangen plötzlich laute Stimmen. Eissa ging Richtung Tür, aber im nächsten Moment wurde sie schon aufgerissen, und mehrere Frauen in Tarnuniformen stürmten die Küche. Die meisten hatten Kalaschnikows auf dem Rücken, einige hielten Heineken-Dosen in der Hand. Alle waren bester Laune.

»Nein, lass sie!«, rief Yann, als Eissa den Soldatinnen zu erklären versuchte, dass sie ein privates Abendessen unterbrachen, und winkte die Frauen herein. »Das sind die Heldinnen der Befreiung von Ain Issa. Sie verdienen ein Fest.«

Natürlich kannte Yann einige der Soldatinnen der Frauenverteidigungseinheiten, eigene Kampfverbände innerhalb der kurdischen YPG-Miliz. Er stellte Anna und Geir der Anführerin vor, eine zierliche Frau mit großen, stark geschminkten Augen. Wären die Uniform

und die Kalaschnikow nicht gewesen, hätte man Nuhad für einen Teenager halten können. Ihre Einheit hatte bei der Vertreibung der Dschihadisten aus Ain Issa in vorderster Reihe gekämpft. Jetzt wollten die Frauen feiern, bevor sie in die nächste Schlacht zogen. Das Ziel war die Befreiung der IS-Hochburg Rakka, in der Hunderte Menschen öffentlich hingerichtet und geköpft worden waren.

Später am Abend legte Yann ein neues Tonband ein. Klassische mexikanische Musik, warm wie fließender Honig. »Das ist die Filmmusik zu *Die Maske des Zorro*. Ich liebe Catherine Zeta-Jones. Sie ist wunderschön und ficht besser als die meisten Männer.«

»Und was sagt Ihre Frau zu Ihrer großen Liebe zu Catherine?«

Anna blickte Yann in die Augen. In der linken Iris hatte er einen hellen Fleck.

»Wenn ich eine Frau hätte, würde sie mich wahrscheinlich für einen romantischen Trottel halten.«

»Sind Sie denn ein romantischer Trottel?«

»Wenn ich einen Grund dazu habe, passiert das durchaus.«

Aus dem Augenwinkel registrierte Anna, dass Geir sie ansah. Sie begann, sich selbst wie ein romantischer Trottel zu fühlen.

Der sich anbahnende Flirt wurde durch laute Rufe von draußen unterbrochen.

Anna stand auf und entsicherte die Waffe, die sie unter ihrer Jacke verbarg. Sie folgte Nuhad aus der Küche. Auf der Straße vor dem Restaurant stand ein junger Mann. Er trug ein Manchester-United-Trikot. »Haben Sie etwas zu essen für mich? Ich habe seit drei Tagen nichts gegessen!«, rief er auf Englisch. Die Wachen senkten ihre Maschinengewehre. Die Situation entspannte sich. Während er auf den Eingang zuging, steckte der junge Mann die Hand in die Hosentasche.

Zwei Schüsse klangen wie ein einziger, als Anna abdrückte. Die Kugeln trafen den Mann mitten in die Brust. Der Bombengürtel unter dem Fußballtrikot explodierte. Der Körper des Dschihadisten aus Manchester wurde zerfetzt. Die Druckwelle der Detonation zerstörte die Fenster des Restaurants, und etwas Feuchtes spritzte in Annas Gesicht. Blut.

Etwas Kaltes rann über ihre Hand.

Wasser lief über den Rand des Nudelbechers. Anna schob ihn zur Seite und

füllte den zweiten Becher. Dann stellte sie beide in eine glänzende Edelstahl-Mikrowelle und drückte ein wenig auf den mit fremden Schriftzeichen versehenen Tasten herum, bis die Mikrowelle ansprang. Sie dachte an Yann, sie sah sein Gesicht ganz deutlich vor sich. Die wilden Locken. Die großen Augen mit den Lachfältchen. Würde sie ihn irgendwann vergessen? Wüsste sie sich zu vergessen?

Die Mikrowelle piepte.

Anna aß die kochend heißen Nudeln im Stehen, spürte die Wärme im Magen, die Energie, die zurückkehrte. Anschließend erhitzte sie zwei Becher für Zakariassen. Auf dem Rückweg kühlten die Nudeln ein wenig ab, aber der Professor beschwerte sich nicht, sondern verschlang sie gierig. Als er die letzten verdrückt hatte, schmatzte er laut.

»Danke, ich wusste gar nicht, dass ich so einen Hunger hatte«, sagte er gähmend. Anna spürte, wie seine Müdigkeit auf sie abfärbte. Vor lauter Anspannung hatten sie das Essen vergessen, und jetzt forderten ihre Körper den Schlaf ein. Sie versuchte, die Müdigkeit abzuschütteln, doch der monoton heulende Wind machte ihre Lider schwer.

»Wir müssen nach draußen«, sagte sie.

»Was?«

»Wir müssen Wache halten, für den Fall, dass sie zurückkommen.«

Zakariassen stöhnte laut, protestierte aber nicht.

Eine knappe Stunde später musste Anna sich eingestehen, dass sie und Zakariassen es bei diesem Unwetter selbst dann nur höchstens eine halbe Stunde auf ihren Wachposten ausgehalten hätten, wenn sie durchtrainierte Elitesoldaten gewesen wären und die beste Polarausrüstung zur Verfügung gehabt hätten, die es für Militärbudget zu kaufen gab. Für einen pensionierten Professor ohne ein einziges Gramm Fett am Leib und eine Exsoldatin, die seit zwei Jahren keinen Sport mehr getrieben hatte, war es jedoch ein Ding der Unmöglichkeit. Die beißende Kälte und der Sturm raubten ihr innerhalb weniger Minuten sämtliche Energie und Wachsamkeit und bescherten ihr obendrein Erfrierungen im Gesicht.

»Das geht einfach nicht. Noch eine Wache, und ich erfriere. Wir brauchen die Leuchtfallen«, stöhnte Anna, als die Tür von Jackies Unterkunft hinter ihr ins Schloss fiel. Nach nicht einmal einer Viertelstunde auf ihrem Posten zitterte sie wie Espenlaub. »Wenn wir Leuchtfallen um die Hütte herum

aufstellen, werden wir gewarnt, falls die Männer zurückkommen.«

»Nein, ich kann nicht mehr ... ich bin am Ende, ich überstehe keine Sekunde mehr da draußen«, krächzte Zakariassen gequält. Annas Zähne schlugen klappernd aufeinander.

»Lass uns ein Problem nach dem anderen lösen.«

»Dann musst du die Leuchtfallen holen. Ich bleibe hier und passe auf den Chinesen auf«, erwiderte Zakariassen. Jackie schlief immer noch reglos in seinem Bett.

»Es ist besser, wenn wir zu zweit gehen. Jackie läuft uns nicht weg.«

»Verflucht noch mal, Anna, hörst du nicht, was ich sage?!« Die Stimme des Professors überschlug sich. »Ich habe nicht die Kraft, um noch einmal den ganzen Weg zur *Sabvabaa* zu gehen.« Anna gab nach. Schließlich war Zakariassen dreiundsiebzig Jahre alt.

»Also gut, aber mach nicht denselben Fehler wie ich. Bleib um Gottes willen wach. Und wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück bin, musst du nachkommen.« Anna hüpfte auf der Stelle und schlug die Arme um ihren Körper, bis die Wärme in ihre Glieder zurückkehrte. Dann zog sie den Reißverschluss ihres Überlebensanzugs bis zum Kinn hoch, setzte die Skibrille auf, schnürte ihre Kapuze zu, drückte die Tür auf und ging ins Freie.

Um auf dem sichersten Weg zur *Sabvabaa* zu kommen, wählte Anna eine neue Route. Falls die Mörder schon zurück waren und sich irgendwo in der Dunkelheit versteckten, wollte sie ihnen nicht die Gelegenheit bieten, sie aus dem Hinterhalt anzugreifen.

Im Schutz des Schattens auf der Rückseite der Basis kämpfte sie sich durch Wind und Schnee und ließ die Lichtkegel der Eisdrachen-Forschungsstation dabei keine Sekunde aus den Augen. Weit und breit war nichts zu sehen, doch das Gefühl einer lauernenden Gefahr ließ sie nicht los. Es war so intensiv, dass es sie nicht überrascht hätte, wenn sich der Drache plötzlich vom Turm losgerissen und einen Feuerstoß auf sie hinabgespien hätte. Der Nordpol war fremdes Territorium. Selbst der Boden unter ihren Füßen konnte einen Feind verbergen.

In ihrer ersten Woche am Nordpol hatte Anna genau das erlebt. Von einem unbekannten Geräusch aus dem Schlaf gerissen hatte sie mitten in der Nacht aus dem Fenster gesehen, vor dem sich das schimmernde Band der Milchstraße über den Himmel spannte. Der Anblick war so überwältigend gewesen, dass sie alle Lichter in der Kabine ausgeschaltet und versucht hatte, ein gutes Foto zu machen.

Durch das starke Teleobjektiv der Kamera entdeckte sie plötzlich ein grünlich rotes Licht. Im ersten Moment hatte sie es für die Navigationsbeleuchtung eines Schiffs gehalten. Nachdem sie sich auf der Radaranzeige vergewissert hatte, dass es sich nicht um einen Eisbrecher auf Kollisionskurs handelte, hatte sie sich angezogen und war nach draußen geklettert, um der Sache auf den Grund zu gehen. Nach ein paar hundert Metern sah sie einen hohen schwarzen Gegenstand aus dem Eis ragen.

Einen U-Boot-Turm.

Auf dem einzigen Bild, das sie machen konnte, bevor das U-Boot wieder abtauchte, standen Männer, die sie mit Ferngläsern beobachteten.

Am Turm war ein roter Stern aufgemalt. Das russische U-Boot musste Zakariassens Sonargeräusche empfangen haben und durch das Eis gebrochen sein, um herauszufinden, wer die Schallimpulse aussandte.

Anna hatte keine Ahnung, warum die Russen so schnell wieder abgetaucht waren, als sie sie entdeckten. Vielleicht gehörte die Besatzung noch zum alten abergläubischen Seemannsschlag, der glaubte, dass Frauen einem Boot Unglück brachten.

Ein rot-grünes Licht schimmerte durch das Schneegestöber. Kein U-Boot. Die *Sabvabaa*.

Als Anna die Luke endlich geöffnet hatte und in die Kabine geklettert war, zitterte sie am ganzen Körper. Dreißig Liegestütze wärmten sie wieder ein wenig auf.

Das Futteral ihres japanischen Jagdbogens lag auf dem Boden. Es musste bei dem Aufprall unterm Bett hervorgerutscht sein. Anna nahm den Bogen in die Hand und überprüfte ihn. Zwar hatte sie im Moment größere Sorgen, aber es beruhigte sie, dass das laminierte Holz völlig intakt war.

Sie holte die Leuchtfallen und setzte sich vor das Funkgerät. Sie wollte mit Boris sprechen und ihn fragen, wann der Sturm abklingen sollte. Sämtliche Fenster der Kabine waren zugefroren oder mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Anna strich den Raureif von dem Klebeband, auf dem Zakariassen mit grünem Filzstift das Rufzeichen der *Sabvabaa* notiert hatte.

»Whiskey ... Delta ... Echo ... vier ... vier ... eins ... vier ... Die Fram X ruft den Meteorologen auf Taimyr, bitte kommen.« Als Anna die Sprechtafel losließ, drang atmosphärisches Rauschen aus dem Lautsprecher des Funkgeräts. »Anna an Boris, sind Sie da? Wachen Sie auf, ich brauche dringend Ihre Hilfe.« Aber als Antwort kam nichts als statisches Rauschen.

Mit einem Kartenlineal kratzte Anna ein kleines Guckloch in die vereiste Scheibe und versuchte, einen Blick in den Himmel zu werfen, doch das dichte Schneetreiben versperrte ihr die Sicht.

Sie griff nach dem Hörer des Satellitentelephons, das an der Wand neben dem Funkgerät hing, und wählte die Nummer ihres Vaters in Tromsø, aber es kam nur ein undefinierbares Piepen aus der Leitung.

Also versuchte sie es mit der Nummer einer Frau aus ihrem früheren Leben. Das letzte Mal hatte sie Victoria Hammer an einem Pier in Tromsø getroffen. Anna hatte ihren Vater begleitet, um sich einen alten Fischkutter anzusehen, den er kaufen und zu einem Touristenboot umbauen wollte. Walsafaris und Skitouren zu den Pulverschneehängen der Lyngenalpen wurden bei den Touristen immer beliebter, und beide Freizeitaktivitäten

erforderten ein Boot.

»Ich wollte nur sehen, wie es dir geht, Anna«, sagte Victoria, als sie aus dem glänzenden Mietwagen stieg. Victoria Hammer war nach Ola Kaldager zur Leiterin der Abteilung des norwegischen Geheimdienstes ernannt worden, die in einer Artikelserie der Tageszeitung *Verdens Gang* über norwegische Spione als E14 betitelt wurde. Offiziell war die Abteilung 2006 geschlossen worden, inoffiziell existierte sie weiter und setzte ihre Arbeit unverändert fort. Ola Kaldager trug den Spitznamen »DG – Der Graue«. In ihrer Antrittsrede vor den auserwählten Agenten hatte Victoria gescherzt, dann sei sie wohl »DB – Die Blonde«. Und so war es auch gekommen. In der Armee war DB Annas direkte Vorgesetzte gewesen, und sie hatte sie unzählige Male angerufen und versucht, sie zur Rückkehr zu bewegen. Irgendwann war Anna einfach nicht mehr ans Telefon gegangen.

Sie aßen in einer Coffeebar zu Mittag, in der junge Männer mit akkurat gestutzten Bärten kolumbianischen Filterkaffee servierten.

»Hast du den Brief bekommen, dass die Anklage gegen dich fallengelassen wurde?«, fragte DB, während Anna in einem Omelett herumstocherte. Walnüsse und Honig gehörten nicht gerade zu ihren Lieblingsbeilagen. »Wusstest du, dass die CIA die norwegischen Streitkräfte dazu gebracht hat, ihre Meinung zu ändern?«

Anna hatte tatsächlich einen Brief vom Anwalt der norwegischen Streitkräfte bekommen, doch der lag ungeöffnet in ihrem Zimmer.

»Die CIA will dir einen Orden verleihen.«

Auch diesen Brief hatte sie nicht geöffnet.

»Pass auf dich auf und ruf mich jederzeit an«, verabschiedete sich DB, als sie in den Mietwagen stieg, um zum Flughafen zurückzufahren. »Tag oder Nacht, ich bin für dich da, Anna.«

Aber Anna konnte nicht überprüfen, ob DB ihre Worte wirklich ernst gemeint hatte, denn auch diesmal erklang nur ein Piepen in der Leitung.

»Scheiße!«

Sie schleuderte das Telefon von sich. Der Hörer prallte zwischen den Laptops wie eine Flipperkugel von der Tischplatte ab. Plötzlich hatte sie das Gefühl, dass jemand sie anstarrte.

Langsam drehte sie sich um. Doch sie war allein in der Kabine, und auch draußen war niemand zu sehen. Vor den Fenstern wirbelte der Schnee wie

das Bildrauschen eines alten Fernsehgeräts und nahm ihr jegliche Sicht.

Instinktiv blickte sie auf den Fußboden. Das Gefühl kam von dort. Das Gefühl, dass eine böse Macht zum Leben erwacht war und sie von unten beobachtete. Dass tief unter dem Eis eine teuflische Maschinerie in Gang gesetzt worden war. Eine Maschinerie, die alles zerstörte, was sich ihr in den Weg stellte.

Anna presste die Augen fest zu und murmelte das Wort, das ihr der blinde Mann mit auf den Weg gegeben hatte, als sie sich vor einem halben Leben auf einem Militärflugplatz in England voneinander verabschiedet hatten. Das Wort, das alles rückgängig machte und wieder auf Anfang stellte. Die Selbsthypnose wirkte, die alpträumhaften Erinnerungen kräuselten sich wie brennendes Papier. Die Angst wurde von handfesten Aufgaben überlagert. Erstens: Leuchtfallen aufstellen. Zweitens: schlafen.

Auf dem Weg aus der Kabine überprüfte sie den Notrufsender. Das grüne Lämpchen blinkte schneller als vorhin, aber es blinkte. Solange die Batterie hielt, übermittelte der Sender die genaue Position der *Sabvabaa*.

Anna musste daran denken, wie besorgt ihr Vater sein würde, wenn er von dem Notsignal erfuhr. In dem Formular des Nansen-Instituts, das sie hatte ausfüllen müssen, bevor sie zum Nordpol aufbrechen durfte, hatte sie Johannes Aune als einzigen nächsten Angehörigen angegeben.

An der Seite des Argos-Senders war eine Abdeckung nicht richtig geschlossen. Der dünne Kunststoffdeckel verbarg ein kleines Display mit zwei Tasten und einer USB-Schnittstelle.

Als sie auf eine der Tasten drückte, erschien eine Meldung auf dem Display: NEED SPARE PARTS. Anna drückte die Taste ein zweites Mal: NEED MEDICAL ASSISTANCE. Ein dritter Tastendruck: HAPPY HOLIDAYS, GREETINGS FROM THE NORTH POLE. Anna drückte sich durch fünf weitere Meldungen, dann war sie wieder bei NEED SPARE PARTS angelangt. Auf der zweiten Taste stand schlicht und einfach SEND.

Der Sender verfügte offenbar über programmierte Nachrichten für Nordpolfahrer, falls alle anderen Kommunikationsmittel ausgefallen waren. Anna achtete darauf, dass der Deckel fest einrastete, durchquerte mit zwei Schritten die Kabine und öffnete die Luke. Der eiskalte Wind wirbelte lose Papierbögen auf und fegte Schnee in die *Sabvabaa*. Als Anna nach draußen klettern wollte, fiel ihr ein, dass sie die Leuchtfallen vergessen hatte, und kehrte um, um sie zu holen.

Hätte sie das nicht getan, hätte sie den Alarm nicht gehört.

Aus Richtung Fahrersitz erklang ein anhaltendes Piepen. In ihrer Hast, das Armaturenbrett zu erreichen, rutschte Anna auf der Schneeschicht, die sich auf dem Boden gebildet hatte, aus und fiel hin. Als sie sich wieder aufgerappelt hatte, war der Alarm verstummt.

»Verfluchte Scheiße!«

Frustriert schlug sie mit der Hand auf das Armaturenbrett. Unter der Frostsicht leuchtete ein Display. Der Radarmonitor hatte sich angeschaltet. Anna wischte das Eis ab, wodurch sich eine alte Erfrierung, die sie sich in den afghanischen Bergen zugezogen hatte, zurückmeldete.

Im ersten Moment sah sie auf der Anzeige nichts als das Fleckenmuster des Schneesturms, der das Radarsignal störte, doch dann blinkte für einen kurzen Augenblick ein rotes Quadrat im oberen Bereich des Bildschirms. Das Quadrat verschwand, aber bei der nächsten Drehung der Radarantenne war es wieder da.

Näher diesmal.

Etwas oder jemand bewegte sich auf die *Sabvabaa* zu.

»Sie kommen zurück!« Anna riss die Tür der Hütte auf. Sie war auf dem schnellsten Weg zurückgelaufen.

»Wer kommt?« Zakariassen sah sie mit einem sonderbar verwirrten Ausdruck an.

»Die Mörder! Das Radar hat draußen auf dem Eis etwas erfasst, gerade eben.«

Das Radarsystem der *Sabvabaa* ortete größere Objekte in einem Radius von zwei Kilometern. Die einzigen Schiffe, die sich um diese Jahreszeit ins Nordpolarmeer wagten, waren die riesigen Atomeisbrecher der Russen. Wenn ein solcher Koloss über sie hinwegfuhr, würde die *Sabvabaa* vermutlich nicht einmal einen Kratzer an dessen Rumpf hinterlassen. Die Schiffsschrauben würden Anna, Zakariassen und das winzige Luftkissenboot zu Fleischfetzen, Aluminium- und Kunststoffsplittern zermalmen, die der Besatzung kaum auffallen würden, wenn sie im Hafen von Murmansk vor Anker gingen.

Hoffnung flackerte in Zakariassens Augen auf. »Könnte es nicht auch der Rettungshubschrauber sein?«

»Nein, das Objekt bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von fünf bis sechs Knoten.«

Der Professor griff nach seinem Mausergewehr und stand auf. »Aus welcher Richtung kommt es?«

»Nordwest, weniger als zwei Kilometer entfernt. Bei der Geschwindigkeit sind sie in einer halben Stunde hier.«

Plötzlich erklang ein Stöhnen. Anna drehte sich um. Jackie versuchte, sich in seiner Koje aufzusetzen. Die Wunde hatte mittlerweile den gesamten Ärmel seines Fleecepullovers mit Blut durchtränkt.

»Was ... was machen Sie?«, stotterte er.

»Nichts, bleiben Sie liegen. Sie müssen sich ausruhen.«

Jackie versuchte aufzustehen, doch das Klebeband um seine Handgelenke fesselte ihn ans Bett.

»Warum haben Sie mich festgebunden?«

»Damit Sie still liegen, Sie haben viel Blut verloren«, log Anna.

Zakariassen schaltete das Licht in der Baracke aus, zog die Gardine zur Seite und sah aus dem Fenster. Etwas hatte sie ihm wohl doch beigebracht.
»Wir müssen sofort hier weg!«

»Sch, nicht so laut.« Anna blickte zu Jackie. Er hatte den Versuch sich loszureißen aufgegeben und starrte an die Decke. Auch wenn der Chinese kein Norwegisch verstand, würde er die Angespanntheit in Zakariassens Stimme bemerken, doch das ließ sich nicht ändern.

»Wir können nirgendwo hin, Daniel.«

»Was redest du da? Zwei Mörder sind auf dem Weg zu uns, und du meinst, wir sollen einfach hierbleiben? Das ist Wahnsinn!«

Der Professor gab sich keine Mühe, die Panik in seiner Stimme zu unterdrücken. Der Nordpol besaß seine eigenen Methoden, um den wahren Charakter eines Menschen ans Licht zu bringen. Die Kälte, das nicht enden wollende Geräusch des Eises, das sich ringsum in die Höhe schraubte, das Gefühl, dass sich jeden Moment der Boden unter den Füßen öffnen konnte, um die Zivilisation Schicht für Schicht abzutragen, bis nur noch der Urmensch übrig blieb.

»Wir dürfen jetzt nicht in Panik geraten. Atme tief durch. Ich denke darüber nach, was die beste Lösung ist.«

Anna drückte die Tür auf und versuchte, nach draußen zu blicken. Der Schnee, den der Sturm durch das Scheinwerferlicht peitschte, gab ihr das Gefühl, auf dem Meeresboden inmitten eines unendlichen Schwarms weißer Fische zu stehen. Ihre Sicht reichte nicht weiter als bis zu der vier Meter entfernten Nachbarhütte.

Was für Waffen hatten die Mörder?

Von wo würden sie angreifen?

Anna wusste ganz genau: Wenn sie Zakariassens Leben retten wollte, musste sie sich einen strategischen Vorteil verschaffen. Sie brauchte nicht lange, um eine Entscheidung zu treffen.

»Wir müssen sie in einen Hinterhalt locken. Ich bin der Lockvogel ... du erschießt sie.«

Anna kam es vor, als hocke sie schon seit Stunden hinter dem Traktor in der eiskalten Garage. Jedenfalls lange genug, um ihre Entscheidung, Zakariassen in der beheizten Hütte Stellung beziehen zu lassen, zu bereuen. Aber wenn es ihm gelingen sollte, das Gewehr zu benutzen, musste er aufgewärmt sein. Ohnehin hatte dem Professor ihr offensiver Plan ganz und gar nicht gefallen.

»Warum sollen wir hierbleiben? Wir haben polartaugliche Kleidung. Wenn wir den Notrufsender mitnehmen und in entgegengesetzter Richtung über das Eis laufen, werden uns die Amerikaner finden, wenn sie kommen«, hatte er protestiert.

»Und was ist mit Jackie? Wir müssten ihn doch mitnehmen. Andernfalls würde er den Mördern erzählen, dass wir auf der Basis waren.«

Zakariassen hatte sie frustriert angesehen.

»Er muss ja nicht erfahren, wo wir hingehen.«

Anna begann zu verstehen, warum der Professor nie als Expeditionsleiter Karriere gemacht hatte. In Stresssituationen wurde sein Gehirn schwer wie Blei. Er war einfach nicht in der Lage, logische Gedankenketten zu bilden.

»Daniel, der Notrufsender überträgt unsere Position an jeden. Die Täter können uns genauso leicht lokalisieren wie die Amerikaner. Du siehst die Garage vom Fenster aus«, hatte sie gesagt und die Hütte verlassen.

Dem grünen Zifferblatt ihrer Rolex Submariner zufolge, einem Erbstück ihrer Mutter, war seit dieser Unterhaltung eine halbe Stunde vergangen.

Sie hatte die Kapuze ihres Überlebensanzugs fest zugeschnürt, aber dabei darauf geachtet, dass sie ihr Blickfeld nicht einschränkte. Sie saß auf einer Werkzeugkiste, doch die Kälte des Eises unter ihr war schon längst durch die Kiste in ihren Po gedrungen.

Anna griff nach ihrem Bogen, spannte die Sehne, legte einen Pfeil an und blickte aus der Garage. Der Sturm würde den Pfeil in jedem Fall von seinem Kurs abbringen. Wenn sie dennoch treffen wollte, musste sie warten, bis die, die kommen würden, ganz in der Nähe waren.

»Du bist der Soldat von uns beiden. Du musst es tun«, hatte Zakariassen erwidert und ihr auffordernd das Mausergewehr hingehalten, als sie ihm ihren

Plan schilderte, die Mörder in eine Falle zu locken.

»Nein, das geht nicht. Daniel, du musst mich verstehen ... Ich kann einfach nicht schießen.«

Allein bei dem Gedanken, das alte Gewehr in die Hand zu nehmen, brach ihr der kalte Schweiß aus.

»Was ist in Gottes Namen passiert, Anna?«

Sie wandte den Kopf ab, sie ertrug seinen Blick einfach nicht.

»Wir haben höchstens noch zwanzig Minuten, bis sie hier sind. Bis dahin muss unser Plan stehen.«

Zakariassen verzog sein Gesicht. In seinen Augen loderte ohnmächtige Wut.

»Wie sollen wir es zu zweit mit zwei Mördern aufnehmen, die elf Menschen getötet haben? Ich war nicht einmal beim Militär. Ich wurde wegen Plattfüßen ausgemustert. Das einzige Ziel, auf das ich je geschossen habe, war eine Pappscheibe, als ich meinen Jagdschein gemacht habe. Dort draußen wütet ein höllischer Schneesturm, da werde ich nie und nimmer etwas treffen.«

Anna musste einlenken. Der Plan wurde geändert. Sie würde angreifen, Zakariassen bildete ihr Back-up. Deshalb der Bogen.

Zakariassens Hütte war durch das kleine Fenster in dem geschlossenen Garagentor zu sehen. Sie hatte ihn dazu überredet, sich in die Mitte des Raums zu setzen und auf das Fenster zu zielen. Eine Taktik, die Scharfschützen anwandten, um von draußen nicht gesehen zu werden. Sie hoffte, dass der Professor in der Zwischenzeit nicht unter einen Tisch gekrochen war.

Anna meinte zu spüren, wie das Eis unter ihr vibrierte. Irgendetwas näherte sich.

Das Erste, was sie erblickte, war ein zuckendes orangefarbenes Licht, das durch den Schneefall flackerte. Ein roter Pick-up auf Reifen, die einen halben Meter höher waren als gewöhnliche Autoreifen, tauchte im Schneckentempo aus dem Schneesturm auf. Die Reifen waren so breit, die Proportionen so gigantisch, dass der Pick-up eher aussah wie die mutierte Version eines ferngesteuerten Spielzeugautos. Der Anblick eines Autos am Nordpol erschien Anna wie ein absurder Traum. Die Warnleuchten auf dem Dach sandten flirrende Lichtstrahlen in Richtung der Hütten, während der Truck langsam auf die Garage zufuhr und vor dem geöffneten Tor anhielt.

Anna erhob sich vorsichtig von der Werkzeugkiste. Der Kunststoff knackte. Kribbelnd floss das Blut in ihr Gesäß zurück. Sie hoffte, dass Zakariassen den Pick-up ebenfalls gesehen hatte.

Bleib in der Hütte, Daniel, bleib um Gottes willen in der Hütte, flehte sie stumm.

Langsam schlich sie am Traktor entlang, der sich im Scheinwerferlicht des Pick-ups als scharfer Schatten auf der hinteren Garagenwand abzeichnete. Anna presste sich an die Karosserie, damit ihr eigener Schatten mit der großen Silhouette verschmolz.

Sie lauschte auf Stimmen – und hörte Musik.

Klassische Musik.

Wehmütig und getragen.

Tschaikowsky. *Schwanensee*. Das Zwischenspiel vor dem Ungarischen Tanz.

Während Anna sich geduckt auf das offene Garagentor zubewegte, beschloss sie, mit Boris ins Konzert zu gehen. Und sich einen knallroten Rock zu kaufen. Einen Rock, wie sie ihn bei ihrem ersten Date mit Yann getragen hatte.

Nein.

Sie durfte nicht daran denken.

Sie musste sich auf Boris fokussieren. Wenn der Meteorologe nicht aussah wie ein Yeti, könnte daraus auch mehr werden. Der Gedanke munterte sie auf.

Draußen rief eine Männerstimme etwas auf Chinesisch. Als er keine Antwort erhielt, rief der Mann erneut, lauter diesmal.

Die Stimme klang hell und kratzig.

Anna schob ihren Bogen um die Kühlerhaube des Traktors. Sie versuchte, an den blendenden Autoscheinwerfern vorbeizusehen, um einen Blick auf den Mann zu erhaschen. War er bewaffnet, oder lagen die Waffen noch im Pick-up? Wo war sein Begleiter?

Ein rostiges Scharnier quietschte. Der Unbekannte öffnete die Heckklappe des Trucks.

Eins ... zwei ...

Anna lief ins Licht hinaus.

Zwei Sekunden später hatte Anna die Garage verlassen.

Mit erhobenem Bogen ging sie hinter einem der Vorderreifen des Pick-ups in Deckung. Sie konnte den Mann, der an der Heckklappe stand, nicht sehen und hoffte, dass er sie ebenfalls nicht sah. In der Fahrerkabine saß niemand, doch über dem Lenkrad ragte ein länglicher Gegenstand mit einer Kugel an der Spitze empor.

Eine Rakete?

Anna pirschte sich zum Hinterreifen vor. Etwas Gelbes leuchtete vor ihr auf. Der Mann stand immer noch an der Heckklappe. Sie umrundete das Hinterrad und zielte mit dem Bogen auf seinen Kopf.

»Keine Bewegung!«, schrie sie so laut, dass ihr Hals sich zuschnürte. »Ich schieße!«

Der Mann war klein und untersetzt. Wie ein Nordpol-Buddha. Sein Gesicht war im Schatten einer Kapuze verborgen. Er trug einen gelben, fluoreszierenden Überlebensanzug, der ihn wie ein riesiges Glühwürmchen aussehen ließ.

Der Chinese sagte etwas Unverständliches.

»Keine Bewegung!«, wiederholte Anna.

Sie ging auf ihn zu, den Pfeil auf seine Brust gerichtet. Noch einen Meter. Jetzt konnte sie ihr Ziel nicht mehr verfehlen. Der Mann hob langsam die Arme. Er hielt keine Waffe in der Hand.

»Daniel, siehst du noch mehr Fahrzeuge?«

Anna hatte keine Ahnung, ob Zakariassen die Hütte verlassen hatte, aber sie wollte dem Fremden zu verstehen geben, dass sie nicht allein war. Geduckt ging sie weiter auf ihn zu. Falls sich der zweite Mörder auf der anderen Seite des Pick-ups verbarg, wollte sie ihm so wenig Angriffsfläche wie möglich bieten. Jetzt konnte sie das Gesicht im Schatten der Kapuze erahnen. Der Mann stand reglos da und starrte auf den Pfeil in ihrem Bogen.

Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand auf der anderen Seite des Wagens lauerte, griff Anna nach der Kapuze des Mannes, drehte ihn zu sich, brachte ihn mit einem Tritt zwischen die Beine zu Fall und stellte ihm ihren Fuß auf den Rücken.

»Komm raus, oder ich erschieße den Mann!«, schrie sie in Richtung Pick-up. *Einsatz von Übermacht*. Das ewige Mantra ihrer Ausbilder bei den norwegischen Streitkräften. Strahl immer Übermacht aus, egal ob du sie hast oder nicht. Gib deinem Gegner nie Zeit, zu denken oder zu handeln.

Anna ließ Pfeil und Bogen in den Schnee fallen, zog ihr Jagdmesser aus der Tasche und presste dem Mann die Spitze in den Nacken. Mit dem Rücken zum Pick-up fühlte sie sich unendlich verwundbar. Vielleicht hielt sich der zweite Täter dort versteckt, aber sie wagte nicht, sich umzudrehen, aus Angst, der Mann könnte den Moment nutzen, um ihr die Beine wegzutreten.

»Wer ist noch bei dir? Wo sind deine Waffen?«

Ihre Fragen trafen seinen Hinterkopf. Der Chineser sagte etwas, aber seine Worte wurden von Schnee und Eis verschluckt.

Im Augenwinkel nahm Anna eine Bewegung wahr. Zakariassen hastete durch den Schneesturm auf sie zu, das Mausergewehr in der Hand. In seinem überdimensionalen Überlebensanzug, der sich an den Seiten beulte, hatte er Ähnlichkeit mit einem Eisbären. Vor dem im Schnee liegenden Mann blieb er stehen. »Du ... hast ihn verflucht noch mal erwischt.«

»Kontrollier den Pick-up und sieh nach, ob sich dort noch jemand versteckt.«

»Wer ist das?«

»Tu, was ich dir sage! Sofort. Du musst nachsehen, ob noch jemand im Truck ist.«

Endlich kam die Botschaft beim Professor an. Seine Schritte entfernten sich. Anna wandte keine Sekunde den Blick von dem Messer, das sie dem Mörder in den Nacken presste. Unter ihrem Fuß hob und senkte sich der Rücken des Chinesen im Takt seiner hektischen Atemzüge. Sie spürte fast, wie das Böse durch die Sohle ihres Stiefels drang. Als würde die Bosheit des Mannes in Kürze ihre Knochen infizieren. Unbewusst hob sie den Fuß ein wenig an, sofort versuchte der Mann, sich umzudrehen.

»Keine Bewegung!« Anna presste dem Chinesen wieder ihren Stiefel ins Kreuz.

»Anna, sieh dir das an!«, rief Zakariassen von hinten.

»Hast du den Wagen kontrolliert?«

»Bitte ... Anna ... das musst du dir ansehen!«

Ohne den Fuß von dem Mann zu nehmen oder den Druck des Messers zu lockern, drehte Anna den Kopf. Die Kapuze schränkte ihr Blickfeld ein, sie

konnte Zakariassen kaum erkennen. Er stand vor einer Plane, die auf der Ladefläche im Wind wehte. Das Mausergewehr hing schlaff in seiner Hand. Ein grüner Turnschuh ragte unter der Plane hervor.

31

Unter der im Wind flatternden Abdeckplane lag ein Mensch. Anna sah weiße Beine. Das letzte fehlende Teammitglied. Sie presste ihren Fuß auf die Kreatur im Schnee. Der Mörder stöhnte.

»Wer ist der Mann auf der Ladefläche?«

Das Monster sagte etwas.

»Gai Zhanhai ist ...«

»Was hast du gesagt?«

»Er heißt Zhanhai ... er ist tot.«

»Warum hast du ihn umgebracht?«

»Ich habe ihn nicht umgebracht ... ich habe ihn gefunden.«

»Ich glaube dir nicht!«, brüllte Anna.

»Das ist die Wahrheit.«

»Wer bist du?«

»Zheng ... Marco.« Die Stimme des Mannes klang erstaunlich ruhig, als wäre es völlig normal, sich während eines Sturms mit dem Gesicht im eiskalten Schnee gegen Mordanschuldigungen zu wehren.

»Wie jetzt, Zheng oder Marco?«

»Fremde nennen mich Marco.«

Ein unbändiger Zorn flammte in Anna auf. Sie presste die Messerspitze so fest auf den Nacken des Chinesen, dass sie den Stoff seines Überlebensanzugs durchbohrte. Er wimmerte.

»Warum hast du den Mann umgebracht, Marco?«

»Zhanhai war schon tot, als ich ihn gefunden habe. Ich glaube, er wurde von einem Eisbären getötet.«

Anna war kurz davor, dem Mann im Schnee zu sagen, dass sie wusste, dass die gesamte Besatzung des Eisdrachen ermordet worden war, doch die Zynikerin in ihr riet ihr, die Reaktion des Mörders abzuwarten, wenn er auf Jackie traf. Wie er sich verhalten würde, wenn er begriff, dass eines seiner Opfer überlebt hatte. Das war ein besserer Plan. Aber weshalb sollte dieses Monster die Gnade gewährt bekommen, die seinen Opfern verwehrt geblieben war?

Jetzt.

Das Jagdmesser lag fest in ihrer Hand. Marco war kein Mensch. Er war der Feind. Die Gleichung von der Waschtafel ging auf. Zwei Männer hatten gefehlt. Zwei Männer waren zurückgekommen. Einer lebend, der andere tot. Der Mörder und sein letztes Opfer. Im Krieg waren das mehr als genug Beweise. Anna sah zu Zakariassen hinüber. Er starrte sie an, nicht Marco. Anna stahlte sich. Der Professor würde zu ihren Gunsten aussagen. Das war Notwehr. Die ganzen ermordeten Menschen. Jackies Zeugenaussage.

Es bestand nicht der geringste ...

Von einem Eisbären getötet.

... Zweifel.

Anna lockerte den Druck des Messers. Schnee drang unter ihre Skibrille und machte die Welt grau und undeutlich.

»Okay, Marco«, sagte sie leise. Bei jedem Atemzug kratzte die eiskalte Luft in ihrer wundgeschrienen Kehle. »Wir machen jetzt Folgendes: Ich nehme meinen Fuß von deinem Rücken, und du drehst dich um ... Wenn du irgendwelche Tricks versuchst, töte ich dich ... Glaub bloß nicht, ich würde es nicht tun, weil ich eine Frau bin ... Hast du das kapiert, Marco?«

»Ja.«

Anna nahm ihren Fuß herunter und trat einen Schritt zurück, während Marco sich auf den Rücken wälzte.

»Streck die Arme zur Seite.«

Der Chinese mit den zwei Namen tat, was sie sagte. Seine Arme waren kurz, der untersetzte Körper ließ ihn wie ein großes Kind erscheinen. Ein dick eingemummeltes, leuchtendes Kindergartenkind, das Schneeengel fabrizierte. Er hatte ein breites Gesicht, und unter seinem kleinen Mund spross ein Ziegenbärtchen, das sich an der Spitze lockte.

»Daniel, komm her!«, rief Anna mit dem, was von ihrer Stimme noch übrig war. Sie ließ Marco nicht aus den Augen, spürte aber, dass Zakariassen nun neben ihr stand.

»Du musst seine Taschen durchsuchen. Außen- und Innentaschen.« Der Chinese lag reglos da, er machte nicht einmal Anstalten, sich gegen den Schnee, der ihm ins Gesicht peitschte, zu schützen.

»Marco, mein Kollege wird dich jetzt durchsuchen ... Du bewegst dich nicht und machst keine Dummheiten ... Haben wir uns verstanden?«

»Ja.«

In den Tiefen der Kapuze neigte sich der große Kopf kaum merklich. Anna

deutete die Bewegung als Bestätigung, presste ihm aber sicherheitshalber die Messerspitze auf den Bauch.

»Daniel, leer seine Taschen aus.«

Der Professor rührte sich nicht vom Fleck. »Er ist gefährlich.«

»Das weiß ich, deshalb sollst du ihn ja durchsuchen.«

»Er ist ein Massenmörder ... Wir sollten ... ihn loswerden.«

Genau dasselbe hatte Anna vor einem Moment auch noch gedacht, doch aus dem Mund des friedfertigen Professors klangen diese Worte völlig befremdlich.

»Nein!«, erwiderte sie energisch, vor allem um ihren eigenen inneren Monolog zu beenden. »Tu jetzt, was ich sage. Leer seine Taschen aus. Alle.«

Zakariassen schnaubte widerwillig, beugte sich dann aber nach unten und begann, den Chinesen zu durchsuchen. Der Anzug des Mannes hatte zwei Außentaschen. Durch die roten Bänder an den Zipperrn der Reißverschlüsse ließen sie sich auch mit Handschuhen öffnen. In der einen Tasche steckten eine Taschenlampe und eine Tüte Nüsse, in der anderen ein Schraubenschlüssel und ein kleiner Elektrobohrer.

Der Professor legte die Gegenstände der Reihe nach aufs Eis. Nur einen Moment später waren sie schon zugeschnitten.

Als Zakariassen den Brustreißverschluss des Überlebensanzugs aufzog, kam ein knallrotes Fußballtrikot zum Vorschein, das sich über den kugelrunden Bauch des Mannes spannte. Durch den weißen Kreis mit der Zahl 21 in der Mitte sah er aus wie eine Billardkugel.

Zakariassen steckte seine Hand in die Innentasche und holte ein Handy hervor.

»Das war die letzte. Er hat nichts weiter bei sich.«

Während der Professor sich mühsam erhob, entdeckte Anna eine rote Lasche am linken Oberschenkel des Überlebensanzugs. Darunter wölbte sich der Stoff.

»Sieh in die Tasche am Oberschenkel.«

Zakariassen schnaubte erneut und beugte sich steif wieder nach unten. Er griff nach der roten Lasche, öffnete den Reißverschluss und schob die Hand in die Tasche. Als er sie wieder hervorzog, hielt er einen Revolver in der Hand.

Im Pick-up entdeckte Anna ein russisches Maschinengewehr, eine Kalaschnikow, die hinter dem Fahrersitz in einer Halterung hing.

Die Aufnahme von *Schwanensee*, die Marco gehört hatte, war inzwischen bei der Mazurka angekommen. In der eisigen Hölle, die sie umgab, klangen die fröhlichen Töne absurd humoristisch. Der Sturm wütete inzwischen so stark, dass der Truck leicht schwankte.

Die Rakete, von der sie die Spitze gesehen hatte, erwies sich als eine am Armaturenbrett befestigte Kunststoffattrappe. Das stromlinienförmige Plastikspielzeug hatte oben und unten je eine Kugel, die abwechselnd blau und grün leuchteten.

Auf dem Beifahrersitz lag eine Leuchtpistole. Die Trommel war geöffnet und nicht geladen, aber der Lauf roch nach Schießpulver. Am Griff klebte getrocknetes Blut. Die Leuchtpistole ließ Anna, wo sie war, doch die Kalaschnikow zerrte sie aus der Halterung und warf sie aus dem Wagen. Draußen schob sie das Gewehr mit dem Fuß über das Eis, bis es unter einen Schneehaufen rutschte. Sie häufte noch mehr Schnee über die Waffe und merkte sich die Stelle, indem sie die Hütten als Fixpunkte nahm. Wenn die Amerikaner kamen, mussten sie prüfen, ob die Munition mit den Projektilen übereinstimmte, mit denen die vier Chinesen erschossen worden waren.

Jetzt kam das Schlimmste.

Sie musste herausfinden, wie der Mann auf der Ladefläche des Pick-ups gestorben war. Langsam ging sie zum Wagen zurück. Als er die Heckklappe geöffnet hatte, hatte Marco das hintere Ende der Abdeckplane gelöst, das jetzt wie eine riesige Fledermaus über der Ladefläche flatterte.

Das, was sie für weiße Haut gehalten hatte, war der Stoff einer langen Unterhose. Für einen Moment erwog Anna, die Heckklappe zuzuschlagen, die Plane wieder festzuzurren und das Ganze auf sich beruhen zu lassen. Das würde alles so unendlich viel einfacher machen. Marco war der Mörder. Der Beweis lag vor ihr: in Gestalt von zwölf Leichen und einem Verwundeten. Wenn die Amerikaner, oder wer auch immer, den Tatort untersuchten und zu einer anderen Schlussfolgerung gelangten, war das deren Problem. Nicht ihres.

Wenn.

Anna hasste Ungewissheit. Sie hasste es, dass andere über Dinge, die sie betrafen, mehr wussten als sie selbst. Ihre Lehrer, die schon wussten, welche Note sie in der Mathematikarbeit bekommen hatte. Ihr erster Freund, der nie mit der Sprache rausgerückt war, warum er Schluss gemacht hatte. Ihre Mutter, die wusste, weshalb sie an einem warmen Sommertag in die Eisdiele ging, um Anna und Kirsten ein Eis zu kaufen, aber nie wieder herausgekommen war. Sie verließ ihre beiden Töchter und verschwand spurlos. Und jetzt dieser Chinese, der als Einziger wusste, wie der Mann auf der Ladefläche ums Leben gekommen war.

Anna beugte sich vor und spähte unter die Plane. Der Tote trug ein schwarz-rot kariertes Holzfällerhemd, und auf seinem Kopf schien eine Pelzmütze zu sitzen. Aber um ganz sicher zu sein, musste Anna die Plane entfernen. Sie kletterte auf die Ladefläche und mühte sich mit der ersten Halterung ab. Mit jeder Fixierung, die sie löste, fuhr der Wind heftiger unter die Persenning. Sie hatte noch nicht einmal die letzte Öse gelöst, als eine starke Böe die Plane samt Pelzmütze von der Ladefläche riss. Eine Sekunde später waren sie in der ewigen Polarnacht verschwunden.

Anna kämpfte gegen einen Brechreiz an.

Der Kopf des Mannes sah aus, als hätte er in einem großen Schraubstock geklemmt. Die Schädeldecke war zertrümmert, das Gehirn teilweise herausgequollen und in seinen Haaren zu einer eisigen Masse erstarrt. Ein Ohr fehlte, und aus dem Loch hing ein gefrorener schwarzer Blutpfropf. Das linke Auge war in den Schädel gedrückt, wo es zerplatzt war und sich zu einer weißen, breiigen Substanz verfestigt hatte. Über dem rechten Auge, das sie blind anstarrte, hatte der Schraubstock zwei Löcher in die Stirn des Mannes gebohrt.

Anna schluckte den sauren Geschmack in ihrer Kehle hinunter. Zum zweiten Mal seit ihrer Ankunft in der Eisdrachen-Forschungsstation hatte sie sich übergeben müssen. Jetzt war ihr Magen völlig leer, am Ende hatte sie nur noch Galle erbrochen.

Sie drehte sich mit dem Rücken zum Wind, spürte, wie der Sturm an ihr zerrte, blickte auf ihre Stiefel im Schnee und versuchte, ruhig zu atmen und einen normalen Ort auf der Welt heraufzubeschwören. Ihre Augen begannen zu tränen, lähmende Hilflosigkeit überkam sie.

Sie wollte nichts tun. Sie wollte nicht hier sein. Sie wollte nirgendwo sein.

Anna sog die eisige Luft so tief in ihre Lunge, bis es wehtat.

»Anna Aune, du verfluchtes Miststück, entweder gräbst du die Kalaschnikow wieder aus, steckst dir den Lauf in den Mund und bläst dir die Visage weg, oder du machst jetzt verdammt noch mal was Sinnvolles!«

Nachdem sie diese Worte in den Sturm hinausgeschrien hatte, fühlte sie sich ein wenig besser.

Sie drehte sich um und ging in die Garage, wo Zakariassen sein Mausergewehr auf Marcos Rücken gerichtet hielt und der Chinese mit den Händen unter den Oberschenkeln auf der Werkzeugkiste saß, wie Anna es ihm befohlen hatte. Die Garage bot zwar Schutz vor dem Wind, aber es war genauso kalt wie draußen.

Wie sah ein Massenmörder eigentlich aus?, überlegte Anna, während sie Marcos rundes Gesicht musterte. Seine Augen lagen im Schatten der reflektierenden Kapuze, aber abgesehen von dem Ziegenbärtchen sah er eigentlich ganz normal aus.

»Ist der Mann tot?«, fragte Zakariassen, während er dem Mörder den Gewehrlauf in den Rücken drückte. Aus dieser Entfernung schoss niemand daneben.

Marco blickte Anna mit einem, wie sie meinte, abwartenden Gesichtsausdruck an.

»Was hast du mit deinem Kollegen gemacht?«, fragte sie.

»Nichts, ich habe Zhanhai so gefunden. Ich habe nichts getan.« Die schwarzen Augen des Chinesen starrten sie unverwandt an.

»Hast du ihn überfahren?«

»Nein, nein ... Ich war draußen, um ein Messinstrument zu reparieren ... Ich habe eine Leuchtrakete gesehen und bin losgefahren, um zu helfen. Zhanhai lag auf dem Eis. Er war schon tot, als ich ankam.«

Anna betrachtete die Waffe, die sie in Marcos Hosentasche gefunden hatten und die jetzt hinter ihm auf dem Boden lag. Es war ein Revolver, das gleiche Modell, das Zakariassen in Longyearbyen gekauft hatte, ein Smith & Wesson .44 Magnum, nur dass in Marcos Waffe ein goldener Drache eingraviert war. Benötigte ein Techniker ein Maschinengewehr und einen Revolver?

»Zhanhai ist fast nackt, weshalb ist er ohne Kleidung aufs Eis gegangen?«, fuhr sie mit der Befragung fort.

»Ich habe keine Ahnung ... Ich habe ihn so gefunden, der Anblick war grauenvoll.« Marco hob die Hände, um seine Schilderung zu unterstreichen. Sofort stieß Zakariassen ihm seinen Gewehrlauf in den Rücken, woraufhin Marco sie wieder unter die Oberschenkel klemmte.

»Hast du ihn erschossen und dann liegen lassen, damit ihn die Eisbären holen?«, fragte Anna.

»Zhanhai war tot, als ich ihn gefunden habe. Sie können meine Waffen überprüfen. Daraus wurde nicht geschossen. Zhanhai wurde von einem Eisbären getötet.«

Anna musste die Wahrheit widerwillig akzeptieren. Sie war bereits zu derselben Schlussfolgerung gelangt. Die Löcher in der Stirn des Toten waren Bissspuren eines Eisbären. Nur leider erklärte das nicht die anderen Morde, sofern der Eisbär nicht irgendwie den Umgang mit Messern, gefährlichen Chemikalien und Schusswaffen gelernt hatte. Der Professor schien ihre Gedanken zu erraten.

»Er lügt wie gedruckt«, sagte er auf Norwegisch. »Der arme Teufel ist in die Klauen eines Eisbären geraten, weil er versucht hat zu fliehen. Der Mann hat ihn verfolgt, der Eisbär hat ihn nur als Erster erwischt.«

Die Wahrheit ist bekanntlich ziemlich einfach.

»Ja, vielleicht hast du recht. Das könnte die Erklärung für die Leuchtrakete sein, die wir gesehen haben«, erwiderte Anna. Sie wünschte sich inständig, die Welt würde so simpel sein.

Zwei Männer.

Ein Toter. Ein Mörder.

Anna griff nach ihrem Jagdmesser.

»Überprüf seinen Revolver.«

Zakariassen schnaubte etwas Unverständliches, legte aber das Mausergewehr aus der Hand und hob den Revolver auf. Er öffnete die Trommel. Alle sechs Patronen saßen in der Kammer. Die Waffe roch nach Öl, nicht nach Schießpulver. Damit war nicht geschossen worden, es sei denn, Marco hatte den Revolver sehr gründlich gereinigt, bevor er zum Eisdrachen zurückgekehrt war.

»Wie kannst du mit dem Pick-up über das Eis fahren?«, fragte Anna.

»Ich habe ein Radarsystem, das vor Rissen warnt.«

Anna blickte durch das Garagentor auf den Truck mit den riesigen Reifen. An der Stoßstange entdeckte sie einen langen Stab, an dessen Spitze ein schwarzer Kasten hing.

»Weißt du, was mit deinen Kollegen geschehen ist?«

»Nein ...« In Marcos Gesicht trat ein Ausdruck, den man mit ein bisschen gutem Willen als Besorgnis deuten konnte. »Was meinen Sie? Ist hier irgendetwas passiert?«

»Komm, wir machen einen Spaziergang.«

Anna folgte Marco und Zakariassen zu Jackies Unterkunft. Das herabhängende Mausergewehr des Professors strich wie ein Ruder durch den tiefen Schnee. Für den Fall, dass er ins Stolpern geriet und sich ein Schuss löste, blieb sie vorsichtshalber zwei Schritte zurück.

Als sie an dem Pick-up vorbeikamen, blickte Zakariassen auf die Ladefläche. Anna sah, wie die Farbe aus seinem Gesicht wich und er das Gewehr auf Marcos Rücken richtete. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte das Gewehr nach unten. Der Professor riss sich los und stemmte sich gegen den Wind. Langsam setzte er einen Fuß vor den anderen.

Vor der Tür der Hütte blieb Marco stehen.

»Geh rein!«, befahl Anna.

Der Chinese öffnete die Tür und ging in den Raum. Er trat an das Bett, in dem Jackie festgebunden lag. Anna rief von draußen: »Jackie, kennen Sie diesen Mann?«

Jackie gab keine Antwort.

»Behalte ihn im Auge, Daniel.«

Anna folgte Marco in die Hütte, machte einen weiten Bogen um ihn und sah auf das Bett. Sah das Klebeband, mit dem Jackie an das Bett gefesselt

gewesen war. In blutigen Fetzen hing es auf den Boden herab.

»Jackie ist weg! Bring Marco nach draußen, bleibt im Schutz der Wand und wartet auf mich.« Anna schob die beiden Männer aus der Hütte und schloss die Tür. Dann zog sie ihr Messer aus der Tasche, wickelte es in eine Zimmerecke zurück und sank auf den Boden. Sie blickte sich aufmerksam um und versuchte zu erkennen, ob sich irgendein Detail im Raum verändert hatte, seit sie ihn vor knapp einer Stunde verlassen hatte. Kurz verweilten ihre Augen auf den Stoffschränken, die von der Decke hingen, doch hinter ihnen war nicht genug Platz, um sich zu verstecken. Anna sah unter sämtliche Kojen. Auch dort war niemand.

Der Infusionsschlauch lag auf der blutgetränkten Matratze von Jackies Bett. Das Klebeband hing noch am Gestell. Das Blut musste es so rutschig gemacht haben, dass es ihm gelungen war, sich loszureißen.

»Wir tun Ihnen nichts, Jackie. Sie müssen sich nicht vor uns verstecken. Wir sind Ihre Freunde!«, rief Anna.

Sie wartete noch einen Moment, dann stand sie auf. Langsam ging sie an der Kojenreihe vorbei, in der der tote, mit einem Schlafsack zugedeckte Chinese lag, und trat an Jackies Schrank. Die Daunenjacke und die Thermohose waren von dem Kleiderhaufen auf dem Boden verschwunden. Jackie hatte die Hütte verlassen, aber weit konnte er nicht gekommen sein. Nicht in diesem Schneesturm. Nicht mit dieser Verletzung.

Anna ging zur Tür und drückte sie auf. Marco und Zakariassen kauerten nebeneinander an der Wand. Sie waren mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Als sie sich auf Anna zubewegten, rieselten Eiskristalle an ihnen herab. Marco starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Hütte.

»Komm rein, Daniel, hier ist niemand«, sagte Anna.

Der Professor stieß Marco das Mausergewehr in den Rücken.

»Sprich nicht mit ihm, sorg nur dafür, dass er die Hütte nicht verlässt. Ich suche Jackie. Mach das Licht aus und verbarrikadiere die Tür«, wies sie Zakariassen an, nachdem die beiden Männer den Raum betreten hatten. »Ich klopfe dreimal, wenn ich wieder in die Hütte möchte. Hast du verstanden, Daniel? Wenn es dreimal klopft, bin ich es. Wenn du etwas anderes hörst, schießt du!« Zakariassen nickte und hob das Gewehr vor die Brust.

»Sei um Himmels willen vorsichtig, Anna.«

»Verbarrikadier die Tür und warte, bis ich klopfe.«

Mit gesenktem Kopf entfernte Anna sich von der Hütte. Schon bald entdeckte sie teilweise zugeschneite Fußspuren, die nicht von ihr oder Zakariassen stammten und von der Unterkunft weg über den Platz führten. Sie folgte Jackies Fährte an den vier Baracken auf der Nordseite entlang. Die Spuren endeten vor der Tür der vorletzten Hütte. Dem Generatorraum.

Anna brauchte beide Hände, um die Tür gegen den Sturm aufzuziehen. Der Boden klang hohl unter ihren Füßen.

»Jackie!« Die metallenen Generatoren warfen das Echo ihrer Stimme zurück. »Ich verstehe, dass Sie Angst haben, aber ich tue Ihnen nichts.« Anna blieb mit dem Rücken zur Tür stehen. Im Fluchtweg, falls es die Situation erforderte. Aber als Antwort erhielt sie nur das gleichmäßige Brummen der Generatoren. Vor ihr glitzerte etwas. Auf dem Boden hatten sich Wasserpfützen gebildet, in denen sich das Deckenlicht spiegelte. Jackie musste gerade erst hier gewesen sein.

»Jackie! Ich komme jetzt rein, und ich bin bewaffnet. Wenn Sie nicht verletzt werden wollen, müssen Sie sich ergeben!« Anna blieb noch einen Moment reglos stehen und zählte die Sekunden. Als sie bei hundertzwanzig angekommen war, hob sie das Messer und machte einen Schritt nach vorn. Ein leises Knarren erklang. Der PVC-Boden des Generatorraums war mit einem Metallgitter verstärkt. Anna hatte das Gefühl, über ein Spinnennetz zu laufen. Langsam ging sie auf die drei Generatoren zu. Hinter einem davon setzten sich die Wasserpfützen fort. Anna spürte, wie das Blut in ihren Ohren rauschte. Sie blieb vor dem Generator stehen und horchte, doch nur das elektrische Summen unterbrach die Stille.

Sie fasste sich ein Herz und umrundete den Generator. Auf der Rückseite befand sich eine Hintertür.

Jackie hatte die Hütte durchquert und sie durch die Hintertür wieder verlassen. Natürlich kannte er die Tür, das war ein Ablenkungsmanöver. Anna drückte die Klinke nach unten und schob die Tür auf. Die Fußspuren führten an der letzten Hütte vorbei und verschwanden in der Dunkelheit.

In Richtung *Sabvabaa*.

»Scheiße!« Anna begann zu rennen. Windböen peitschten in ihren Rücken, und sie musste kämpfen, um nicht ins Straucheln zu geraten. Hinter der

letzten Hütte änderten Jackies Fußspuren abrupt die Richtung und führten zurück auf den Platz.

»Jackie!«, brüllte Anna, bevor in dem wirbelnden Schnee plötzlich rote Lichter aufflammten.

Der Wind trug ein Geräusch zu ihr herüber.

Ein startender Motor.

Der Pick-up schoss nach hinten. Die Rücklichter färbten den Schnee rot. Der Motor heulte auf, als der Truck wendete und Anna von den grellen Scheinwerfern geblendet wurde.

Sie lief auf den Platz und stellte sich breitbeinig mitten in die auf sie zurasenden Lichtkegel. Das Eis vibrierte unter ihr.

»Stopp!«, brüllte sie, auch wenn die Chance, dass Jackie sie im Pick-up hörte, minimal war. Im nächsten Moment begriff sie, dass er nicht die geringste Absicht hatte anzuhalten, obwohl er sie inzwischen sehen musste. Anna warf sich zur Seite in den Schnee.

Einer der Monsterreifen hüpfte ein wenig, als der Pick-up über einen der drei toten Chinesen fuhr. Die Leiche rollte ein Stück durch den Schnee, bis sie mit ausgestreckten Armen auf dem Eis liegen blieb.

Der Truck schlitterte dicht an Anna vorbei, doch die Reifen waren so hoch, dass sie den Fahrer nicht sehen konnte. Anna lief hinterher, im Rückfenster der Fahrerkabine konnte sie Jackies Hinterkopf ausmachen, der hin und her wippte wie ein Pendel.

Als die Rücklichter nicht mehr zu sehen waren, wurden die roten Schneeflocken wieder blass und grau, aber Anna verfolgte den Pick-up unermüdlich weiter. Plötzlich drang durch den Sturm der scheppernde Aufprall von Metall auf Metall. Sie befahl ihren Beinen, noch schneller zu laufen. Kurz darauf sah sie die roten Rücklichter wieder. Der Truck war in einem seltsamen Winkel festgefahren – die Scheinwerfer strahlten in den Himmel.

Anna blieb stehen.

Verharrte reglos.

Ihr Puls dröhnte in ihren Ohren, ihr Atem ging stoßweise. Von ihrem linken Oberschenkel strahlte ein dumpfer Schmerz aus.

Langsam näherte sie sich dem Wagen.

Jackie war mit der *Sabvabaa* kollidiert. Die riesigen Vorderreifen des Pick-ups türmten sich an der Bordwand des Luftkissenbootes auf. Ein Teil des Dachs war eingedellt. Ein menschlicher Arm wies anklagend auf sie. Der tote Chinese auf der Ladefläche war bei dem Zusammenstoß nach hinten

gerutscht.

Aus Erfahrung wusste Anna, dass sie jetzt vorsichtig sein musste. In einer Gefahrensituation musste man einen kühlen Kopf bewahren, um zu überleben. Dennoch lief sie zur Fahrerseite, sprang auf das Trittbrett und riss die Tür auf. Das Glück war auf ihrer Seite. Jackie rutschte vom Sitz und fiel in den Schnee. Als er sie sah, hob er die Arme.

»Bringen Sie mich nicht um, bitte«, flehte er, Tränen liefen ihm über die Wangen. Einen Moment lang erwog Anna diese Möglichkeit tatsächlich. So wäre sie das Problem los. Anna Aune hatte ihre persönliche Schmerzgrenze schon vor langer Zeit erreicht. Sie wollte nur noch, dass das alles ein Ende hatte. Diese Hölle war nicht ihr Problem. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als wieder in ihrem Kinderzimmer im Haus ihres Vaters zu sitzen, mit leerem Blick an die Wand zu starren und zu versuchen, die Kälte in ihrem Körper und ihrer Seele mit süßem russischem Tee zu vertreiben.

Und an nichts denken zu müssen.

»Niemand wird dich umbringen, Jackie«, hörte sie sich sagen.

»Ich bin geflohen, weil ich Angst hatte ... Ich will nicht getötet werden.«

Jackies Worte waren kaum zu hören. Er hockte zusammengesunken an einem Tisch in der Kantine und sprach in die Tischplatte. Marco saß neben ihm, Anna und Zakariassen ihnen gegenüber. Jackies vornübergebeugter Kopf warf im Licht der Neonröhren einen Schatten auf den Tisch. In seinem Arm steckte eine mit Klebeband befestigte Kanüle, von der ein Schlauch zu einem Infusionsbeutel lief. Anna hatte ihm zu erklären versucht, dass er sterben würde, wenn sie ihm keine Flüssigkeit zuführten.

Marco und Jackie waren an die Tischbeine gefesselt.

Anna hatte in der Werkstatt eine Kette gefunden, sie mit einem Bolzenschneider durchtrennt, die Hälften um die Beine der Gefangenen geschlungen und mit einem Vorhängeschloss gesichert. Die Tischbeine hatte sie mit ein paar robusten Nägeln am Fußboden befestigt.

Die beiden Chinesen konnten nicht entkommen. Sie würde sie befragen, bis die Amerikaner eintrafen, und den Mördern ein Geständnis entlocken. Sie hatte nicht vor aufzugeben, ehe sie wusste, was in der Eisdrachen-Basis geschehen war.

Marco redete wütend auf Jackie ein. Anna übersetzte den chinesischen Wortschwall auf gut Glück mit: *Du hast meinen Wagen zu Schrott gefahren!*

Marco rutschte in seinem Überlebensanzug hin und her und starrte Jackie mit zusammengezogenen Augenbrauen zornig an. Zakariassen saß neben Anna. Der alte Mann umklammerte mit beiden Händen ein Glas Wasser. Die Haut spannte über den Knochen, und die weißen Haare auf seinen Fingern glänzten im Licht.

Jackie schwieg zu Marcos Anschuldigungen und starrte auf seine Füße.

Als Zakariassen den Schaden an der *Sabvabaa* begutachtet hatte, war er vor Wut explodiert. »Jetzt kann ich die Amerikaner nicht mehr erreichen. Der Zusammenstoß hat die Antennen völlig demoliert. Die Mistdinger müssen geschweißt werden!«, fluchte er und sah Anna vorwurfsvoll an.

»Das ist verdammt noch mal nicht meine Schuld. Tritt ihn, wenn du dich dadurch besser fühlst«, erwiderte sie und zeigte auf Jackie. Doch der Professor schnaubte bloß und sah überall hin, nur nicht auf ihre Gefangenen.

»Wir haben nicht vor, euch zu töten«, sagte Anna, »aber wir haben ein großes Problem. Fünf eurer Kollegen sind ermordet worden.«

Marco und Jackie sahen sie an. Wachsam oder ängstlich?

»Der Rest eures Teams ist ebenfalls ... tot. Möglicherweise sind sie bei einem Unfall ums Leben gekommen.«

Jackies Blick flackerte, als würde er nicht verstehen, was sie sagte. Dann sackte sein Kopf wieder auf die Tischplatte. Seine Schultern zuckten, er begann leise zu weinen.

Anna sah die Angst in Marcos Augen. Sie versuchte, die Reaktionen der beiden Männer zu deuten. Wer war der Schuldige?

»Wie?«, fragte Marco. »Wie sind meine Freunde gestorben?«

»Sie sind erfroren«, antwortete Zakariassen scharf. »Oder jemand hat dafür gesorgt, dass sie erfroren sind.« Er lehnte sich über den Tisch. »Der Tank auf dem Turm der großen Halle, was enthält er? Wofür wird er gebraucht?«

Marcos Unterlippe zitterte. Er bemühte sich sichtlich, ruhig zu bleiben. Sein Atem ging stoßweise, und seine nasse Kleidung quietschte, als er sich bewegte. Jackie schluchzte weiter.

Zakariassen legte sein Mausergewehr auf den Tisch und stieß Marco den Lauf in die Brust.

»Antworte. Wozu benutzt ihr den Tank auf dem Turm? Was ist da drin?«

»Das ist geheim«, erwiderte Marco widerwillig. »Der Kommandant hat uns den strikten Befehl erteilt, nicht darüber zu sprechen.«

»Euer Kommandant ist tot«, sagte Anna. »Außer euch beiden sind alle tot. Und das zwingt mich leider zu der Schlussfolgerung, dass einer von euch etwas damit zu tun hat – oder ihr wart es beide zusammen.« Anna war überrascht, wie ruhig ihre Stimme klang.

Marco schüttelte trotzig den Kopf. Tränen stiegen ihm in die Augen, aber er wischte sie hastig weg, offenbar bemüht, die Fassung zu bewahren.

»Nein«, widersprach er. »Als ich weggefahren bin, waren alle am Leben. Ich habe keine Ahnung, was hier passiert ist.«

»Okay, jetzt mal ganz von vorn«, sagte Anna und seufzte. »Warum hast du die Forschungsstation verlassen?«

»Eins der Messinstrumente ist kaputtgegangen.«

»Warum steht es nicht hier in der Basis?«, fragte Zakariassen.

»Das Messinstrument ist sehr empfindlich ... Wir haben es außerhalb der Basis aufgestellt, damit die Werte nicht verfälscht werden.«

»Was misst dieses Instrument?«, fragte der Professor.

»Es ist ein Magnetometer«, erklärte Marco zähneknirschend. »Einer der Forschungsaufträge des Eisdrachen besteht darin, Variationen im Magnetfeld der Erde zu messen.«

»Aber das gehört doch zur Standardausrüstung. Was sollte die Messungen eines Magnetometers hier beeinträchtigen?«

Marco stützte den Kopf in die Hände. »Ich habe keine Ahnung, ich bin Mechaniker. Ich tue das, was man mir sagt.«

»Dir wurde also gesagt, dass dieses ... Instrument kaputt ist, und du bist aufs Eis gefahren, um es zu reparieren?«, fragte Anna.

»Ja, wir hatten Probleme mit den Batterien. Minderwertige Qualität ... eine amerikanische Marke.« Marco war durch die Hände kaum zu verstehen.

»Okay, als du die Forschungsstation verlassen hast, waren also alle noch am Leben?«

»Ja, der Letzte, mit dem ich gesprochen habe, war Oberst Hong ... der Kommandant ... Er bat mich, vorsichtig zu sein.«

»Und dann bist du losgefahren und hast die Batterien ausgewechselt?«

»Ja ... nein.« Marco hob den Kopf. Seine Augen glänzten. Er sah Jackie an, der mit dem Kopf auf der Brust auf seinem Stuhl saß, als schliefe er. »Ich bin nicht dazu gekommen, weil ... weil ich die Leuchtrakete gesehen habe«, fuhr er fort.

»Was hast du gemacht, als du die Leuchtrakete gesehen hast?«, fragte Anna. Die Fragerei erschöpfte sie. Sie hatte das Gefühl, in einer schlechten Krimiserie mitzuspielen.

»Ich habe versucht, die Basis anzufunken ... aber niemand hat geantwortet.«

»Und das kam dir nicht merkwürdig vor?«

»Nein, ich dachte, es läge an den Sonnenstürmen«, antwortete Marco und deutete mit seinen kurzen, dicken Fingern zur Decke. »Die Strahlung stört unseren Funkverkehr schon die ganze Woche.«

»Du bist ganz allein draußen auf dem Eis, du bekommst keinen Kontakt zur Basis, und du beschließt, in Richtung einer Leuchtrakete zu fahren, über Eis, das von Rissen und Spalten durchzogen ist ... mutterseelenallein?« Die Stimme des Professors war voller Misstrauen.

»Der Pick-up ist mit einem Radarsystem ausgestattet. Wenn man langsam fährt, ist es sicher. Chinesische Radarsysteme sind die besten.«

Annas Blick wanderte zu Jackie. Er kauerte immer noch zusammengesunken auf seinem Stuhl, weinte aber nicht mehr.

»Jackie, kannst du uns helfen ... Kannst du dich noch an irgendwas anderes erinnern?«

Jackie sah auf. Seine Wangen waren tränenüberströmt, die Augen rot unterlaufen.

»Nein, ich habe geschlafen ... und dann hat mich ein Geräusch geweckt ... ein Knall ... irgendjemand stand im Raum ... aber es war zu dunkel, ich konnte nichts erkennen. Es knallte wieder ... und ich bekam furchtbare Schmerzen ... Dann muss ich ohnmächtig geworden sein, ab da kann ich mich an nichts mehr erinnern.« Zwischen den Worten musste er Pausen machen, um Luft zu holen, es war offensichtlich, dass er starke Schmerzen hatte.

In diesem Moment gab es nur eins, das Anna mit hundertprozentiger Sicherheit wusste: Einer der beiden Männer, die vor ihr saßen, hatte fünf Menschen ermordet und möglicherweise den grauenvollen Tod der zu Eis erstarrten Wissenschaftler verursacht. Entweder der schwächliche Jackie, der behauptete, von einem fremden Mann angeschossen worden zu sein, oder der stoische Marco, der wegen einer defekten Batterie nicht in der Forschungsstation gewesen sein wollte, als seine Kollegen ermordet wurden. Um dieses Fazit zu ziehen, musste man kein Genie sein. Es gab ganz einfach keine anderen Verdächtigen.

»Nimm Marco mit«, sagte sie zu Zakariassen.

Der Professor blickte sie verwirrt an. »Mitnehmen ...?«

»Ja, bring ihn in eine der anderen Hütten. Ich will mit Jackie sprechen ... allein.«

Anna starrte Jackie an.

Sie saß ihm direkt gegenüber. Nur der Tisch trennte sie voneinander. Jackies Blick ruhte mal auf ihr, mal irrte er rastlos durch den Raum. Hin und wieder hob er die Hand, um sich die Haare aus den Augen zu streichen. Er atmete schnell, aber regelmäßig. Wie ein kleines Tier mit erhöhtem Puls. Anna sah auf seine Hände. Sie waren zierlich mit langen schmalen Fingern.

Der Chinese beendete die Stille als Erster. »Was wollen Sie?«

»Ich will wissen, wer du bist.«

»Ich bin Jackie.«

»Du hast doch bestimmt auch einen Nachnamen?«

Jackie ließ seinen Blick ein weiteres Mal durch den Raum schweifen. Als er sie wieder ansah, lag ein Anflug von Trotz in seinen Augen.

»Wer sind Sie, dass Sie all diese Fragen stellen?«

»Das habe ich dir bereits gesagt ... Mein Name ist Anna Aune, ich bin Norwegerin.«

»Sind Sie von der Polizei?«

Anna überlegte, ob sie lügen sollte, und entschied sich für eine Halbwahrheit. »Nein, ich arbeite bei den norwegischen Streitkräften ... beim Militär.«

»Sie sind Soldatin?«

»Jackie ... ich stelle hier die Fragen.«

Der Chinese presste den Mund zu einem schmalen Strich zusammen. Seine Augen wurden glasig. Eine Träne lief über seine Wange, doch er wischte sie nicht weg.

»Hast du Schmerzen?«

»Das, was hier passiert ist ... Warum wurden meine Freunde ermordet?«

Er weinte jetzt ganz offen und sah sie dabei unverwandt an. Anna fühlte sich wie das größte Miststück auf Erden.

»Jackie, mir gefällt das genauso wenig wie dir, aber außer dir und Marco sind alle tot. Und falls es eine Antwort gibt ... seid ihr die Einzigen, die sie geben könnten.«

Der Chinese blinzelte und wischte die Tränen aus seinem Gesicht. »Sie

glauben, dass ich ... meine Freunde umgebracht habe?«

»Ich glaube gar nichts. Ich möchte nur wissen, wie du mit vollem Namen heißt und was deine Aufgabe auf der Forschungsstation war.«

Jackie starrte auf seine Hände und zupfte eine unsichtbare Fluse von einem Fingernagel.

»Mein Name ist Shen Li, ich bin Datentechniker.«

»Das ist ungefähr so, als würdest du sagen, dass du atmest. Mit was für Daten beschäftigst du dich?«

»Ich habe einen Master in Geologie, mit Schwerpunkt auf Fernerkundung ... der Erfassung von geologischen Daten über Satellit, Sonar, Telemetrie und Seismik.« Der Chinese sprach plötzlich schneller und mit einem deutlichen amerikanischen Akzent.

»Beeindruckend. Wo in China hast du studiert?«

»Ich habe meinen Master an der UCLA in Los Angeles ... Kalifornien gemacht. Das ist eine der besten Universitäten der Welt ... nur sehr wenige meiner Landsleute erhalten die Erlaubnis, dort zu studieren.«

»Ich schätze, das gelingt generell nur wenigen, egal aus welchem Land sie kommen. Ich hätte es garantiert nicht geschafft.« Anna lächelte den Chinesen an, jetzt zahlten sich die Kurse in Verhörtechnik endlich aus. Man musste zu seinem Gegenüber eine Vertrauensbasis aufbauen.

»Es gibt so viele Studiengänge ... Warum hast du dich ausgerechnet für Geologie entschieden?«

»Mein Vater besaß ein Bergwerk ... Ich bin mit Steinen groß geworden. Mein Vater wollte, dass ich Geologe werde und das Bergwerk übernehme, wenn er in Rente geht.«

»Aber jetzt bist du hier ... am Nordpol?«

Jackies Augen irrten wieder durch die Kantine.

»Mein Vater ist gestorben.«

Sein Tonfall bei diesem Satz sagte Anna, dass sie diese Spur weiterverfolgen sollte.

»Ich verstehe. Und deine Mutter konnte das Bergwerk nach seinem Tod nicht weiterführen?«

Die Augen des Chinesen richteten sich wieder auf sie. Erneut voller Trotz.

»Ich komme aus Gejiu ... das ist eine Stadt in der Provinz Yunnan. In China wird sie auch Zinnstadt genannt ... Über hundert Jahre lang haben die Menschen dort nichts anderes getan, als Zinn aus den Bergen zu graben. Aber

wer hat heutzutage noch Verwendung für Zinn? Also beschloss ich, einen anderen Weg zu gehen ... Gegen den Willen meines Vaters habe ich theoretische Mathematik an der Technischen Universität Peking studiert. Aber ... kurz bevor ich zum chinesischen Neujahrsfest nach Hause fahren wollte ... brannte unser Haus ab. Meine Mutter und mein Vater sind dabei ums Leben gekommen ...« Jackies Stimme wurde leiser. »Ich glaube, das war Gottes Strafe ... weil ich nicht getan habe, was mein Vater wollte. Danach ... habe ich mein Mathematikstudium abgebrochen und stattdessen Geologie an der Technischen Universität Shanghai studiert. Ich habe das Studium als Zweitbester meines Jahrgangs abgeschlossen und erhielt ein Staatsstipendium für eine Universität in den USA. Nach meinem Examen haben mir viele große amerikanische Firmen einen Job angeboten, aber ich bin nach China zurückgegangen, weil das der Wunsch meines Vaters gewesen wäre. Und als sich die Gelegenheit ergab ... habe ich mich freiwillig für den Einsatz am Nordpol gemeldet, um meinen Vater zu ehren.«

Die Augen des Chinesen glühten, aber nicht vor Fieber.

»Ich heiße Zheng He ... aber das bin ich nicht mehr. Alle nennen mich Marco. Marco Polo war der Held meiner Kindheit.«

Sobald Anna mit ihm allein war, sprudelten die Worte förmlich aus Marco heraus. Er sah sie an, als wollte er ihre nächste Frage erraten, bevor sie sie stellte.

»Du bist Chinese, warum hast du dir einen Italiener zum Helden erkoren?«

»Ich bin zu drei Vierteln Chinese, mein Großvater war ein tibetischer Mnch.«

»Wie bitte? Ich dachte, tibetische Mönche leben im Zölibat und dürfen keine Kinder bekommen?«

»China ist in Tibet einmarschiert. Mein Großvater war bei dem großen Aufstand im Jahr 1959 dabei. Er kam ins Gefängnis und durfte anschließend kein Mnch mehr sein. Also wurde er Kaufmann und reiste durch China, bis er meine Großmutter traf.« Marco verschränkte die Hände ineinander und sah an die Decke. »Und Marco Polo war kein Italiener, er war Venezianer. Venedig war tausend Jahre lang eine eigenständige Republik.«

»Okay ... Damit hast du meine Bildungslcke in Bezug auf deinen Helden ... und Italien offenbart, Marco.«

Der Chinese lächelte. »Eines Tages werde ich Marco Polos Reifenspuren folgen.«

»Da dir Genauigkeit so wichtig ist: Es heißt ›Fußspuren«. Du wirst Marco Polos Fußspuren folgen.«

»Nein, ich werde mit dem Motorrad von China nach Venedig fahren, auf Marco Polos Reifenspuren.« Er lachte glucksend.

»Was tust du hier, Marco?«

Auf der Stirn des Chinesen bildete sich eine winzige Falte.

»Sie meinen, was meine Aufgabe hier in der Forschungsstation ist?«

»Ganz genau.«

»Ich bin Mechaniker ... ich wechsle Sachen aus ... und repariere sie.«

»Also warst du dabei, als diese Basis errichtet wurde?«

»Ja, aber ich war einer von vielen ... am Anfang war das Team viel größer ... Wir sind alle mit der *Xue Long* gekommen, Chinas größtem

Eisbrecher ... dem *Schneedrachen*.«

»Ihr seid also mit dem *Schneedrachen* hierhergekommen und habt den Eisdrachen gebaut?«

»Ja, die meisten Komponenten sind in Shanghai vorproduziert worden ... aber es hat über eine Woche gedauert, die gesamte Ausrüstung und alle Hütten aufzubauen. Die Eisdrachen-Forschungsstation ist die bedeutendste chinesische Basis am Nordpol. Da war es extrem wichtig, dass alles korrekt installiert wird.«

Marco lächelte sie an.

»Was weißt du über das, was hier geschehen ist?«

Der Chinese ballte die Hände zu Fäusten.

»Nichts ... Als ich losgefahren bin, war alles in Ordnung.«

»Was haben deine Kollegen gemacht, als du sie das letzte Mal gesehen hast?«

»Ein paar waren ins Bett gegangen, aber die Wissenschaftler haben noch gearbeitet.«

»Was haben sie so spät noch gemacht?«

Marco zuckte mit den Schultern.

»An diesem Ort gibt es keinen Unterschied zwischen früh oder spät, hier ist es immer Nacht. Manchmal arbeiten ...«, Marco holte Luft, »... arbeiteten ... die Wissenschaftler abends ... manchmal tagsüber, früh oder spät, ich weiß nichts darüber.«

»Weißt du, woran die Wissenschaftler gearbeitet haben?«

Marco löste die Fäuste und legte die Handflächen auf den Tisch. »Ich bin nur Mechaniker ... ich erfahre nicht viel.«

»Dann erzähl mir das, was du weißt.«

Seine Hände verkrampften sich. »Der Eisdrache hat den Auftrag, den Nordpol zu erforschen. Wir messen das Eis und das Meer und die Strahlung aus dem Weltall.«

»Warum?«

Marcos glatte Stirn legte sich in Falten.

»Was meinen Sie?«

»Warum errichtet China am Nordpol eine riesige Forschungsstation, um Dinge zu erforschen, die eine Menge anderer Länder bereits erforscht haben?«

Zum ersten Mal trat ein Anflug von Irritation in Marcos Gesicht. »Haben

wir nicht das Recht, hier zu sein? Das ganze Team hat sich freiwillig für diese Mission gemeldet, um unserem Land einen Dienst zu erweisen.«

»Die Chinesen haben deinen Großvater aus seiner Heimat vertrieben. Warum bist du an den Nordpol und nicht nach Tibet gegangen, wenn du eine gute Tat vollbringen wolltest?«

Marco ballte erneut die Fäuste und wandte den Blick ab. »Tibet ist China. Ich bin Chinese.«

Nach ein paar weiteren Fragen, deren Beantwortung auch nicht mehr Licht ins Dunkel brachte, was auf der Forschungsstation geschehen und wie die Mannschaft ums Leben gekommen war, holte Anna Zakariassen und Jackie in die Kantine zurück.

»Hast du was herausbekommen?«, fragte der Professor auf Norwegisch.

»Nicht viel. Jackie scheint das Ganze am meisten mitzunehmen. Aus Marco werde ich einfach nicht schlau. Er hat zu vielem seine ganz eigene Meinung, aber keiner der beiden macht einen labilen Eindruck auf mich. Und beide haben sich freiwillig für diesen Einsatz gemeldet.«

Zakariassen folgte Annas Blick in Richtung der beiden Chinesen. »Wir haben hier zwei Männer, die keinen offensichtlichen Grund haben, zu Massenmördern zu werden«, fuhr Anna fort. »Aber wer hat das schon?«

»Wohl wahr, aber wenn ich einen Tipp abgeben soll, hätte ich einen Favoriten«, erwiderte Zakariassen. »Jackie haben wir angeschossen in seinem Bett gefunden, und Marco taucht aus dem Nichts mit einer Leiche auf der Ladefläche seines Pick-ups auf.«

»Bis dahin sind wir uns einig. Marco ist Mechaniker. Er könnte das nötige Wissen haben, um die Geräte in der Halle zu sabotieren.«

»Also was tun wir jetzt?«

Anna betrachtete Marco und Jackie. Einer der beiden musste das Massaker verursacht haben, alle anderen waren schließlich tot. Sie wünschte sich, dass es so einfach war, aber in ihrem Kopf meldete sich ein Zweifel: *Du kannst nicht wirklich sicher sein, dass nur vierzehn Personen auf der Basis waren.* »Wo hat euer Kommandant gewohnt?«, fragte Anna auf Englisch.

Marco zögerte einen Moment, dann antwortete er: »In der Hütte neben mir und Jackie.«

»Pass auf die beiden auf, Daniel. Ich muss was überprüfen.«

Zakariassen blickte Anna verwundert an. »Wo willst du hin?«

»Ich bin gleich wieder da.«

Bevor der Professor etwas erwidern konnte, war Anna schon aus der Tür.

Draußen zerrte der Wind an ihr, aber sie nahm sich nicht die Zeit, ihre Skibrille aufzusetzen. Der Sturm schien nachgelassen zu haben, und sie musste nicht weit gehen. Als sie den Platz in Richtung der Hütten oberhalb der Garage überquerte, fiel ihr Blick auf etwas, das sie bisher noch nicht bemerkt hatte. Auf dieser Seite der Halle hatte sich eine kleine Schneeverwehung angehäuft, auch auf einem schmalen Vorsprung weiter oben lag Schnee. Ein Türrahmen. Offenbar besaß die große Halle zwei Eingänge.

In der Unterkunft des Kommandanten stand ein Konferenztisch. An der Wand hing eine große Satellitenkarte des Nordpols, die mit Strichen und chinesischen Fahnen übersät war. Anna vermutete, dass sie die Drift der Treibstation markierten. Der Verlauf erinnerte sie an den torkelnden Gang eines Betrunkenen. Neben der Tür hing ein gerahmtes Bild, auf dem ein lächelnder Chinese in brauner Uniform mit ordendekorierter Brust zu sehen war. Der Kommandant.

Ein großer, mit chinesischer Landschaftsmalerei verzierter Paravent diente als Raumteiler. Fischer standen in ihren Kähnen auf einem See, im Hintergrund erhoben sich weiße Berggipfel. Hinter dem Paravent befand sich ein akkurat gemachtes Bett. Auf der Decke lag eine Ledermütze mit einem roten Stern. Am Kopfende hing ein ähnlicher Stoffschrank wie in Jackies Hütte. Der Kommandant war offenbar der Einzige gewesen, der den Luxus von ein wenig Privatsphäre genossen hatte. Auf dem Nachttisch entdeckte Anna einen Gegenstand, der aussah wie ein Kupferpokal, aber sie wusste, dass es sich dabei um einen entfernten Verwandten ihres Samowars handelte. Der Nachttisch war aus hochwertigem Mahagoni gearbeitet und hatte drei Schubladen. Alle drei waren verschlossen. Zwei gezielte Tritte brachen die Schlösser auf, und teure Holzsplitter flogen auf das Bett.

In der untersten Schublade fand Anna, wonach sie suchte.

Marco weigerte sich zunächst, die Mappe, die Anna ihm hinhielt, in die Hand zu nehmen.

»Das sind die privaten Unterlagen des Kommandanten«, sagte er nervös, »die sind vertraulich.«

»Ich habe nicht vor, Chinas Staatsgeheimnisse auszuspionieren, ich möchte lediglich wissen, wer hier wer ist«, erwiderte Anna ungehalten und drückte Marco die Mannschaftsliste in die Hände, die sie in der Nachttischschublade des Kommandanten gefunden hatte.

Marco blätterte die Mappe durch, sein Gesichtsausdruck schwankte zwischen Besorgnis und Neugier. Zu jedem Besatzungsmitglied existierte ein eigenes Formblatt mit einem Foto und einem maschinell geschriebenen Text. Auf den Rückseiten hatte der Kommandant handschriftliche Notizen hinzugefügt.

Marco zeigte auf sein Bild auf einer Seite in der Mitte der Mappe. »Zheng He, Marco ... das bin ich.« Anna kramte ein weit zurückliegendes Geheimdienstmeeting aus einer verstaubten Ecke ihres Gehirns hervor und erinnerte sich, dass chinesische Nachnamen immer zuerst genannt wurden. Und viele Chinesen nahmen als Erwachsene einen westlichen Rufnamen an, der »Ausländern« geläufig war. Marco und Jackie hatten dieser Tradition beide entsprochen.

Zheng He alias Marco wendete das Blatt und las interessiert die Notizen seines verstorbenen Vorgesetzten.

»Der Kommandant war ziemlich ... zufrieden mit mir.« Marco hielt Anna das Blatt mit einem dümmlichen Grinsen hin, als bewiese es, dass er ein Mensch war, dem man vertrauen konnte.

»Das ist gut«, sagte sie. »Denn wir beide müssen eine ziemlich schwierige Aufgabe erledigen. Und ich hoffe sehr, dass auch ich mit dir zufrieden sein werde.«

Bevor Anna in die Kantine zurückgekehrt war, hatte sie Marcos Schrank nach einem Hinweis durchsucht, der ihr sagte, ob er der Mörder war. Marco war ein leidenschaftlicher Fußballfan, das hatte sie auf den ersten Blick

feststellen können. Fußballzeitschriften bildeten seinen bevorzugten Lesestoff. Am Schrank hingen ein roter Fanschal und ein roter Wimpel mit der Silhouette eines Adlerkopfes. Unter chinesischen Schriftzeichen stand SIPG FC.

Auf dem Boden des Schranks lagen zwei Bücher, auf denen sich mehrere Oraltabakdosen stapelten. Diese skandinavische Unsitte schien bis nach China vorgedrungen zu sein. Bei dem einen Buch handelte es sich offenbar um eine Reparaturanleitung für BMW-Motorräder. Auf dem Umschlag erkannte Anna die legendäre R 12. Der Inhalt des zweiten Buchs erschloss sich ihr dagegen nicht so rasch. Technische Diagramme füllten die Seiten, auf dem Cover war ein Wolkenkratzer abgebildet.

In einem Plastikkorb entdeckte sie einen Gegenstand, den sie im ersten Moment für eine Spielkonsole hielt. Als sie den Deckel hochklappte, leuchteten Schachfiguren auf dem Bildschirm auf. Marco spielte Computerschach. Unten im Korb lagen einige Geldbündel und ein paar Kartenspiele. Anna zählte die Zehn-Dollar-Noten. Der Mechaniker hatte fast zweitausend Dollar mit an den Nordpol genommen.

Anna hielt einen Sicherheitsabstand zu Marco, während er die erste Leiche auf dem Platz vom Schnee befreite. Die Tasche mit ihrem Jagdmesser war geöffnet. Falls er sie angriff, konnte sie es blitzschnell ziehen. Das Messer war schwer. Sie würde es auch durch den Wind auf ihn schleudern können. Es würde in seiner Brust stecken, noch bevor er einmal blinzeln konnte.

Vorhin hatte sie geglaubt, der Sturm würde abflauen, doch offensichtlich war es nur eine kurze Atempause gewesen. Jetzt fegte der Wind wieder zwischen den Hütten hindurch, rüttelte an den Kunststoff- und Metallbehausungen und spielte auf ihnen eine orkanische Symphonie. Das dissonante Orchester drang in ihren Kopf und zerlegte die wenigen klaren Gedanken, die sie fassen konnte, in ihre Bestandteile, jeder für sich scharf und deutlich, aber zusammengenommen wollten sie einfach keinen Sinn ergeben.

Anna musste sich konzentrieren, um zu verstehen, was Marco sagte. Er stand mit dem Rücken zum Wind und grub den Kopf des Toten aus. Die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten im Schnee, und es dauerte einen Moment, bis Marco sie umgedreht hatte.

Ein schmales Gesicht kam zum Vorschein. »Das ist Young Chun Li.«

Marco ließ den Mann los und wich einen Schritt zurück, als wäre er ansteckend.

»Welche Aufgabe hatte er auf der Basis?«, fragte Anna.

»Er war der Sicherheitschef.«

Das erklärte vielleicht den überraschten Ausdruck im Gesicht des Mannes. Ein Schuss in den Rücken hatte auf Chun Lis Liste der möglichen Todesarten am Nordpol bestimmt mit an unterster Stelle rangiert.

Außer der Daunenjacke trug Chun Li nur ein T-Shirt und eine lange Unterhose. Seine steifen Beine steckten in ungeschnürten Schneestiefeln. Irgendetwas hatte ihn geweckt. Der Sicherheitschef hatte sich nur eine Jacke übergeworfen und war nach draußen gelaufen. Mit einer Gefahr hatte er wahrscheinlich nicht gerechnet.

Unter der nächsten Schneewehe kam der Mann mit dem Einschussloch in der Brust zum Vorschein. Marco identifizierte ihn als Deli Denian, einen der beiden Köche der Forschungsstation. Bei der Leiche, die Jackie bei seinem Fluchtversuch überfahren hatte, handelte es sich um den zweiten Koch. Als Marco ihn ausgegraben hatte, wandte er sich rasch ab.

»Das ist Jin Fu«, sagte er so leise, dass Anna ihn kaum verstehen konnte.

Sie machte einen Schritt zur Seite, um den Mann besser zu sehen. Jin Fus Kopf war eine einzige groteske Fleischmasse. Die Monsterreifen des Pickups hatten seine Stirn zerquetscht, und sein Gehirn war aus den Ohren gequollen. In dem grauen Brei war das Profil der Reifen deutlich zu erkennen.

Anna spürte, wie ihr Magen sich umdrehte, aber er war vollkommen leer, sie konnte sich nicht übergeben. Sie atmete tief ein. Die kalte Luft strömte in ihre Lunge und sandte messerscharfe Stiche in ihre Brust. Marco hatte dem Toten den Rücken zugewandt. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen und somit nicht beurteilen, wie er auf den grauenvollen Anblick reagierte. Würde er ihn auch mit Abscheu erfüllen, wenn er der Mörder war? In diesem Moment drehte der Chinese sich wieder zu ihr um.

»Fus Frau ist schwanger. Fu war so glücklich. Er konnte es gar nicht erwarten, Vater zu werden.«

Marco sah sie an. Anna erwiderte seinen Blick, wusste aber nicht, was sie sagen sollte.

»In welcher Hütte haben die Männer gewohnt?«, fragte sie schließlich.

»Fu und Denian haben bei Jackie und mir geschlafen. Li war bei den

Wissenschaftlern untergebracht.«

Der nächste Stopp auf ihrem Rundgang war der Tote in der Hütte mit den Computern. Marco musste gar nicht erst an ihn herantreten, um ihn als den Systemanalytiker Qiang zu identifizieren. Er hatte sich um die Computeranlagen der Wissenschaftler gekümmert. Qiang war zum Todeszeitpunkt wach und allein gewesen. Vermutlich hatte der Mörder ihn überrascht. Die anderen Männer hatten kurz vor ihrem Tod in ihren Betten geschlafen, aber etwas oder jemand hatte sie geweckt, und sie waren gleichzeitig nach draußen gegangen, um nachzusehen.

Anna verließ die Hütte.

Die Halle lag ungefähr zwanzig Meter entfernt. Als sie die Leuchtrakete vor etwas mehr als zwölf Stunden gesehen hatte, war der Sturm noch nicht so stark gewesen. Falls sich der Unfall in der Halle vor Qiangs Ermordung ereignet hätte, hätte er vermutlich etwas gehört und wäre nach draußen gelaufen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Also musste Qiang das erste Opfer gewesen sein.

Und die anderen? Die Männer, die in ihren Betten gelegen hatten, was hatte sie nach draußen gelockt?

Ein Ruf?

Ein Schrei?

Nein, sie waren völlig arglos in Richtung der gelben Halle gegangen.

Unbewaffnet.

Jemand hatte sie gerufen. Der Mörder. Anna betrachtete die Halle. Was war darin vorgegangen, das die Männer so brennend interessiert hatte?

Als Marco die Tür der gelben Halle aufzog, kniete der Eismensch immer noch am selben Fleck.

»Das ist der Kommandant«, sagte er, nachdem er den Mann eine kleine Ewigkeit betrachtet hatte. »Oberst Ko Hong.«

Anna dachte an das Bild des lächelnden Offiziers, das sie in der Unterkunft gesehen hatte. Um die Gesichtszüge des zu Eis erstarrten Mannes erkennen zu können, hätte sie sich auf den Rücken legen und unter ihn kriechen müssen, aber das hatte sie nicht vor.

»Warum hat eine zivile Basis einen Oberst als Kommandanten?«, fragte sie.

Marco musterte sie wieder mit seinem unergründlichen Blick.

»Ich weiß es nicht. Man hat mir erzählt, dass Oberst Hong schon viele Expeditionen geleitet hat. Er hatte viel Erfahrung.«

»Wir müssen weiter«, sagte Anna und deutete in die dunkle Halle. Marco verbeugte sich steif vor seinem Vorgesetzten, dann bewegte er sich langsam in die Dunkelheit.

»Pass auf, der Boden ist glatt!«, rief Anna, aber Marco hatte die Eisfläche schon selbst bemerkt und rutschte über den Boden, ohne die Füße zu heben. Erneut erinnerte er Anna an ein zu groß geratenes Kindergartenkind, das über zugefrorene Pfützen schlitterte.

Anna blieb in der Tür stehen. In seinem leuchtenden Überlebensanzug konnte Marco weder in der Dunkelheit verschwinden noch sich verstecken, selbst dann nicht, wenn er seine Taschenlampe ausschaltete.

Marco verharrte, als deren Lichtstrahl auf den ersten Mann traf, den Mann, der mitten in der Fluchtbewegung erstarrt war wie eine bizarre Propagandastatue. Anna machte einen großen Schritt über die Hand des Kommandanten und ging weiter in die Halle hinein. Der vereiste Kopf des Mannes glitzerte im Schein ihrer Taschenlampe.

»Was ... was ist mit ihnen geschehen?«, fragte Marco.

»Ich hatte gehofft, du könntest mir das sagen.«

Marco starrte sie schweigend an. Anna wedelte ungeduldig mit der Hand und schob ihn tiefer in die Halle.

»Wenn du nicht erfrieren willst, musst du dich beeilen.« Sie drückte ihm die Mannschaftsliste in die Hand. »Wie hieß der Mann?«

Marco blätterte die Mappe durch und zeigte dann auf das Foto eines gutaussehenden Mannes, der ernst in die Kamera blickte.

»Yunqing ... Xiato. Er war Ingenieur.«

»Und die beiden da drüben?«

Anna richtete ihre Taschenlampe auf die beiden Männer, die auf ihren Stühlen vor den Computern festgefroren waren. Marco ging langsam zu ihnen hin.

»Kong ... und Guang.«

»Waren sie auch Ingenieure?«

Marco nickte.

»Und das ist ... das war ... Deming Lee«, sagte er und deutete auf den halb in der Eisfläche versunkenen Mann. »Herr Lee war Softwareanalytiker. Bevor er auf den Eisdrachen kam, hat er beim ›Großen Sprung nach vorn‹ mitgearbeitet, einem extrem wichtigen Raumfahrtprogramm. China wird das erste Land der Welt sein, das einen Astronauten auf den Mars schickt.« Marco nickte vehement, als hätte er gerade eine unbestreitbare Wahrheit verkündet. »Herr Lee war sehr klug.«

»Warum will ein genialer Raumfahrtingenieur am Nordpol arbeiten?«, erwiderte Anna.

Marco sah sie nur an. Vermutlich konnte er nicht begreifen, dass *sie* nicht begriff, wovon er redete, dachte Anna. Sie machte sich aber nicht die Mühe, ihm zu sagen, dass die Dinge, die sie nicht über China wusste, ein Bücherregal füllten, das länger als die Chinesische Mauer war.

»Der Nordpol ist auch für China sehr wichtig«, sagte Marco schließlich. »Wenn das Eis schmilzt, verkürzt sich für unsere Frachtschiffe der Seeweg nach Europa. Das ist gut für den Handel, die Wirtschaft und Chinas Wachstum.« Die Worte klangen auswendig gelernt.

Anna trat zu der Leiche. Lees Gesicht war halb im Eis versunken, ein Auge blickte gerade noch so über die Kante. Sie konnte nicht behaupten, dass der Mann auf sie einen besonders intelligenten Eindruck machte.

Aber sie hatte es selbst erlebt. Im einen Moment hält man noch einen lebenden Menschen in seinen Armen, den man kennt, und im nächsten erlöschen seine Augen – es sind immer die Augen –, der Blick entgleitet, wird matt, gläsern und starr.

Der Mensch, den man gekannt hat, existiert nicht mehr. Nach dem Tod ist der Körper nur noch eine Hülle aus Haut mit verwesenden Eingeweiden. Was diesen Punkt betraf, hatte Herr Lee Glück. So schnell würde er hier nicht verwesen.

Marco konnte ihr nicht sagen, wer der Mann mit dem gespaltenen Kopf und den mit Frost überzogenen Augäpfeln war. Als er die Schädelhälften vor dem in der Luft zu Eis erstarrten Wasserfall sah, drehte er sich um, schlitterte panisch in Richtung Tür, stürzte hinaus und übergab sich.

Um ihm ein bisschen Privatsphäre zu gewähren, blieb Anna stehen. Der Anblick erschien ihr wie ein groteskes Gemälde. Der festgefrorene Kommandant kniend in der Tür und dahinter Marco, der sich würgend erbrach, eingehüllt in wirbelnde Schneeflocken, die sich um ihn herum wie ein Vorhang teilten.

Als Marco seinen Magen entleert hatte, stand er auf und starrte auf den Platz. In Richtung der drei Leichen. Er blickte auf die Mannschaftsliste, die er immer noch in der Hand hielt. Dann drehte er sich langsam um. Das Scheinwerferlicht direkt über ihm warf Schatten auf sein Gesicht. Seine Augen bildeten graue Schlitze in der Dunkelheit.

Er brüllte, um das Heulen des Windes zu übertönen.

»Einer fehlt. Einer aus unserem Team ist nicht hier.«

»Entweder fehlt Lok Yafeng oder Yao Lanpo«, sagte Anna und reichte Zakariassen die Mappe des Kommandanten. Sie zeigte auf die Fotos der beiden Männer.

»Das bedeutet, dass einer von ihnen auch als Mörder infrage kommt.«

Der alte Mann betrachtete die Bilder mit einem gequälten Gesichtsausdruck. »Nimmt das denn nie ein Ende?«

Lok Yafeng wirkte wie ein Aufschneider. Seine Haare waren zurückgekämmt, und unter seinem Schnurrbart umspielte ein schiefes Grinsen seine Lippen. Yao Lanpo war das genaue Gegenteil. Mit seiner groben Kinnpartie, der platten Nase, dem Pottschnitt und den beinahe komplett zusammengewachsenen Augenbrauen sah er wie ein Profiboxer aus.

Anna studierte die Fotos, versuchte, die Gesichter zu spalten wie den Kopf des Mannes in der Eishalle, doch es wollte ihr nicht gelingen. Sie blickte zu Marco, der blass und in sich gekehrt auf einem Stuhl hockte und eine Pepsi-Flasche umklammerte, die sie im Kühlschrank gefunden hatte.

»Und du bist dir ganz sicher, Marco, dass du nicht weißt, wer der letzte Tote in der Halle ist?«, fragte sie.

Marco starrte auf den Boden und schüttelte den Kopf.

»Was war Yafengs Aufgabe?«

»Er war Ingenieur ... und Pilot.«

»Und Lanpo?«

»Er hat mit mir zusammengearbeitet.« Jackies Stimme war leise, aber deutlich. »Lanpo war auch Datentechniker.«

Jackie saß jetzt aufrecht am Tisch, und etwas Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt. Die Infusion hatte geholfen. Oder der Schokoriegel, den Zakariassen ihm gegeben hatte, während Anna und Marco die Toten identifiziert hatten. Zakariassen ging nie ohne einen Schokoladenvorrat in der Tasche aufs Eis hinaus. Schokolade half gegen das »Große Zittern«, wie er es nannte, wenn der Blutzuckerspiegel in den Keller sackte. Aus irgendeinem Grund schien er dem Mann, der die *Sabvabaa* demoliert hatte, inzwischen freundlicher gesinnt zu sein.

»Hat Lanpo normalerweise in der Halle gearbeitet?«, fragte Anna.

»Ja, er hatte gestern Abend Dienst, wir wechseln uns immer ab.« Jackie sah Marco an, als warte er auf eine Bestätigung. Doch Marco saß nur schweigend da.

Anna wechselte einen Blick mit Zakariassen, in dessen Augen die Frage zu lesen war: »Worauf willst du hinaus, Frau Superdetektivin?«

Sie setzte ihre Befragung fort.

»Ist euch an Lanpo oder Yafeng in den letzten Tagen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen? Hat sich einer der beiden merkwürdig verhalten?«

Marco sah kurz zu Jackie, doch der starrte nur auf seine Knie, als läge dort die Antwort auf alle ungelösten Rätsel der Welt.

»Ja«, erwiderte Jackie.

»Lanpo hat gesagt, dass er ... den Kommandanten umbringen will.«

Zakariassen zuckte zusammen.

»Er wollte ihn umbringen?« Die Stimme des Professors wurde lauter. »Warum sagst du das erst jetzt?«

Jackie starrte weiter auf seine Knie.

»Was weißt du darüber, Marco?«, fragte Anna.

Der Chinese zuckte mit den Schultern. »Oberst Hong war unzufrieden mit Lanpo. Er sagte, er würde den Forschungsfortschritt verzögern.«

»Aha, und wie hat er das gemacht?«

»Ich habe keine Ahnung ... Ich bin nur ein Mechaniker.«

Annas müde und überanstrengte Augen blickten in Marcos schwarze. Durch das Licht, das sich in ihnen spiegelte, wirkten seine Pupillen wie Tunnel, die in eine dunkle Galaxie voller Geheimnisse führten. Ein Mann, der Tschaikowsky hörte, während er sich in einem Pick-up auf lebensgefährliches Polareis hinauswagte, war alles andere als »nur ein Mechaniker«.

»Aber du hast auch gehört, wie Lanpo gesagt hat, dass er den Kommandanten umbringen will?«

Marco blickte wieder zu Jackie, als wollte er seine Erlaubnis einholen, mehr zu sagen.

»Alle haben es gehört ... Lanpo war betrunken ... Es war ziemlich peinlich.«

»Okay ... Lanpo hat also zu tief ins Glas geschaut und gedroht, den Kommandanten umzubringen, weil der mit seiner Arbeit unzufrieden war?«

»Vielleicht.«

»Vielleicht ... was?!«

Annas Stimme stieg wie die des Professors um einige Oktaven. Die Befragung der beiden Chinesen ähnelte dem Versuch, ein Bleilot aus einem Treibsandstrudel aus Entschuldigungen und Ausflüchten zu ziehen. »Sag mir die Wahrheit, was ist zwischen Lanpo und dem Kommandanten vorgefallen?«

»Lanpo war respektlos«, antwortete Marco.

»Er hat sich euch gegenüber respektlos verhalten?«

»Nein, Lanpo war ein netter Kerl ... Er hat Jazzlieder für uns gespielt. Sein Vater ist ein berühmter Jazzpianist. Samstags und sonntags tritt er in Shanghai immer im Hotel Fairmont Peace auf, das liegt direkt neben der alten Brücke zu The Bund ...«

Anna fiel Marco ins Wort.

»Der Vater ist mir scheißegal. Ich will wissen, weshalb Lanpo gedroht hat, euren Kommandanten umzubringen.«

Marco warf ihr einen verletzten Blick zu. »Er war dem Kommandanten gegenüber respektlos.«

»Inwiefern? Was hat er so Respektloses getan?«

Marco starrte auf seine Stiefelspitzen unter dem Tisch.

»Er hat sich geweigert ... den Hund des Kommandanten auszuführen.«

Jedes Mal wenn Anna aus dem Fenster blickte, schien die Dunkelheit jenseits des Flutlichts ein wenig näher gerückt zu sein. Die Dunkelheit, die einen Mörder verbarg. Die Finsternis presste sich gegen die chinesische Forschungsstation wie Wasser um eine Luftblase. Und in dieser Luftblase waren Zakariassen und sie gefangen. Wenn sie im Eisdrachen blieben, stellten sie die leichteste Zielscheibe am ganzen Nordpol dar, hell erleuchtet und kilometerweit zu sehen. Machten sie sich dagegen zu Fuß auf den Weg, würden sie mit allergrößter Wahrscheinlichkeit im Sturm sterben. Pest oder Cholera.

Anna hatte das Gefühl, etwas Wichtiges zu übersehen, aber sie kam nicht darauf, was.

Sie hoffte, dass weder Jackie noch Marco vor ihrer Nordpolexpedition einen Norwegischkurs besucht hatten, und diskutierte die Neuigkeiten, die sie gerade erfahren hatten, mit Zakariassen.

»Elf Tote konnten wir identifizieren, den zwölften würde vermutlich nicht mal seine eigene Mutter wiedererkennen ... Den wird ein kompetenter Rechtsmediziner wieder zusammensetzen müssen.«

Zakariassen blätterte die Personalmappe des Kommandanten durch, ohne einen Blick auf die Fotos zu werfen. Der alte Professor wollte sich die toten Männer nicht als reale Menschen vorstellen müssen, als Menschen, die Frauen und Kinder gehabt hatten, Hoffnungen und Träume. Wie er. Vor langer Zeit einmal.

Seine Frau Solveig war an Krebs gestorben und wartete unter einem blank polierten Grabstein auf dem Tromsøer Friedhof auf ihn.

»Der letzte Mann in der Halle ist also entweder dieser ... Ingenieur ... oder Lanpo?«, fragte er, als er am Ende der Mappe angekommen war.

»Ja.«

»Und Lanpo sollte nach Hause geschickt werden?«

»Wenn wir den Aussagen dieser beiden Herren glauben dürfen.«

Zakariassen sah zu Jackie und Marco hinüber. Jackie war wieder in sich zusammengesackt, während Marco seine Gefängniswärter ungeniert anstarrte, als hielte er sie für exotische Zootiere.

Für einen Chinesen gibt es bekanntlich nichts Schlimmeres, als sein Gesicht zu verlieren oder zugeben zu müssen, dass etwas falschgelaufen ist, doch zum Schluss war es Anna gelungen, Marco Lanpos Geschichte aus der Nase zu ziehen.

Oberst Ko Hong hatte Yao Lanpo offenbar vom allerersten Tag an zum Sündenbock für alles erkoren, was auf der Eisdrachen-Forschungsstation nicht nach Plan verlief.

Lanpo war ein untersetzter, etwas ungeschickter Mann mit einem lauten Organ, der allein durch seine Anwesenheit Aufmerksamkeit auf sich zog. Und da Lanpo als Datentechniker in der Hierarchie der Basis einen untergeordneten Rang bekleidete, konnte der Kommandant seinen Unmut leichter an ihm als an den Wissenschaftlern auslassen, die bei ihrer Arbeit keine Fortschritte erzielten. Die Wissenschaftler waren handverlesene Experten und hatten sich jahrelang auf diese Expedition vorbereitet. Wenn Oberst Hong es sich mit ihnen verdarb, riskierte er, selbst versetzt zu werden. In der chinesischen Armee dienten Tausende Oberste, die seinen Platz einnehmen konnten.

Als letzte Demütigung erhielt Lanpo den Befehl, Sunzi, den Hund des Kommandanten, auszuführen. Sunzi war ein sibirischer Husky und Oberst Hongs ganzer Stolz. Mit ihm hatte er vor einem Jahr das Grönlandeis überquert. Bei schönem Wetter hatte Sunzi ihn auf kurzen Strecken mit dem Schlitten gezogen. Bei starkem Wind hatte der Kommandant einen Paragleiter am Schlitten befestigt und sich vom Wind über das Eis tragen lassen, während Sunzi bellend neben ihm hergelaufen war.

Nach einer Woche, in der Lanpo um fünf Uhr morgens aufgestanden war, um mit dem Hund Gassi zu gehen, und abends nicht ins Bett gehen durfte, bevor er mindestens drei lange Runden mit Sunzi um die Forschungsstation gedreht hatte, war das Maß voll. Lanpo stahl aus der Krankenstation eine Flasche Ethylalkohol und betrank sich hemmungslos.

Am nächsten Morgen wurde das Team des Eisdrachen in aller Herrgottsfrühe durch laute Trompetenklänge geweckt. Als sie verschlafen aus ihren Hütten blickten, entdeckten sie Lanpo, der mit seiner Jazztrompete vor der Tür des Kommandanten stand. Aber anstatt eines der beschwingten Duke-Ellington-Stücke zu spielen, mit denen er die Mannschaft sonst immer unterhielt, spielte er eine kaum zu erkennende und furchtbar dissonant klingende Version vom *Marsch der Freiwilligen* – Chinas Nationalhymne.

Als der Oberst in der Tür erschien, schleuderte Lanpo ihm seine Trompete entgegen und brüllte, der Kommandant sei ein Diktator und Tyrann, der sein Leben zerstört habe, und er werde ihn umbringen. Dann ließ der sturzbetrunkene Mann die Hose runter, pinkelte direkt vor dem Kommandanten in den Schnee und pfiff dabei ungeniert weiter die Nationalhymne.

Oberst Hong explodierte natürlich. Lanpo wurde unter Hausarrest gestellt und sollte mit dem nächsten Versorgungsflugzeug in die Heimat zurückkehren.

»Das erklärt alles«, sagte Zakariassen. »Der Kerl hat rotgesehen und dieses Massaker veranstaltet, um nicht unehrenhaft nach Hause geschickt zu werden.«

Anna sah zu Jackie und Marco hinüber. Für einen kurzen Moment hatte sie geglaubt, nur noch auf Rettung warten zu müssen und es dann der Polizei überlassen zu können, herauszufinden, wer die Mannschaft des Eisdrachen ermordet hatte. Doch jetzt war alles wieder offen. Die nächsten Stunden würden zu einem Wettlauf zwischen den amerikanischen Rettungskräften und dem Massenmörder werden.

43

»Habt ihr eine Idee, wo Lanpo hingegangen sein könnte?«, fragte Anna die beiden Chinesen.

»Nach Hause?«, schlug Marco vor.

»Du glaubst, Lanpo geht zu *Fuß* nach China?«

»Oberst Hongs Husky ist nicht mehr hier, vielleicht hat Lanpo ihn mitgenommen, um einen Schlitten mit Proviant und einem Zelt zu ziehen?«

Anna fiel der Schlitten ein, den sie in der Werkstatt gesehen hatte. »Wie viele Schlitten gibt es auf der Basis?«

Die Chinesen wechselten einen Blick. »Ich weiß es nicht genau«, sagte Jackie. »Aber mindestens einen.«

»Nur ein Verrückter versucht, vom Nordpol zu Fuß nach China zu wandern, ob mit Schlittenhund oder ohne«, warf Zakariassen ein.

Marco begann zu lachen. Das Lachen kullerte aus ihm heraus wie Murmeln aus einer Metallbox. »Das ist wahr, aber wenn Lanpo all diese Menschen ermordet hat, dann *ist* er verrückt.«

Sein Lachen erstarb, als er Annas und Zakariassens Mienen sah. Er wandte den Blick ab und drehte sich um.

Anna war sich sicher, dass Lanpo nicht versuchte, den Nordpol zu Fuß zu überqueren. In diesem Wetter überlebte das niemand, jedenfalls nicht ohne geeignete Ausrüstung. Der Mörder war geflohen, als er sie kommen sah. Und das konnte nur eins bedeuten: Lanpo würde zurückkehren. Wenn er überleben wollte, hatte er keine andere Wahl. Er war zwar allein, aber er hatte Waffen. Viele Waffen. Und wenn sich in seinem Arsenal auch ein Gewehr mit Zielfernrohr befand, waren sie in Lebensgefahr, sobald der Sturm abflaute. Anna wusste nur allzu gut, wie geschickt ein Heckenschütze sich in der Dunkelheit verbergen konnte, nur wenige hundert Meter von seinen Opfern entfernt.

Sie trat an ein Fenster und blickte hinaus. Jetzt war sie froh, dass der Sturm keinerlei Anzeichen zeigte, schwächer zu werden. Dichter Schneefall wirbelte vorbei wie Maschinengewehrfeuer von der ureigenen Todesschwadron des Nordpols.

»Wie schaltet man das Flutlicht aus?«, fragte sie.

Die beiden Chinesen antworteten nicht.

»Hört mir zu! Kapiert ihr nicht, dass uns dieser Kerl hier wie auf dem Präsentierteller abknallen kann, wenn wir die Scheinwerfer nicht ausschalten?«

Jackie und Marco begreiflich zu machen, dass sie sich als Verbündete gegen einen gemeinsamen Feind zusammenschließen mussten, wenn sie überleben wollten, erschien ihr absurd. Anna griff nach ihrem Jagdmesser und legte es auf den Tisch, die Spitze auf Marcos runden Bauch gerichtet.

»Marco, wir zwei gehen jetzt nach draußen ... und schalten dieses verfluchte Flutlicht aus.«

Marco stolperte vor ihr her in Richtung Halle. In dem dichten Schneegestöber konnte sie nur wenige Meter weit sehen. Allein das immer stärker werdende Licht sagte Anna, dass sie auf dem richtigen Weg waren. Als die Halle direkt vor ihr auftauchte, befürchtete sie, wieder das eisige Gruselkabinett durchqueren zu müssen, doch Marco entfernte sich von der Tür, hinter der der Kommandant über seine toten Männer wachte.

Während sie Marco folgte, suchte Anna mit den Augen die Umgebung ab. Bei dem Gedanken, dass sich irgendwo in der Dunkelheit ein geisteskranker Massenmörder verbarg, spannte sich jeder Muskel in ihrem Körper. Als sie dann wieder nach vorn sah, war Marco plötzlich verschwunden. Seine Fußspuren führten um die Ecke der Halle. Hatte er vor, sie anzugreifen? Anna entfernte sich von der Wand, zog ihr Messer aus der Tasche und umrundete die Ecke. Aber Marco lauerte ihr nicht auf, sie konnte ihn gerade noch am anderen Ende der Halle sehen.

»Reiß dich zusammen, du paranoide Kuh«, murmelte sie und stapfte durch die Schneeverwehungen auf Marco zu, der sie heranwinkte. Er drückte eine Klinke herunter und öffnete die Seitentür der Halle, die sie vorhin entdeckt hatte. Schnee rieselte vom Türbalken. Als Anna das Licht sah, wurde ihr auf einmal klar, was sie übersehen hatte. Was sie missachtet hatte.

»Geh da nicht rein!«, rief sie und rannte zu Marco. Der Chineser ließ die Klinke los, hob seine kurzen Arme und wich vor dem Messer zurück, das sie in der Hand hielt.

»Aber die Schalter für das Flutlicht sind da drin«, sagte er. Anna entdeckte ein gelbes Schild an der Tür. Über dem internationalen Symbol für Hochspannung standen chinesische Zeichen.

»Was ist in dem Raum?«

Marco blickte in den Schneesturm hinaus. »Sicherungskästen, Lichtschalter und ...«

Anna verfluchte sich selbst, dass sie nicht eher darauf gekommen war: Das größte Gebäude der Basis bestand natürlich nicht nur aus einem Raum.

»Und was?«

In ihr brodelte es. Sie winkte Marco mit dem Messer. »Mach jetzt keine Dummheiten. Öffne die Tür ... aber langsam, ganz langsam.«

Der Chinese gehorchte, legte die Hand auf die Klinke und zog die Tür vorsichtig auf. Der Raum war hell erleuchtet. Gelbe Wände, weißer Boden. In der Mitte hingen dicke Kabel und Leitungen von der Decke, die hinter zwei übereinandergestapelten Metallkisten verschwanden. Auf der oberen Kiste stand ein Computer. Anna schätzte die Breite des Raums auf ungefähr sechs Meter. Die Tür nahm höchstens einen Meter ein, also verblieben zu beiden Seiten weniger als drei Meter.

Jetzt wusste sie, wo Lanpo sich versteckte.

Krieg ist wie Schach – mit Menschen als Spielfiguren. Und wenn man nicht über die militärische Übermacht verfügt, muss für den Sieg jemand geopfert werden. Anna verfügte über zwei Figuren, Marco und sich selbst. Die Wahl war einfach.

»Dreh dich um und geh rückwärts durch die Tür«, befahl sie. Der Chinese spähte in den hellen Raum. Der erwartete Protest blieb aus, er zuckte nur wie üblich die Schultern und tat wie geheißen.

Anna folgte ihm langsam, achtete aber darauf, sich draußen seitlich zur Tür zu positionieren. Falls Lanpo hier war, würde er einen Moment brauchen, um sie zu entdecken, nachdem er Marco erschossen hatte.

Als der Schatten des Türbalkens auf Marcos Gesicht fiel, sah er ihr direkt in die Augen. Die Mundwinkel über seinem Teufelsbärtchen verzogen sich zu einem schiefen Grinsen. Er ging tiefer in den Raum hinein. Da schoss Anna ein Gedanke durch den Kopf. Wenn Marco der Mörder war, wusste er etwas, das sie nicht wusste: Er wusste, wo die fehlenden Gewehre und Revolver versteckt waren.

»Bleib stehen!«, rief sie.

Anna duckte sich. Marco bewegte sich weiter rückwärts.

»Bleib stehen!«, wiederholte sie.

Sie hielt das Messer an der Klinge und hob den Arm zum Wurf. Marco war vier Meter von ihr entfernt. Würde sie treffen? Der Chinese glaubte es offensichtlich, denn endlich blieb er stehen.

Er war jetzt ein einfaches Ziel, falls Lanpo neben der Tür lauerte. Anna versuchte, etwas in dem Raum zu erkennen.

»Ist dort jemand?«

Marco drehte sich langsam um, betrachtete die Kabel und die glänzenden Metallkisten.

»Nein.«

Was, wenn Marco und Lanpo gemeinsame Sache machen? Tappe ich gerade in meine eigene Falle? Die Hand, mit der sie das Messer hielt, zitterte, während Marco reglos dastand.

Er wartete auf den nächsten Zug.

Anna griff in ihre Tasche, angelte ihr Handy hervor und warf es Marco zu. Es fiel auf den weißen Boden, drehte sich ein paarmal und blieb dann vor seinen Füßen liegen.

»Fotografier damit den Raum.«

Marco sah erst das Telefon, dann Anna an.

»Warum?«

Sie machte eine auffordernde Bewegung mit dem Messer. »Tu, was ich sage. Fotografier den Raum, sofort!«

Das Blitzlicht flammte auf, als Marco auf den Auslöser drückte, und hinterließ grelle Punkte auf Annas Netzhaut. Sie wandte den Kopf ab. Schnee peitschte ihr ins Gesicht und wurde vom Wind wieder davongetragen. Sie konnte gerade so die Umrisse der Garage erkennen. Das geöffnete Tor. Sie dachte an den Traktor, der dort stand. Konnten sie damit von hier verschwinden? Wie viele Personen passten in die kleine Fahrerkabine?

»Hier.«

Marco warf ihr das Handy zurück. Es landete lautlos im Schnee. Anna musste ihren Handschuh ausziehen, um über das Display zu streichen. Ihre Fingerspitzen wurden eiskalt, während sie die Bilder durchscrollte. Neben der Tür stand kein bewaffneter Mörder.

Das Display erlosch.

Der Akku hatte sich in der Kälte entladen. Sie streifte den Handschuh wieder über ihre starren Finger und ging zu Marco in den Raum. Augenblicklich wurde es wärmer. Und als sie die Tür schloss, verstummte das Heulen des Windes zu einem fernen Rauschen. Die isolierten Wände dämpften die Lautstärke.

Eine mit gelben Isolationsplatten verkleidete Wand trennte den Raum von der großen Halle mit den erfrorenen Männern. Die Kabel und Leitungen, die sie von draußen gesehen hatte, kamen aus einem schwarzen Trichter an der Decke und verschwanden in einem großen Loch, das hinter den Metallkisten ins Eis gefräst war.

Anna ging an Marco vorbei und blickte in das Loch. Aber sie sah nur ihr eigenes Spiegelbild auf der dunklen Oberfläche. Auf dem Wasser hatte sich nicht die übliche Eisschicht gebildet, die am Nordpol normalerweise innerhalb weniger Minuten entstand. Kräftige Heizstrahler an der Decke hielten die Raumtemperatur einige Grad über dem Gefrierpunkt.

Anna spürte einen Tropfen im Nacken und schaute nach oben. Die Tropfen

fielen aus dem Trichter, aus dem die Leitungen kamen. Ein paar Meter weiter oben verschwanden sie in einer grauen, unförmigen Masse, die in der Dunkelheit zu schweben schien. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie in die Spitze des Turms mit dem Drachenbanner schaute. Anna knipste ihre Taschenlampe an. Die graue Masse war an den Metallstreben des Turms festgefroren. Das Eis musste aus derselben Quelle stammen wie der zu Eis erstarrte Wasserfall in der Halle nebenan. Sie blinzelte, als mehrere Tropfen ihre Stirn trafen.

Jetzt fiel ihr auch auf, dass die Wandverkleidung sich wellte und unterhalb des Trichters große Flecken aufwies. Die Flüssigkeit, die die Männer in der Halle getötet hatte, war auch in diesen Raum geflossen, aber die Heizstrahler mussten die Eisbildung verhindert haben.

Anna ging zu dem Computer auf den beiden Metallkisten. Er ähnelte den unförmigen Apparaten, die sie bei den norwegischen Streitkräften verwendet hatten, wind- und regenresistent und robust genug, um Stürze aus großer Höhe zu überstehen. Daneben stand ein lackiertes Kästchen mit einem Schachspiel. Das Holzbrett war verwittert, als hätte es längere Zeit in der Sonne gelegen. Die schlichten, aus billigem Holz gefertigten Figuren waren nicht wie üblich weiß und schwarz, sondern gelb und rot. Ein Zeitvertreib während langer Arbeitsschichten. Der Computermonitor war dunkel, doch ein blaues Lämpchen zeigte an, dass er im Ruhemodus lief.

»Wofür ist der Computer?«, fragte Anna.

»Die Ingenieure steuern damit ... haben damit die Instrumente gesteuert ... unten auf dem Meeresboden«, antwortete Marco. Er stand immer noch am selben Fleck, aus Angst vor dem, was Anna entdecken könnte, oder aber aus Angst zu verraten, dass er wusste, welches Geheimnis dieser Raum barg.

Anna drehte sich um. An der hinteren Wand standen drei Metallschränke. Als sie näher trat, nahm sie ein leises Summen wahr.

Elektrizität.

»Wo ist der Schalter für das Flutlicht?«

Marco deutete auf einen der Schränke. »Er ist in dem Schrank ganz rechts.«

Anna zog die Tür auf, mehrere Reihen mit Sicherungen kamen zum Vorschein.

»Der zweite Schalter von links«, sagte Marco.

Anna streckte die Hand aus. Doch plötzlich roch sie verbrannten Staub und hielt mitten in der Bewegung inne. Sie drehte sich zu Marco um, der sich

immer noch nicht von der Stelle rührte. Wusste er etwas über diesen Schrank, das sie nicht wusste?

»Komm her und such den richtigen Schalter. Ich will keinen Fehler machen.«

Der Chinese durchquerte den Raum, er blickte weder zu dem Loch im Boden noch auf den Computer. Er legte die Hand auf einen Regler.

Und schaltete die Welt aus.

Als die pechschwarze Dunkelheit sie umschloss, hatte Anna das Gefühl, der Raum würde nicht mehr existieren. Der Boden verschwand unter ihren Füßen. Grelle Punkte flimmerten auf ihrer Netzhaut. Ihr Puls rauschte in ihren Ohren. Ihre Hand schnellte nach vorn und traf Marco im Gesicht. Sie packte ihn am Kragen.

»Keine Bewegung.«

Ein dumpfes Summen erfüllte die Dunkelheit, und über der Tür leuchtete eine grüne Lampe auf. Der Raum materialisierte sich wieder. Anna blickte sich um. Alles war unverändert. Niemand hatte den Raum betreten.

»Ist der Schalter nicht nur für das Flutlicht?«, fragte sie.

Marco zeigte wie üblich keine Gefühlsregung:

»Unsere Generatoren sind ... ein bisschen unzuverlässig. Das Flutlicht zieht viel Strom, vielleicht ...«

Er zeigte auf den Schrank in der Mitte. Seine Augen baten um Erlaubnis. Anna nickte und trat einen Schritt zurück. Marco öffnete den Schrank und legte die Sicherungsregler um, die nach unten zeigten. Die Neonröhren an der Decke flackerten wieder auf.

»Wir haben das Flutlicht noch nie abgeschaltet ... Ich denke, die Generatoren haben es nicht geschafft, die Stromversorgung so schnell zu reduzieren ... Die Spannung wurde zu hoch, und die anderen Sicherungen sind rausgesprungen«, sagte er.

Anna spürte einen kalten Luftzug im Nacken. Sie drehte sich um und blickte in Jackies blasses Gesicht, das aus der Dunkelheit auf sie zukam. Er blieb in der Tür stehen, wurde aber von Zakariassen, der ihm folgte, in den Raum geschoben.

»Anna, was ist passiert? Bei uns ist der Strom ausgefallen.« Der Professor blickte sich um. »Was ist das hier?«

»Nicht jetzt, Daniel, dafür haben wir keine Zeit. Geh nach draußen und halte Wache, während ich es herausfinde.«

»Aber warum ...«

»Tu, was ich dir sage. Wenn der Mörder in der Nähe ist, hat er gesehen, dass wir das Flutlicht ausgeschaltet haben. Ich an seiner Stelle hätte die

Gelegenheit genutzt, um mich in einer der Hütten zu verstecken. Lass Jackie hier und halte draußen Wache, bis ich komme. Bitte!«

Es war offensichtlich, dass Zakariassen nicht die geringste Lust hatte, allein in der Dunkelheit zu stehen, dennoch stieß er Jackie noch ein Stück weiter in den Raum und ging wieder nach draußen. Jackie trat an das Loch im Eis und versuchte, die Daunenjacke, die über seiner Schulter hing, so gut es ging, um seinen Körper zu wickeln.

»Was ist das für ein Raum?«, fragte Anna. »Was macht ihr hier?«

Marco musterte die Gegenstände um sich herum, als hätte er sie noch nie zuvor gesehen.

»Wir forschen«, antwortete er mit feierlicher Miene, »auf wichtigen Gebieten.«

»Auf welchen wichtigen Gebieten?«

»Der Nordpol schmilzt. Das ist wichtig.«

Anna spürte eine wachsende Ungeduld in sich aufsteigen, versuchte aber, ruhig zu bleiben.

»Ich habe oben auf dem Turm einen Tank gesehen. Ich schätze, dass diese Kabel ...«, sie deutete auf zwei dicke vereiste Kabel, die zwischen dünneren Leitungen und Stahldrähten in dem Loch im Boden verschwanden, »... etwas damit zu tun haben.«

»Ich bin nur Mechaniker«, erwiderte Marco. »Die Forschung ist streng geheim. Die Wissenschaftler sagen mir nicht alles ...«

Er stöhnte auf, als Anna ihn so fest zu Boden stieß, dass er wie ein Puck über das Eis schlitterte.

»Sag mir jetzt sofort, was zum Teufel ihr hier macht!«, schrie sie.

»Wir suchen auf dem Meeresboden nach Mineralien«, sagte Jackie.

»Du darfst nicht darüber reden ... Das ist verboten ...«, versuchte Marco Jackie aufzuhalten, aber Anna musste nur den Fuß heben, damit er verstummte. Jackie ging zu den Kabeln, legte den Kopf in den Nacken und blickte zu dem schwarzen Trichter an der Decke.

»N ... sieben«, sagte er. »Stickstoff. In dem Tank da oben ist Flüssigstickstoff. Wir benutzen ihn, um unsere Forschungsinstrumente zu kühlen.« Anna blickte auf das Loch im Eis.

»Wir sind am Nordpol, ist es hier nicht kalt genug?«

»In der Luft ja, aber nicht auf dem Meeresboden. Dort sind es höchstens minus drei Grad. Wir spüren die Mineralien mit einer völlig neuen

chinesischen Erfindung auf, einem sehr starken Georadar, der eine extreme Hitze entwickelt. Ohne die Stickstoffkühlung würde er schmelzen.«

Jackie ging zu dem Computer.

»Darf ich?«

Anna nickte. Jackie drückte eine Taste, und der Computer erwachte aus dem Ruhemodus. Auf dem Monitor erschien ein rechteckiger Kasten, der von starken Scheinwerfern angestrahlt wurde. Ein länglicher Fisch schwamm langsam durch den Lichtstrahl. Eine Videoaufnahme vom Meeresboden. Der Gedanke, dass nur eine anderthalb Meter dicke Eisschicht sie daran hinderte, in einen dreitausend Meter tiefen Abgrund zu stürzen, war beängstigend.

»Das ist unser Georadar. Er wurde ursprünglich entwickelt, um Meteoriten zu erforschen«, fuhr Jackie fort. »Im Weltall ist keine Kühlung erforderlich.«

»Deshalb arbeitete also der Raumfahrtingenieur hier auf der Basis?«

»Ja, Herr Lee hat das Radar entwickelt.«

»Ein Radar ist nicht gerade die neueste Erfindung der Welt. Warum wollt ihr das geheim halten?«

»Dänemark, Kanada, Norwegen, Russland und die USA denken, sie allein hätten das Recht auf die Ressourcen des Nordpols. Aber in China lebt ein Fünftel der Weltbevölkerung. Dass man uns ausschließt, ist nicht gerecht.«

Anna beugte sich näher zum Monitor und versuchte, sich einen Eindruck davon zu verschaffen, wie groß der Kasten eigentlich war. Hinter dem Radar verliefen Abdrücke im Sand, die den Spuren von Kettenfahrzeugen ähnelten.

»Ich verstehe, aber es ist doch nicht verboten zu forschen ...« Weiter kam sie nicht, draußen fiel ein Schuss.

Es klang wie ein Schuss aus einem Großkalibergewehr. Im nächsten Moment hörte Anna einen lauten Schrei.

»Ihr bleibt hier!«, befahl sie den beiden Chinesen und lief nach draußen.

Ihr überanstrengtes Gehirn hatte bereits vergessen, dass das Flutlicht ausgeschaltet war. Kopflös stürzte sie in die Finsternis, völlig nachtblind. Anna warf sich in den Schnee und horchte. Schneeflocken legten sich auf sie, während ihre Augen sich langsam an die Dunkelheit gewöhnten.

Zakariassen war nirgends zu sehen.

Sie kroch über das Eis und versuchte, ihn zu finden. Jenseits der erleuchteten Hüttenfenster herrschte komplette Schwärze. Ohne das Flutlicht existierte das kleine Fleckchen Zivilisation nicht mehr, das die Chinesen errichtet hatten. Jetzt war das Polarreich so, wie es immer hatte sein sollen.

Eis. Schnee. Kälte. Nacht.

Vor einem der Fenster machte Anna eine Silhouette in der Dunkelheit aus. Sie zog das Jagdmesser aus ihrer Tasche und robbte weiter vorwärts.

»Anna! Komm her!«

Die sich überschlagende Stimme verlieh dem Schatten eine Identität. Zakariassen zuckte zusammen, als Anna sich nur wenige Meter vor ihm aufrichtete.

»Du hast mich zu Tode erschreckt!«

»Hast du geschossen?«

»Ja.«

Der Professor war durch den heulenden Sturm kaum zu hören. Anna blieb mit dem Rücken zum Wind stehen, während Zakariassen sich zu ihr vorkämpfte.

»Was machst du hier? Ich hab dir doch gesagt, dass du vor der Halle Wache halten sollst.«

Der Professor keuchte. Sein Atem froh auf der Skimaske zu kleinen Eiszapfen.

»Das habe ich ja auch gemacht, aber dann habe ich ein Geräusch gehört ... Ich dachte, es wäre ein Eisbär. Er war da hinten.« Zakariassen deutete auf ein paar erleuchtete Fenster. »Ich dachte, er käme direkt auf mich zu. In der

Dunkelheit konnte ich es nicht richtig erkennen. Ich bekam eine Scheißangst ... und da habe ich einfach geschossen.«

»Also kam das Brüllen von einem Eisbären?«

»Kaum zu fassen, dass ich getroffen habe ... Aber das war kein Eisbär ...« Die Eiszapfen an Zakariassens Kinn zitterten. »Es klang eher wie das Jaulen eines Hundes. Deshalb habe ich meinen Wachposten verlassen. Ich wollte nachsehen, ob das arme Vieh hier irgendwo liegt und verblutet.« Der Professor schüttelte bekümmert den Kopf. »Aber ich habe es nicht gefunden. Es muss weggelaufen sein.«

»Wenn es ein Hund war, kann es nur der Husky des Kommandanten gewesen sein.«

Zakariassen nickte, starrte auf seine Stiefel und scharrte im Schnee. »Ja, es muss der Husky gewesen sein, armer Kerl. Er hat nach Futter und einem Unterschlupf gesucht und bekommt eine Kugel ins Fell. Scheiße.«

Anna blickte an Zakariassens schuldbewusstem Gesicht vorbei in die Dunkelheit. Die Polarnacht bot ihnen Schutz, aber sie schützte auch die Person, die sich irgendwo dort draußen verbarg. »Jackie und Marco haben ja gesagt, dass Lanpo den Hund mitgenommen haben könnte, damit er ihn in einem Schlitten zum Festland zieht.«

Der Professor betrachtete sein Gewehr und wischte den Schnee vom Lauf.

»Vielleicht ist der Hund zur Basis zurückgelaufen, weil der Bastard irgendwo da draußen tot auf dem Eis liegt.«

»Das hoffe ich.« Anna drehte sich um. Hinter den Hütten war nichts zu sehen. Das Einzige, was sie fühlte, war die Kälte des Eises.

Das Eis war nicht für den Menschen gedacht. Sogar die Sahara war ein gastfreundlicherer Ort. Während eines Marokko-Urlaubs hatte sie einmal an einer von zwei Tuaregs geführten Kamelsafari in die Wüste teilgenommen. Auf wundersame Weise hatten die in blaue Gewänder gehüllten Männer immer Wasser gefunden. Und wenn es ihnen nicht gelang, hatten sie die Kamele die nächste Quelle unter dem Sand aufspüren lassen. Das Eis war nur Eis. Sie konnte keine Wärmequelle in seinen Tiefen freilegen. Das Eis konnte schmelzen, aber für die Wärme musste man selbst sorgen. Und sobald die Wärme versiegt war, besiegte einen das Eis.

Anna gab es auf, irgendetwas in der Dunkelheit zu erkennen, und versuchte stattdessen, die Kälte aus ihren Gliedern zu schütteln.

»Aber Wunschdenken bringt uns nicht von hier weg«, sagte sie. »Wir

müssen jetzt endlich die Leuchtfallen aufstellen. Wenn du auf Marco und Jackie aufpasst, mach ich das ... Und versuch herauszufinden, was die Chinesen hier eigentlich wirklich getrieben haben. Ich denke, dieses Forschungsprojekt könnte der Grund für dieses Massaker sein.«

Zakariassen blickte zu dem Turm über der Halle empor. Er war in der Dunkelheit und durch den Schneefall kaum zu sehen. »Wahrscheinlich haben sie ungefähr dasselbe gemacht wie wir, mit dem Unterschied, dass ihre Arbeit mit zig Millionen gefördert wird, die ihnen Experimente im großen Stil ermöglichen.«

»Wenn man Jackie glauben darf, dann ist es mehr als das. Er behauptet, die Wissenschaftler hätten hier nach Mineralien gesucht. Sie haben irgend so ein Radargerät auf dem Meeresboden installiert.«

»Ein Radargerät?« Zakariassen beugte sich dichter zu ihr, um zu verstehen, was sie sagte.

»Ja, ich habe keinen blassen Schimmer von solchen Sachen. Sprich selbst mit ihm.«

Anna hatte die Nase voll von Spekulationen. Sie musste sich auf handfeste Aufgaben konzentrieren. Priorität eins: überleben.

Der Mechaniker Marco erwies sich als schneller Lerner.

Anna hatte Zakariassen in den Raum neben der großen Halle begleitet und dann Marco doch lieber mitgenommen, um die Leuchtfallen zu holen. Sie zeigte ihm, wie sie funktionierten und wie er sie aufstellen sollte.

Schon bei der zweiten Leuchtfalle hatte sie ihm nichts mehr erklären müssen. Anna wurde bewusst, wie absurd die Situation war. Sie ließ einen möglichen Massenmörder Fallen für einen zweiten möglichen Massenmörder aufstellen.

Systematisch arbeiteten sie sich im Schneesturm um die Basis, bis sie ihre Finger und Zehen nicht mehr spürten. Jetzt erreichten sie das Luftkissenboot, an dessen Rumpf immer noch der demolierte Pick-up emporragte. Das Scheinwerferlicht ließ die *Sabvabaa* wie ein klägliches Denkmal erscheinen. Anna beschloss, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Bevor die Batterien leer waren, konnte der Truck ihnen von Nutzen sein.

»Wir wärmen uns in deinem Wagen auf!«, rief sie Marco zu. Sie ging zur Beifahrerseite, kletterte auf das Trittbrett und öffnete die Tür. Marco folgte ihr, blieb aber in der Tür stehen und starrte auf die Leiche auf der Ladefläche.

»Was sollen wir mit Zhanhai machen?«

»Im Moment können wir nichts tun. Der nächste Bestatter ist achttausend Kilometer weit weg ... Er wird schon nicht verwesen.« Als sie Marcos Blick sah, bereute sie ihre Worte. »Tut mir leid, ich bin todmüde. Wir nehmen ihn nachher mit.«

Sie stieß Marcos Fuß an, woraufhin der Chinese ins Wageninnere rutschte und sich auf den Fahrersitz setzte. Anna folgte ihm und zog die Tür zu. Um sie herum wurde es still. Die dicke Schneeschicht auf den Fenstern sperrte das Heulen des Windes aus. Der Widerschein der Scheinwerfer tauchte die Fahrerkabine in graues, kaltes Licht – wie auf den Röntgenbildern, die ihr die Ärzte in dem Krankenhaus in Deutschland gezeigt hatten.

»Einschussloch links des Schlüsselbeins. Die Kugel steckte in der multipel frakturierten linken Hüfte. Schlüsselbein und Hüftknochen sind partiell zersplittert. Starke innere Verletzungen des Gewebes und des Darms, aber die

Lunge ist unversehrt ... Sie hatte verdammtes Glück.« Nach dem, was Anna den Worten des amerikanischen Arztes entnehmen konnte, waren es schlechte Neuigkeiten, wenn man ein Hochgeschwindigkeitsprojektil quer durch den Körper gejagt bekommen hatte. Sie wünschte sich nur noch, mit Morphinum vollgepumpt zu werden. Um zu vergessen. Das zu vergessen, was Yann zugestoßen war.

Anna spürte, dass Marco auf ihr fehlendes Ohrläppchen starrte, als würden ihre Gedanken dort heraussickern. Auch er hatte seine Kapuze abgesetzt. Durch die Schneeflocken in seinem Gesicht erinnerte er Anna an die weiß geschminkte Geisha, die ihr vor vielen Jahren in einer namenlosen Gasse in Tokio heißen Tee und lauwarmen Sake serviert hatte.

»Lass den Wagen an, Marco.«

Der Chinese drückte einen Knopf neben dem Lenkrad. Der Motor sprang mit einem fast lautlosen Brummen an. Die Scheibenwischer setzten sich in Bewegung und legten in der Schneeschicht auf der Windschutzscheibe zwei perfekte Halbkreise frei. Anna konnte jetzt die Antennen der *Sabvabaa* sehen, die wie gefällte Bäume auf dem Dach des Luftkissenbootes lagen.

»Du musst uns von hier runterbringen«, sagte sie. Marco starrte sie verständnislos an. »Das Luftkissenboot ... Bekommst du den Pick-up da runter?«

Der Chinese zog den Schalthebel nach hinten. Schwankend rutschte der Truck über den Rumpf der *Sabvabaa*, erreichte die Kante und fiel in den Schnee. Die riesigen Reifen federten den Aufprall ab. Anna hatte das Gefühl, in dem kleinen Fischerboot ihres Vaters zu sitzen, das bei Wellengang auf dem Storfjord hin und her schaukelte.

Als Marco zurücksetzte, stellte sie fest, dass das Luftkissenboot die Kollision erstaunlich gut überstanden hatte. Über dem kaputten Kabinenfenster war eine große Beule im Rumpf, aber davon abgesehen schien die Bordwand völlig intakt zu sein. Anna nahm sich vor, Zakariassen zu bitten, in der Werkstatt nach Treibstoffschläuchen zu suchen, die mit dem Motor der *Sabvabaa* kompatibel waren. Das Luftkissenboot war immer noch ihre beste Chance, von hier wegzukommen. Mit einem vollen Tank konnten sie ein paar Tage lang fahren. Das sollte genügen, um sie in die Nähe der grönländischen Küste zu bringen.

Anna schaute auf die Uhr. Kurz vor drei, aber war es Tag oder Nacht? Es

spielte keine Rolle, die amerikanischen Rettungshubschrauber hätten längst da sein müssen. Aber selbst mit der besten Navigationsausrüstung der Welt und Nachtsichtgeräten, die die Polarfinsternis in Tageslicht verwandelten, war der Sturm vermutlich unüberwindbar. Sie legte ihre Finger auf die warme Lüftung und genoss den willkommenen Schmerz, als das Blut in ihren Fingerspitzen zu zirkulieren begann.

Marco schaltete in den Leerlauf, legte die Hände in den Schoß und blickte auf die Kunststoffrakete, die am Armaturenbrett klebte. Das Licht in den Kugeln an der Spitze und am unteren Ende schimmerte in Blau- und Grüntönen wie ein Miniaturnordlicht.

»Stört dich dieses Ding nicht beim Fahren?« Eigentlich hatte Anna nicht die geringste Lust auf eine Unterhaltung, aber sie hatte Angst, in der Wärme einzuschlafen.

»Das ist ein Geschenk meines Vaters. Die Perle des Orients soll mir Glück bringen.«

»Interessiert sich dein Vater für die Raumfahrt?«

»Mein Vater ist Fahrstuhlführer. Er arbeitet in der Perle des Orients.«

Anna betrachtete die Rakete genauer. Im Rumpf waren kleine Löcher. Fenster.

»Das ist eine Gebäudenachbildung?«

»Ja, natürlich. Haben Sie noch nie von der Perle des Orients gehört?« Marco sah sie gekränkt an. »Es ist das dritthöchste Gebäude in Shanghai. Mein Vater hat das Baugerüst errichtet. Nach der Eröffnung wurde er dann als Fahrstuhlführer eingestellt, weil er keine Höhenangst hat.«

Anna verstand zwar nicht, warum es für einen Fahrstuhlführer von Vorteil war, keine Höhenangst zu haben, aber sie hatte nicht die Energie zu fragen.

»Darum habe ich mich freiwillig gemeldet«, fuhr Marco fort und deutete auf den Turm der Forschungsstation. »Ich habe einen höheren Turm als mein Vater gebaut.«

»Ach ja? Dein Turm ist doch bestimmt nicht höher als ... zwanzig Meter?«

»Zwanzig Meter und fünfundfünfzig Zentimeter.« Marco lächelte stolz. »Aber die Eisdrachen-Basis steht auf der Spitze der Welt. Über uns ist nur noch der Himmel. Deshalb ist mein Turm höher als alle anderen.« Marco lachte sein seltenes kullerndes Lachen. In seinen runden Wangen bildeten sich zwei Grübchen. Anna spürte, wie Marcos Lachen auf sie abfärbte, und stimmte ein. Es tat gut.

»Tut mir leid, dass ich dich vorhin zu Boden gestoßen habe«, sagte sie.
»Das ist normalerweise nicht meine Art.«

Marco zuckte die Schultern. Mit der warmen Luft breitete sich ein Gefühl von Kameradschaft in der Fahrerkabine aus. In ihrem früheren Leben hatte sie viel Zeit auf diese Weise verbracht, hatte in Fahrzeugen gesessen und die Wartezeit mit sinnlosen Gesprächen und dummen Sprüchen über alles und nichts totgeschlagen. Der echte Krieg ist nicht wie im Film. Neunundneunzig Prozent der Zeit verbringt man mit Warten, aber für einen Soldaten ist das Warten häufig das Schlimmste. Es zermürbt. Da sind Blödeleien eine gute Ablenkung – von dem, was vor einem liegt.

Anna fiel auf, dass aus den Lautsprechern noch immer leise die Klänge von *Schwanensee* drangen. »Magst du Tschaikowsky?«

»Was?«

»Die Musik ... *Schwanensee*.«

Marco lächelte. »Meine Freundin mag klassische Musik. Sie meint, ich müsste meinen Horizont erweitern.«

Anna streckte sich und spürte dabei einen harten Gegenstand in ihrer Brusttasche. Das Buch aus Jackies Schrank.

»Weißt du, was das ist?«, fragte sie und zog das zerfledderte Taschenbuch hervor.

Marco betrachtete das Cover. »Das gehört mir. Jackie hat es sich von mir ausgeliehen.«

»Wovon handelt es?«

»Das ist *Die Kunst des Krieges*, es ist in China berühmt. Es wurde vor über tausend Jahren geschrieben.«

Anna schloss die Augen und holte die Worte aus ihrer Erinnerung hervor:
»Ein General greift weise an, wenn sein Gegner nicht weiß, was er verteidigen soll, und er ist ein weiser Verteidiger, wenn sein Gegner nicht weiß, was er angreifen soll.«

In Marcos Augen trat ein Anflug von Verwunderung.

»*Die Kunst des Krieges* war Pflichtlektüre an der Militärakademie. Sunzi führte ein mächtiges chinesisches Heer an, aber heutzutage befolgen vor allem Guerillagruppen seine Strategien«, sagte Anna.

»Ja, Meister Sun war seiner Zeit weit voraus«, erwiderte Marco. »Wie ja fast alle modernen Erfindungen aus China stammen.«

»Große Worte! Was ist mit Weltraumraketen und Computern?«

»Wir haben das Feuerwerk und den Rechenschieber erfunden. Das ist fast dasselbe.«

Ein trockenes Lachen zwängte sich durch Annas wunde Kehle.

»Sie können das Buch behalten. Ich kann Krieg nicht mehr leiden.« Anna nahm das Foto heraus, das zwischen den Seiten steckte.

»Weißt du, wer das ist?«

Marco studierte das Gesicht der Frau. »Nein.«

»Hat Jackie mal eine Freundin erwähnt?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. Anna steckte Buch und Bild in ihre Brusttasche zurück. Sie spürte die Müdigkeit hinter ihren Augenlidern und biss sich auf die Zunge, um wach zu bleiben.

»Was weißt du über Jackie?«

Marcos Blick bekam etwas Fernes. »Nicht viel ... Er ist ein in sich gekehrter Typ, spricht nicht viel. Er ist aus der Mongolei an die Antarctic Administration gekommen. Ich glaube, er hatte dort irgendeinen langweiligen Fabrikjob und wollte unbedingt etwas machen, bei dem er sein Studium anwenden konnte.«

»Was hat Jackie in den USA studiert?«

»Irgendwas mit Geologie ... 3D-Datenerfassung, eine Technik, die Geologen einsetzen, um Öl im Meeresboden zu finden.« Die Antwort entsprach in etwa dem, was Jackie ihr selbst erzählt hatte. Anna aktualisierte ihren mentalen Jackie-Ordner: an Kriegskunst interessiert; einer der wenigen Chinesen, die an einer amerikanischen Universität studieren durften; ein ehrgeiziger Mann.

»Und du, Marco? Was hast du gemacht, bevor du Mechaniker geworden bist?«

»Ist das ein neues Verhör?«

»Ja.«

Marco rutschte auf dem Fahrersitz hin und her und wandte den Blick ab. »Ich bin in einem winzigen Kaff aufgewachsen, drei Autostunden von Shanghai entfernt. Als ich mit der Schule fertig war, bin ich zu meinem Vater nach Shanghai gezogen. Er hat mir einen Job in einer Motorradwerkstatt besorgt, die einem seiner Freunde gehört, also bin ich Mechaniker geworden.«

»Du wolltest nicht studieren?«

Marco lächelte.

»Nein, ich wollte nur raus aus diesem Scheißkaff. Das Leben war da so langweilig, dass die Leute Geld bezahlt haben, um Farbe beim Trocknen zuzusehen.«

»Ich habe in deinem Schrank einen Haufen Dollarscheine gefunden. Hast du für schlechte Zeiten gespart?«

Der Bezug des Sitzes knarzte, als Marco sich ruckartig zu ihr umdrehte.
»Sie haben in meinem Schrank rumgeschnüffelt?«

»Natürlich.«

Marcos Kugelbauch wölbte sich unter dem Überlebensanzug, als er Luft holte: »Fu und ich haben öfter mal gespielt ... Poker. Manchmal waren auch noch andere aus dem Team dabei. Der Sieger sollte zu Hause in China für alle eine große Party schmeißen – das war die Abmachung. Ich liege in Führung.« Aus seiner Kehle drang ein bitterer Laut. »Ich lag in Führung ...«

»Das ist *eine* Erklärung.«

Marco sah ihr in die Augen.

»Ich bin kein Mörder. Ich habe niemanden umgebracht.«

Das rote Licht vom Armaturenbrett fiel auf seine linke Gesichtshälfte und legte einen teuflischen Widerschein darüber. Die andere Hälfte blieb in der Dunkelheit verborgen.

Gemeinsam brachten sie Gai Zhanhai in die Garage. Anna versuchte, nicht daran zu denken, was sie zwischen sich trugen, und blickte starr geradeaus. Sie legten ihn mit dem malträtierten Gesicht nach unten auf den Boden und schoben ihn so weit wie möglich unter eine Werkbank. Anschließend holte Marco einen Schlafsack aus seiner Hütte und deckte die Leiche damit zu. Er blieb einen Moment mit geschlossenen Augen vor der Werkbank stehen, dann verließ er wortlos die Garage, und Anna schloss das Tor hinter ihnen.

Zu Tode erschöpft kehrte sie in den Nebenraum der Halle zurück. In einem solchen Unwetter war körperliche Arbeit wie Unter-Wasser-Laufen. Alles ging zehnmal langsamer und erforderte zehnmal so viel Kraft. Die Kälte saugte einem die Energie aus dem Körper wie ein schwarzes Loch im Weltall. Dass Marco und sie es in der Dunkelheit überhaupt geschafft hatten, die Leuchtfallen rings um die Basis aufzustellen, ohne dabei eine einzige auszulösen, grenzte an ein Wunder.

Anna fühlte sich, als würde sie eine Sauna betreten. Im Gegensatz zu ihr hatte Zakariassen in der Zwischenzeit seine Kraftreserven offenbar aufgeladen und sprudelte über vor Energie. Er stand vor dem Computer, Jackie saß reglos auf einer Isomatte an der Wand. Nur sein Blick flackerte zwischen ihnen hin und her.

Der Professor winkte Anna zu sich. »Komm her und sieh dir das an. Ich weiß jetzt, was die Chinesen hier machen.«

»Ja, Jackie hat gesagt, dass sie nach Mineralien suchen.«

Ein höhnisches Grinsen huschte über Zakariassens Gesicht. Unter normalen Umständen hätte Anna angenommen, dass Daniel sie für naiv hielt, und wäre vor Wut in die Luft gegangen, aber sie war zu erschöpft, um darauf zu reagieren. Der Professor lehnte sich vertraulich vor und sagte auf Norwegisch:

»Diese schlauen Füchse stehlen den Russen Mineralien.« Zakariassen lachte glucksend. Die Russen übers Ohr zu hauen stand in seinen Augen offensichtlich ganz oben auf der Liste guter Taten.

»Stehlen?« Anna spürte Marcos Augen im Nacken. Die beiden Chinesen verstanden zwar kein Norwegisch, aber er begriff ganz bestimmt, dass die

Skandinavien über etwas Wichtiges redeten.

»Warte kurz.«

»Nein, das musst du dir ansehen, das ist ...« Zakariassens Stimme klang irritierend laut und schrill.

Anna überkam eine bleierne Müdigkeit. Ihr wurde schwindelig, und sie musste sich an der Wand abstützen.

»Gib mir eine Sekunde ... bitte, Daniel.« Jetzt war sie es, die viel zu laut sprach. Als wäre sie kurz davor, die Kontrolle zu verlieren.

Eine Erinnerung flimmerte vorbei: ein dunkler Raum, Lichtstrahlen, die durch die Ritzen einer Jalousie dringen und auf Yanns Gesicht fallen, als er sich mit einem Frühstückstablett in der Hand durch die Tür zwängt. Er lächelt. Irgendwo in der Ferne spielt ein Musikkorps. Sein Kuss schmeckt nach süßem Kaffee. Doch dann wacht sie in einem dunklen Raum auf. Yann ist weg. Sie hört Stimmen, Menschen, die leise miteinander reden. Sie versucht zu fragen, ob es Yann gut geht. Hofft verzweifelt, jemand würde ihr sagen, alles sei nur ein Traum gewesen. Doch ihr Mund gehorcht ihr nicht. Irgendetwas streicht über ihre Haut. Einen kurzen Moment spürt sie Kälte, dann einen Stich. Der Schlaf befreit sie davon, irgendetwas zu erfahren.

»Ich muss erst noch was erledigen.«

Anna sprach so ruhig und gelassen wie möglich und versuchte, Zakariassens Tatendrang zu zügeln. »Ich möchte nicht, dass die beiden mir im Nacken kleben.«

Sie holte ein paar Kabelbinder aus der Tasche, fesselte Marco und Jackie die Hände auf den Rücken und befestigte die Kabelbinder an zwei robusten Stahlstützen an der Wand. Anna kontrollierte Jackies Puls, er war schwach, aber regelmäßig. Dann warf sie Marco einen entschuldigenden Blick zu und ging zu Zakariassen. Auf dem Monitor war das Radargerät von einer unscharfen schwarzen Seegurke abgelöst worden, die seitlich an einem Stein auf dem Meeresboden hing.

»Was willst du mir zeigen?«

»Sieh dir das an ...« Zakariassen betätigte mit seinem dünnen Zeigefinger einen grünen Schalter in der Mitte der Tastatur. Die Seegurke verschwand in einer dunklen Wolke, die sich irgendwo hinter der Kamera gebildet hatte. Das Bild wurde für einen kurzen Moment komplett schwarz ... dann schwamm die Kamera oberhalb der Wolke. Ein dunkles Gebirge glitt vorbei.

»Die Aufnahmen stammen von einem U-Boot, einem Mini-U-Boot in dreitausend Meter Tiefe«, verkündete der Professor triumphierend, als hätte er ein unbekanntes Lebewesen entdeckt. Wieder betätigte er mit dem Zeigefinger den grünen Hebel. »Ich kann es von hier aus steuern.«

Das U-Boot tauchte auf. Irgendetwas glitzerte im Licht. Luftblasen vom Meeresboden. Die Blasen stiegen in dichten Formationen nach oben, wie Rauch aus einem Schornstein an einem Wintertag.

»Siehst du?«

»Ja ...« Anna warf Zakariassen einen ungeduldigen Blick zu. Der Professor lächelte sie an.

»Wart's ab, ich zeig's dir ...«

Er betätigte erneut den Schalthebel. Das U-Boot drehte sich. Zakariassen war wieder der selbstbewusste Kapitän, den Anna vom Fahrersitz der *Sabvabaa* kannte, in seinem Element als König der gehorsamen Mechanik. Der Lichtstrahl fiel auf die Landschaft auf dem Meeresgrund.

Im ersten Moment begriff Anna nicht, was sie sah. Diesen Anblick hätte sie sich in diesem eisigen Teil der Welt nicht einmal in ihrer wildesten Fantasie ausmalen können. Sie schaute direkt in die Hölle: Vulkane spien schwarzen Rauch.

Die Vulkane ragten wie Schlote vom Meeresboden empor. Pechschwarze Rauchwolken stiegen aus ihnen auf. Anna hatte das Gefühl, über einer endlosen Reihe stinkender, die Luft verpestender Fabrikanlagen zu schweben.

Zakariassen schnalzte mit der Zunge, sein Mund stand offen. Er blinzelte in einem fort, völlig gefangen von der Szenerie, die sich ihm bot.

Ein großer roter Gegenstand mit mechanischen Greifarmen an der Front glitt über die Vulkane hinweg. Noch ein Mini-U-Boot.

»Guck dir das an«, sagte Zakariassen mit Bewunderung in der Stimme. »Das ist einfach genial, das U-Boot steuert sich selbst. Die Chinesen haben es darauf programmiert, nach Mineralien zu suchen.«

Der rotierende Propeller des U-Bootes zerstiess eine aufsteigende Rauchwolke. Einer der Greifarme streckte sich aus. Die Metallklaue brach einen Gesteinsbrocken aus der Vulkanwand und legte ihn in einen Korb, der unter dem U-Boot hing. Der Propeller begann sich wieder zu drehen, das U-Boot änderte den Kurs und entfernte sich von dem Vulkan. Zakariassen ließ sein U-Boot folgen.

Das Licht des roten U-Bootes fiel auf etwas, das Anna im ersten Moment für einen weiteren Vulkan hielt. Als das Gebilde näher kam, erkannte sie aber, dass es sich um eine große, zigarrenförmige Maschine handelte, die mit Metallstreben im Meeresboden verankert war und auf deren Oberseite rote Lampen leuchteten. Die Maschine ähnelte einer Mondlandefähre, nur war sie viel höher und hatte einen breiten Trichter auf dem Dach.

Das Mini-U-Boot drosselte seine Geschwindigkeit und positionierte sich direkt über dem Trichter. Der Korb sank nach unten und schüttete eine Ladung Vulkangestein in den Trichter.

Im Raum war kein Laut zu hören. Die Kabelbinder änderten nichts an der Tatsache, dass Marco und Jackie das Geschehen auf dem Monitor von ihrer Position an der Wand verfolgen konnten. Jackie zeigte keinerlei Gefühlsregung, aber Marcos Miene drückte Irritation aus.

»Siehst du, das ist der helle Wahnsinn ... absolut unglaublich, fantastisch!« Zakariassen schlug mit der Hand auf die Metallkiste. »Weißt du, was das

ist?« Der Professor wartete ihre Antwort gar nicht erst ab. »Das ist ein Bergwerk!«

Seine Augen leuchteten aufgeregt hinter den Brillengläsern.

»Das ist eine Sensation ... Verstehst du? Den Chinesen ist etwas gelungen, das zuvor noch niemandem gelungen ist. Sie betreiben ein Bergwerk am Nordpol. In dreitausend Meter Tiefe!«

Annas blasses Gesicht spiegelte sich im Monitor, während sie die Bergbaumaschine betrachtete. Aus einem Rohr an der Seite stieg eine schwarze Wolke, die schwerelos im Wasser hängen blieb. Auf dem Dach der Maschine flammte ein kraftvoller Scheinwerfer auf, der sich langsam um seine Achse drehte. Fische schwammen durch den Lichtstrahl. Der Scheinwerfer wanderte über Kabel und Kisten auf dem Meeresboden. Nach ein paar Umdrehungen erlosch er. Eine Luke ging auf, und ein Korb wurde zu einem Greifarm an der Seite der Maschine transportiert. Die Klaue öffnete sich und nahm den Korb in Empfang.

Ein surrendes Geräusch ertönte. Ein dickes Drahtseil wurde aus dem Loch im Eis gefiert. Von der Eismasse in der Spitze des Turms rieselten feine Kristallsplitter herab. Ein Geruch von Schwefel und Staub lag in der Luft. Auf dem Monitor verschwand der Korb aus dem Bild.

»Was machst du da?«, fragte Anna.

Zakariassen grinste wie ein Kind in der Süßigkeitenabteilung. »Die Grube ist voll automatisiert. Jackie hat mir gezeigt, wie man sie in Gang setzt.«

Das Wasser in dem Loch brodelte, und die Drähte des dicken Metallseils, an dem der Korb hochgezogen wurde, vibrierten. An dem Seil hing eine Luftblase. Anna folgte ihr mit dem Blick. Als das Seil sich den Heizstrahlern an der Decke näherte, platzte sie.

Anna versuchte, Zakariassens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. »Es ist besser, wir fassen diese Geräte nicht an. Wir haben keine Ahnung, wie man sie bedient.« Aber der Professor starrte weiter in das Loch.

»Daniel ... hast du vergessen, dass da draußen irgendwo ein Massenmörder herumläuft?«

Zakariassen sah sie an. Irritiert runzelte er seine buschigen Augenbrauen. »Du hast doch die Leuchtfallen aufgestellt. Sie werden uns warnen, wenn jemand kommt.«

»Theoretisch, aber dieser Lanpo hat zwölf Menschen umgebracht. Er ist bestimmt ziemlich clever.«

Der Professor sog scharf die Luft ein. »Was, wenn er sie wegen des Bergwerks ermordet hat? Wenn das der Grund für diese Hölle ist, sollten wir dann nicht herausfinden, was sich dort unten verbirgt?«

Das Drahtseil stieg weiter aus dem Wasser empor und transportierte noch mehr Luftblasen an die Oberfläche.

»Nichts da unten ist so wertvoll, um dafür Menschen zu töten«, protestierte Anna. »Hör jetzt auf damit.«

»Seltene Mineralien sind unglaublich wertvoll, das ...«

»Okay, gut, du hast sicher recht«, erwiderte sie. »Aber ich verstehe nicht, was Lanpos Plan ist. Nur mal als Gedankenexperiment: Angenommen, er hat etwas so Wertvolles entdeckt, für das es sich in seinem kranken Hirn lohnt, zum Massenmörder zu werden. Wie will er es von hier wegbringen?«

»Vielleicht hat er einen Komplizen, der ihn abholt.« Zakariassen war nicht der Typ, der so leicht aufgab, wenn er ein Gedankenkonstrukt gefunden hatte, das ihm logisch erschien.

»Verflucht noch mal, Daniel, wir sind am Nordpol! Wenn ihn jemand abholt, müsste dieser Jemand schon mit einem Hubschrauber kommen. Und diese Möglichkeit haben nur wir, die Russen und die Amerikaner.«

»Russland ist eines der korruptesten Länder der Welt, da kann man für Geld alles kaufen.«

In dem Loch im Eis brodelte das Wasser immer heftiger um das Drahtseil. Unwillkürlich trat Anna mehrere Schritte zurück.

»Ist das Gas?«

Zakariassen beugte sich vor. Jedes Mal wenn eine Luftblase an der Wasseroberfläche platzte, verzerrte sich sein Spiegelbild.

»Nein, das ist nur warmes Wasser. Die Vulkane, aus denen der Rauch kommt, werden als hydrothermale Raucher oder Schlote bezeichnet. Sie entstehen, wenn Wasser in Risse im Meeresboden sickert und dort auf Magma trifft. Das Wasser beginnt zu kochen, steigt in die Höhe und befördert dabei Mineralien an die Oberfläche ... Verstehst du?«

Anna nickte widerwillig.

»Wenn das Wasser abkühlt, sinken die Mineralien wieder in die Tiefe. Dadurch entstehen die hydrothermalen Schlote. Sie sind schon seit Millionen von Jahren aktiv.«

Die Worte des Professors schwirrten durch Annas Kopf, ohne richtig hängen zu bleiben. »Hat Jackie dir das alles erzählt?«

»Nein«, erwiderte Zakariassen mit einem arroganten Schnauben. »Als ich das chinesische Labor gesehen habe, war mir sofort klar, dass hier mehr passiert als normale Experimente zur Mineraliengewinnung.« Der Professor machte eine ausholende Bewegung, die den ganzen Raum umfasste. »Das hat industrielle Ausmaße.«

Er legte einen Finger an das Drahtseil. Wassertropfen perlten ab und rannen über seine Hand.

»Meine Theorie ist, dass die Chinesen ein großes Vorkommen sehr seltener Mineralien gefunden haben. Deswegen dieses separate Labor. Hier können ... Hier konnten die Wissenschaftler die seismischen Daten fortlaufend analysieren. Wenn sie etwas Interessantes entdeckten, holten sie ihren Fund sofort nach oben. Alle Geräte auf dem Meeresboden können ferngesteuert und beliebig bewegt werden. Schon eine halbe Tonne würde auf dem Weltmarkt für extrem seltene Mineralien einen großen Unterschied machen.«

»Warum nehmen sie dieses Risiko auf sich? Wenn das rauskommt, wird man China doch vom Nordpol verbannen?«, fragte Anna.

»Wer sollte sie verbannen? Der Nordpol gehört niemandem, jedenfalls noch nicht. Sieh dir uns an. Norwegen betreibt immer noch Walfang, obwohl der Rest der Welt es verboten hat. Wir nennen es ›Forschungsfang‹, aber in Tromsø gibt es Walfleisch ganz normal zu kaufen, wir exportieren es sogar. Am Nordpol ist noch alles offen, deshalb ist die Fram-X-Expedition ja so wichtig.«

Zakariassen ließ das Drahtseil los und betrachtete seine Fingerspitzen. Ein deutlicher dunkelroter Roststreifen zog sich über seine fahle Haut.

»Norwegen muss seinen Besitzanspruch am Nordpol manifestieren und unsere Rechte sichern, bevor alle anderen kommen«, fuhr er fort. »Hier gibt es keine Ureinwohner, die ihre Unabhängigkeit verlangen. Wenn wir nicht aufpassen, werden China, Russland und die anderen Länder uns alles, was es hier gibt, vor der Nase wegschnappen, und Amundsens und Nansens Heldentaten wären vergebens gewesen.« Als Anna den fanatischen Glanz in den Augen des Professors sah, drängte sich ihr der Gedanke auf, dass er ein Entdecker vom alten Schlag war, fest von seinem legitimen Recht überzeugt, ein neu entdecktes Gebiet für sich beanspruchen zu dürfen.

Plötzlich wurde ihr Gespräch durch einen Alarm unterbrochen. An der Wand begann eine orangefarbene Lampe zu blinken.

Das Wasser im Loch brodelte nun noch heftiger. Der Haken am Ende des Drahtseils kam zum Vorschein und brachte den Korb an die Oberfläche. Die Drahtseilwinde hielt abrupt an. Der Korb schaukelte in der Luft über dem Loch. Er war größer, als Anna gedacht hatte, ungefähr einen Meter breit.

Der Förderkorb war mit schwarzem Kies gefüllt, unter den sich einige glänzende Klumpen aus einem anderen Material mischten. Die Klumpen klebten aneinander wie die Waben eines Bienenstocks. Zwischen dem Kies und den Klumpen hingen Flocken, die aussahen wie schmutziges Eis.

Schlammiges Wasser floss aus dem Korb zurück ins Loch. Im Raum breitete sich ein fauliger Geruch aus. Anna hörte ein lautes Ticken wie von einer Eieruhr.

Einer der beiden Chinesen sagte etwas, als Zakariassen nach dem Korb fasste. Der Professor zog ihn zu sich heran, steckte die Hand hinein und brach einen der glänzenden Klumpen aus der Masse.

Ein Knall erklang.

Am Boden des Korbs glühte ein greller Funke auf. Der Professor schrie und zog seine Hand zurück, doch ein flackerndes grünes Monster folgte ihr.

Eine glühend heiße Faust schlug ihr ins Gesicht. Der Korb aus der eisigen Tiefe hatte sich in einen infernalischen Reaktor verwandelt.

Zakariassen schrie und schrie. Er war von grünen Flammen umgeben. Der Kies brannte, als wäre er mit hochoktanigem Benzin imprägniert. Anna wich zurück, aber die grünen Feuerzungen folgten ihr. Sie warf sich auf den Boden und presste das Gesicht auf das Eis. Der Geruch von verschmorten Haaren stieg ihr in die Nase, und sie tastete mit den Händen über ihren Hinterkopf.

Als sie sich vergewissert hatte, dass ihre Haare nicht lichterloh brannten, blickte sie auf. Zakariassen drehte sich im Kreis, eingehüllt in ein tanzendes Flammenmeer, das ein pulsierendes grünes, oranges und blaues Lichterspiel an die Wände warf. Marco und Jackie zogen die Köpfe ein, um sich vor den Flammen zu schützen.

Der Gestank von versengten Haaren und versengter Haut war unerträglich. Zakariassen stürzte zu Boden und wälzte sich hin und her, er brannte. Anna sprang auf und stolperte zu ihm. Sie trat Schnee vom Eis los, schob ihn mit den Händen zusammen und warf ihn auf Zakariassens Kopf.

Der Professor riss seine Brille herunter und schlug die Hände vors Gesicht. Anna trat noch mehr Schnee los, häufte ihn auf Zakariassen und löschte die Flammen, die aus seinem Überlebensanzug züngelten, dessen Material in der Hitze zu schmelzen begann.

»Du musst dein Gesicht kühlen!«, schrie Anna. Der Professor schmiss sich Schnee ins Gesicht. Krebsrote Haut schimmerte unter den Kristallen hervor.

»Du musst ins Wasser!« Der dürre Mann war nicht schwerer als eine Stoffpuppe, als Anna ihn an der Kapuze seines Überlebensanzugs zu dem Loch zog. Nach wie vor fielen brennende Klumpen aus dem Korb, doch die Flammen erloschen in der Luft.

Zakariassen brüllte kurz auf, bevor sie seinen Kopf unter Wasser drückte. Er packte Annas Hand und versuchte, ihre Finger zu lösen, aber sie drückte unbarmherzig weiter. Die aufgerissenen Augen des Professors starrten sie unterhalb der Wasseroberfläche zornig an, während Luftblasen aus seinem Mund stiegen. *Einundzwanzig ... zweiundzwanzig ... dreiundzwanzig ...* Bei vierzig zog sie Zakariassens Kopf wieder heraus.

Der Professor rang keuchend nach Luft, seine erhitzte Haut brachte das Wasser zum Dampfen. Sein Gesicht war wutverzerrt.

»Ich wäre fast ertrunken, Himmelherrgott noch mal!«, schrie er, ehe Anna seinen Kopf erneut unter Wasser drückte. Beim dritten Mal hatte er nicht mehr die Kraft, sich zu wehren, seine Hände lagen schlaff auf dem Eis, während Anna seinen Kopf unter Wasser presste. Nach zwanzig weiteren Sekunden zog sie ihn heraus. Der Professor schnappte nach Luft.

»Wie fühlt sich dein Gesicht an?«

»Es brennt, und mir ist ... so verflucht kalt.« Zakariassen klapperte mit den Zähnen und tastete sein Gesicht ab. Die Haut war gerötet, die Augenbrauen versengt und seine grauen Haare mit schwarzen Rußsträhnen durchzogen. Davon abgesehen schien er aber unverletzt zu sein.

»Tut es weh, wenn du Luft holst?«, fragte sie.

Der Professor atmete tief ein und bekam einen Hustenanfall. Abwehrend wedelte er mit dem Arm. »Alles in Ordnung, ich habe mich nur verschluckt.«

»Gut, dann hast du keinen Rauch in der Lunge. Sag mir Bescheid, falls du Atembeschwerden bekommst.«

Kohlendioxid kann einen schleichenden Tod herbeiführen. Das Gas kann den Körper auch dann noch infiltrieren, den Sauerstoff aus der Lunge verdrängen, einen betäuben und ersticken, wenn man glaubt, die Gefahr sei längst gebannt. Anna betrachtete den dampfenden Korb, aus dem Schlammwasser wie schwarzes Blut auf das Eis tropfte. Ihr Blick wanderte weiter zu Marco und Jackie, die sie entsetzt anstarrten.

Wut kochte in ihr hoch, und sie ging zu den Chinesen hinüber.

»Was ist das für ein Teufelszeug? Versucht ihr, uns umzubringen?« Marco und Jackie pressten sich an die Wand, als wollten sie in ihr verschwinden. Anna spürte, wie das Blut in ihren Schläfen pochte.

»Anna! Es ist nicht ihre Schuld!«, rief Zakariassen. »Hör mir zu, dafür können sie nichts!«

Marco wirkte aufrichtig erschüttert. Was Jackie fühlte, konnte sie nicht sagen. Er saß vornübergebeugt, und der lange Pony verdeckte seine Augen.

»Hör mir zu ... Es ist nicht ihre Schuld!«, wiederholte Zakariassen. »Das war Methanhydrat, brennbares Eis ... Ich hätte daran denken müssen.«

Anna drehte sich zu ihm um. Ihre erschöpften Gelenke knackten, als der Rest ihres Körpers folgte.

Zakariassen kniete auf dem Boden, einer seiner Arme hing schlaff an der

Seite. Wasser rann seinen versengten Überlebensanzug herunter und färbte das Eis und den Schnee um ihn herum schwarz. Er saß im Zentrum seines eigenen dunklen Halos, einem schwarzen Loch in einem weißen Weltall. Er hielt eine dampfende, klumpige Masse hoch. Der Klumpen schmolz und zerrann zu einem schwarzen Rinnsal, das durch seine Finger floss.

»Im Eis ist Methangas eingeschlossen ... Methanhydrat, das hat den Brand ausgelöst.« Zakariassen deutete auf die Heizstrahler an der Decke. »Als das Eis an die Oberfläche gekommen ist, ist es geschmolzen, und das Methan wurde freigesetzt. Die Heizstrahler müssen es entzündet haben.«

Anna betrachtete den Eisklumpen in der Hand des Professors. »Wie in aller Welt kann Eis brennen?«

»Der Nordpol war einmal trockenes Land. Dinosaurier haben hier gelebt. Tiere, die im Wasser oder in Sumpfgebieten ertrinken ... alle Lebewesen, die sterben und verwesen, ohne Luft ausgesetzt zu sein, werden zu Methan umgewandelt. So wie das Erdöl in der Nordsee aus abgestorbenen Algen entstanden ist.«

Anna trat an das Loch. Das Wasser lag jetzt wieder ruhig da. Schneebrocken und Eisstücke schaukelten wie kleine Inseln auf der Oberfläche.

»Wissen die Chinesen das nicht?«

»Ich denke schon, dass sie das tun. Sie haben bestimmt ein Verfahren dafür. Vielleicht stellen sie die Heizstrahler aus, lüften den Raum ...«

Anna sah sich um. Ihr Blick blieb an den Metallkisten hängen, auf denen der Computer stand. Sie nahm den Computer herunter und öffnete den Deckel der obersten Kiste. Olivgrüne Gasmasken kamen zum Vorschein. Sie nahm eine Maske heraus und schwenkte sie vor Jackies und Marcos Gesichtern hin und her.

»Herzlichen Dank für die Warnung!«

»Ich habe versucht ... Sie aufzuhalten«, murmelte Jackie.

Anna erinnerte sich, dass einer der beiden tatsächlich etwas gesagt hatte, als Zakariassen den Korb aus dem Loch gezogen hatte. Aber genauso schnell, wie der Gedanke gekommen war, schob sie ihn wieder beiseite. Ihre Wut brauchte einen Sündenbock.

»Wo zum Teufel bleiben die Rettungshubschrauber?!«

Anna stand in der Tür und starrte wütend in den Schneesturm. Sie wollte einfach nur noch weg von den beiden Chinesen, die in dem kleinen Raum an die Wand gefesselt waren. Weg von den mysteriösen Todesfällen, die ihnen immer grausamere Rätsel aufgaben.

Der aus der Tür fallende Lichtschein wurde vom dichten Schneefall reflektiert und bildete ein in der Luft waberndes Rechteck, das in der Finsternis wie ein magisches Portal wirkte. Ein paar Schritte durch den Schnee, und die Tür aus Licht würde sie in eine andere Welt führen.

Eine Welt mit einem Dorf in einer Talsenke, idyllisch eingebettet zwischen zwei Bergen.

An klaren Tagen ohne Wolken oder Hitzedunst kann man vom Park des Dorfes, in dem sich die Rentner abends zum Boulespielen treffen, das Mittelmeer sehen. Von dort sind es nur wenige Meter zum Marktplatz, auf dem ein riesiger Baum seine Äste ausstreckt und den Tischen von drei Restaurants Schatten spendet, die an den Wochenenden, wenn die Einheimischen mit den Touristen um einen Platz im Freien kämpfen, wie ein einziges wirken. Und wenn man sich den Bauch vollgeschlagen und vom Rosé aus den örtlichen Weinbergen einen leichten Schwips hat, muss man nur noch ein paar Schritte durch enge Gässchen zum Gasthof gehen. So hatte Yann es ihr beschrieben.

Anna hatte das Dorf zwischen den zwei Bergen nie gesehen. Yanns Vater hatte ihr nie einen Pernod an der Bar serviert, an der er seinem Sohn schon in verboten jungen Jahren das Cocktailmixen beigebracht hatte. Sie hatte nie auf dem kleinen Platz vor dem Gasthof an einem der Tische gegessen, an denen Yann die Gäste bedient und als Trinkgeld vier Sprachen gelernt hatte.

Die verlorene Welt strömte aus dem schimmernden Portal und saugte sie aus. Annas Beine begannen zu zittern. Ihr Kopf dröhnte. Verzweifelt versuchte sie, nicht mehr an all das zu denken, was nie Wirklichkeit geworden war. Sie stolperte einen Schritt zurück und stieß gegen etwas. Eine weit entfernte Stimme drang durch das Dröhnen in ihrem Kopf.

»Anna, hörst du mich?«

Sie drehte sich um. Zakariassen stand direkt hinter ihr. Anna holte Luft und antwortete:

»Tut mir leid, der Sturm ist so laut. Was hast du gesagt?«

Der Professor musterte sie und schüttelte den Kopf.

»Ich habe gesagt, dass ich kaum glaube, dass jemand in diesem Unwetter landen kann. Wir müssen warten. Hier sind wir erst einmal sicher.«

»Gut, dass du jetzt so gelassen bist.«

»Die Leute, mit denen ich gesprochen habe, haben mir versichert, dass sie uns oberste Priorität einräumen. Wir haben keine andere Wahl, als ihnen zu vertrauen.«

Anna musste widerwillig zugeben, dass Zakariassen recht hatte. Nur ein Pilot mit Todessehnsucht würde während eines Schneesturms in niedriger Höhe über eine Landschaft fliegen, aus der überall spitze Eiskuppen emporragten. Anna trat in den Schnee und sah den Kristallen hinterher, die in die Dunkelheit stoben.

»Ich ertrage dieses verfluchte Eis nicht mehr«, murmelte sie in den heulenden Wind.

Der Professor sah sie verwirrt an. »Was hast du gesagt?«

Ja, was meinte sie damit?

Das Eis.

Es war überall.

Die ganze Welt bestand aus Eis.

Es gab so viel Eis, das sogar verschiedene Arten existierten. Polynja. Presseis. Schelfeis. Kerneis. Aber im Gegensatz zu allen anderen Landschaften, in denen Anna gewesen war, gab es hier keine Büsche, keine Blumen, keine Bäche, keine Wälder, nicht einmal eine Steinrose. Das Eis war ein gigantischer Körper, der sich über den gesamten Nordpol erstreckte und auf dem sie sich wie ein mikroskopisch kleiner Floh fühlte. Wie ein Schädling, der jeden Moment ausgerottet werden konnte. Aber anders als der Floh wusste sie, dass das passieren konnte.

»Nichts«, erwiderte sie. »Es war nicht wichtig.«

Ein letztes Mal betrachtete sie das wabernde Lichtportal, dann schloss sie die Tür und sperrte die Fantasiewelt aus. Dies war der sicherste Raum der Forschungsstation. Er hatte nur einen Eingang und solidere Wände als die kleinen Hütten. Aber obwohl die Raumtemperatur deutlich über dem

Gefrierpunkt lag, spürte Anna, wie die Kälte aus der Eishalle nebenan zu ihnen herübersickerte.

Jackie und Marco schwiegen. Sie schienen ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Anna musterte ihre Gesichter. Jackie war blass, seine Haare verdeckten die Augen mit den langen Wimpern. Die schmale Nase und die fülligen Lippen bildeten einen starken Kontrast zu Marcos breitem Gesicht und seinem kleinen Mund, der sich über dem Ziegenbärtchen fast immer zu einem schwachen Lächeln verzog. Diese beiden Männer, und möglicherweise Lanpo, waren die einzigen Überlebenden eines fünfzehnköpfigen Teams.

Zakariassen bemerkte ihren Blick. »Glaubst du diese Geschichte von Lanpo?«, fragte er.

»Ich weiß nur, dass die beiden sich darüber einig sind, dass der Kerl nicht mehr ganz zurechnungsfähig war ... Und wenn ihre Story stimmt, dann hatte Lanpo allen Grund, den Kommandanten zu hassen«, antwortete sie. »Lanpo ist der Einzige, den wir nicht gefunden haben.« Als Marco den Namen Lanpo hörte, sah er Anna an. Wahrscheinlich fragte er sich, worüber sie redeten. »Andererseits ist es schon verflucht praktisch für sie, dass Lanpo fehlt.«

Anna erwiderte Marcos Blick, der sofort den Kopf senkte und wieder in seiner eigenen Welt verschwand. »Momentan scheinen wir uns aber alle einig zu sein, dass der Feind draußen auf dem Eis ist. Wir müssen unsere Augen also nach außen richten, nicht nach innen.«

Zakariassen sah zu den Chinesen hinüber, räusperte sich, ging zum Eisloch und spuckte ins Wasser. »Die beiden Konsorten haben wir unter Kontrolle ... Am besten, wir warten ab, bis der Sturm sich legt.«

Obwohl sie sich nichts sehnlicher wünschte, konnte Anna die Situation nicht so gelassen sehen wie Zakariassen. Es war ohnehin merkwürdig, wie ruhig der Professor seit dem Funkkontakt mit dem Rettungsdienst geworden war. Auch wenn die Amerikaner versprochen hatten, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um ihnen zu helfen, war ihre Lage unverändert. Sie waren immer noch mit zwei möglichen Mördern in einem kleinen Raum eingesperrt, und ein dritter potenzieller Täter verbarg sich eventuell schwer bewaffnet und in instabiler geistiger Verfassung irgendwo dort draußen in der Dunkelheit.

Penetranter Schweißgeruch stieg ihr in die Nase. Anna strich sich die Haare aus dem Gesicht. Die Strähnen waren fettig und blieben an ihren Fingern kleben. Und ihr Gehirn fühlte sich mindestens genauso klebrig an.

»Scheiße!«

Zakariassen zuckte zusammen. »Was ist?«

»Sorry, ich kann mich einfach nicht entspannen. Es macht mich wahnsinnig, nicht zu wissen, was hier passiert ist.«

Der Professor sah sie an. Seine Lider blinzelten hinter den Brillengläsern.

»Vielleicht ist das der Beginn ... eines neuen Krieges?«

»Weshalb sollte jemand wegen des Nordpols Krieg führen?«

Zakariassen hob einen Stiefel. »Unter unseren Füßen liegt das weltweit größte Vorkommen an unentdeckten Ressourcen. Das ist wie der Wilde Westen in der Pionierzeit. Den Nordpol wollte nie jemand besitzen, er galt nur als Ort für Abenteurer und Entdecker ...«

Zakariassen gluckste plötzlich und grinste Anna an.

»Kennst du die Geschichte von dem Journalisten, der den Bergsteiger George Mallory gefragt hat, warum er nach zwei gescheiterten Versuchen immer noch auf Biegen und Brechen den Mount Everest erklimmen wollte? Weil er *da* ist, hat der Sturkopf geantwortet. Weil der Mount Everest der höchste Berg der Welt ist, weil noch niemand oben gewesen ist ... weil Männer so etwas tun, um einen Sinn im Leben zu finden, das hat er gesagt ...«

Zakariassen stieß einen Eisklumpen ins Loch, der zwischen den zerplatzenden Luftblasen hin und her schaukelte.

»So gern wir auch die Augen vor der Wahrheit verschließen: Die Menschheit ist ein Wurm, der sich immer tiefer in die Erde frisst. Der nur lebt, um zu fressen und zu scheißen. Hätte es auf dem Mount Everest Gold gegeben, bezweifle ich stark, dass es heute noch einen Berg geben würde, den man besteigen kann.«

Das Wasser brodelte. Der Eisklumpen trieb an den Rand des Lochs. Der Druck der platzenden Luftblasen presste ihn nach oben und ließ ihn rotieren.

Anna ging zu dem Computer.

»Zeig mir noch mal diese Aufnahme ... diese Vulkane ...«

»Warum?«

»Tu es einfach, bitte.«

Zakariassen trat an den Computer, schob seine Brille in die Stirn und beugte sich zum Monitor. Die Einfassung um die Gläser war rußgeschwärzt, die Bügel glänzten in einem psychedelischen Regenbogenmuster.

Der Professor steuerte das Mini-U-Boot von der Bergbaumaschine weg.

Die Kamera fing einen der Vulkane ein, die Rauch aus dem Inneren der Erde spien. Die stetig vom Meeresboden aufsteigenden Luftblasen glitzerten im Licht wie verirrte Sterne.

»Sind diese Blasen Methan?«, fragte Anna.

»Ja, das heiße Magma bringt das Eis, in dem es eingeschlossen ist, zum Schmelzen.«

Anna folgte einem Luftblasenstrom mit dem Blick, innerhalb weniger Sekunden war er aus dem Bild verschwunden.

»Was passiert mit dem Gas?«

»Es steigt aus dem Meer nach oben und verdampft in der Atmosphäre.« In Zakariassen erwachte der Vortragsredner. »Durch die globale Erwärmung hat sich der Methanaussto in der Arktis in den letzten zwanzig Jahren ver Hundertfacht. Methan wird erst nach zwölf Jahren in der Atmosphäre abgebaut. Es ist nicht so schlimm wie CO₂, aber es trägt eindeutig zum Klimawandel bei ...«

Anna blickte auf das Eis unter ihren Füßen. Auf die erstarrte Wasserfläche, auf der sie über die arktische Tiefsee trieben. Vor ihrem inneren Auge sah sie Milliarden Gasblasen auf sie zuströmen.

»Was passiert, wenn Methan auf Eis trifft?« Eigentlich brauchte sie keine weiteren Sorgen, aber sie konnte sich die Frage nicht verkneifen.

Auch Zakariassen blickte auf das Eis hinab.

»Das Gas sammelt sich unter dem Eis ... und wird freigesetzt, wenn es schmilzt.«

Anna seufzte laut.

»Das, was ich für den einzigen sicheren Ort an diesem gottverfluchten Flecken Erde gehalten habe, ist also eine verdammte riesige Gasbombe?«

Das war's mit dem Paradies, dachte Anna, als der Sturm die Tür hinter ihr zuschlug.

Wenn ihr ein fensterloser Raum mit einem Boden aus Eis und nicht einmal einem Stuhl zum Sitzen wie der Himmel auf Erden erschien, hatte es der Nordpol wirklich geschafft, sie in einen Floh zu verwandeln.

Anna versuchte, die nächstgelegene Hütte auszumachen. Obwohl sie nur zehn Meter entfernt lag, verwischte das Schneegestöber den schwachen Schein, der aus ihren Fenstern drang, zu diffus tanzenden Lichtschleiern. Sie schickte ein Stoßgebet an die Götter, dass ihr Orientierungssinn sie nicht im Stich ließ und sie nicht geradewegs ins eisige Nichts des Polarreichs liefen. Anna kämpfte sich voran, während sie gleichzeitig versuchte, ihre Taschenlampe auf Jackie und Marco gerichtet zu halten. Außerhalb des Lichtstrahls existierte nichts als Dunkelheit.

Anna konnte Zakariassen nicht sehen, hoffte aber, dass er mit seinem Gewehr auf die beiden Männer zielte. Allerdings konnte sie sich kaum vorstellen, dass die Chinesen einen Fluchtversuch unternehmen würden. Sie waren schon länger als sie am Nordpol und sollten besser als jeder andere wissen, dass es blanker Selbstmord war, sich allein aufs Eis hinauszuwagen. Und mittlerweile hatten sie hoffentlich auch begriffen, dass Anna und Zakariassen versuchten, sie zu retten, nicht, sie umzubringen.

»Hier sind wir sicher«, verkündete der Professor mit seiner neu gewonnenen Zuversicht, als Anna sich in der Tür der Kantine den Schnee von den Stiefeln trat. Vor Müdigkeit und Erschöpfung gelang es ihr nicht, ihre Irritation zu unterdrücken, die wie Stahlwolle an den Wänden ihres Bewusstseins scheuerte.

»Sicher ...? Auch wenn das Gas nicht direkt in diesen Raum dringt, ändert das nichts daran, dass die Basis auf einer Bombe schwimmt. Wir haben keinen Kontakt zur Außenwelt und sitzen hier mit zwei möglichen Massenmördern fest!«

Jackie und Marco, die am Tisch saßen und Nudeln schlürften, blickten beim Klang ihrer zornigen Stimme auf. Zakariassen musste ihnen erlaubt haben, sich in der Küche etwas zu essen zu machen. »Und als wäre das nicht

schon mehr als genug, ist da draußen auch noch ein geisteskranker Irrer, der uns jeden Augenblick überfallen kann! Ich habe mich in Taliban-Dörfern in Afghanistan sicherer gefühlt als hier!«

Überrascht über Annas Wutausbruch wich Zakariassen ein Stück zurück.

»Machen Sie sich wegen irgendetwas Sorgen?«, fragte Jackie und sah sie an.

»Ja, ich mache mir große Sorgen, aber das ist nicht dein Problem. Iss weiter.« Das Gesicht des Chinesen glänzte grünlich im Licht der Neonröhren, was ihm etwas Koboldhaftes verlieh. Anna konnte nicht sagen, ob es am Fieber oder an dem Chili in der Nudelsuppe lag.

»Ich weiß, wie Sie Lanpo finden können«, sagte Jackie, woraufhin Marco ihn mit fuchtelnden Armbewegungen zum Schweigen bringen wollte.

»Wir dürfen nicht darüber reden!«, rief er.

Jackie schob Marcos Hand beiseite. »Sie versuchen, uns zu helfen, also müssen wir ihnen helfen.«

Mit drei raschen Schritten stand Anna vor ihm. »Wovon zum Teufel redest du? Weißt du etwa, wo Lanpo ist?«

»Nein, aber ich weiß, wie wir ihn finden können.«

Jackie hielt Anna seine linke Hand hin und deutete auf eine Stelle direkt unterhalb des Daumens.

»Mir wurde ein GPS-Chip unter die Haut gepflanzt«, sagte er. »Jeder von uns hat so einen.«

Anna betrachtete die Hand des Chinesen. Mit etwas Fantasie konnte man eine fast unsichtbare Narbe erkennen.

»Ist das wahr?«, fragte sie Marco.

Marco starrte Jackie an, als seien sie kurz davor, Chinas Staatsgeheimnisse auszuposaunen.

»Oberst Hong sagte, es sei zu unserem eigenen Schutz«, fuhr Jackie fort, ohne sich um den vorwurfsvollen Blick seines Kollegen zu scheren. »So würde uns immer jemand finden, falls wir uns verirren oder einen Unfall haben sollten.«

Anna brauchte einen Moment, um zu begreifen, was das bedeutete. »Wo befindet sich das Programm, das die GPS-Chips ortet?«, fragte sie.

»Auf Oberst Hongs Computer, aber nur er hatte das Passwort«, antwortete Jackie. »Es war nur für den äußersten Notfall gedacht.«

Annas übermüdetes Gehirn fühlte sich an wie in Watte gepackt. »Gerade

hast du noch gesagt, wir könnten Lanpo finden?!«

Jackie zeigte auf Marco.

»Er kann ihn finden.«

Marco stieß ein paar wütende chinesische Sätze hervor, und Jackie antwortete mit einem aufgebrachten Wortschwall. Anna ließ die beiden streiten, während sie darüber nachdachte, was sie gerade erfahren hatte. Dann schlug sie mit der Hand so fest auf den Tisch, dass die leeren Nudelschalen in die Luft sprangen, und das hitzige Wortgefecht erstarb.

»Dann war es wohl kein Zufall, dass du den Mann gefunden hast, der die Leuchtrakete abgeschossen hat, oder, Marco?«, fragte sie.

Der Chinese wich ihrem Blick aus und heftete seine Augen an die Wand.

»Ich habe die Leuchtrakete gesehen ...«

»Ja, das haben wir auch, aber wir sind zum Eisdrachen gefahren, weil wir nicht wussten, wo genau das Notsignal abgesetzt wurde. Eine Leuchtrakete hängt an einem Fallschirm, sie treibt mit dem Wind. Aber du hast den Mann trotzdem gefunden, du bist direkt zu der Stelle gefahren, an der er die Rakete ausgelöst hat ...« Anna ging zu Marco, legte ihm eine Hand auf den Kopf und drehte ihn zu sich.

»Jackie sagt die Wahrheit, oder? Du bist der Einzige, der genau weiß, wo Lanpo ist ... jetzt gerade, in diesem Moment, habe ich recht?«

Der Motor des Pick-ups brummte leise.

In der Fahrerkabine überkam Anna ein angenehmes, aber trügerisches Gefühl von Normalität. Der Schnee, der gegen die Windschutzscheibe peitschte, könnte in den Bergen von Troms fallen, und der Truck könnte auf dem Weg zu der kleinen Blockhütte sein, die ihr Großvater nach dem Zweiten Weltkrieg eigenhändig gebaut hatte.

Könnte.

Aber auf der Ladefläche hinter ihr hatte bis vor Kurzem ein toter Mann gelegen, dessen Kopf von einem Eisbären zerquetscht worden war. Und der Mann neben ihr war bestenfalls ein widerwilliger Verbündeter. Zakariassen und sie waren mit Marco zum Pick-up gegangen und hatten Jackie an einen Stuhl gefesselt in der Kantine zurückgelassen.

»Hast du in deinem Truck einen separaten GPS-Empfänger?«, hatte sie Marco gefragt und ihm ein widerstrebendes »Ja« aus der Nase gezogen. Für einen Arbeitgeber, der Wert auf Diskretion legte, war dieser Mann ein absoluter Glücksfall.

»Deshalb konntest du also ... Gai Zhanhai so schnell finden.« Anna erinnerte sich nur an den Namen, weil sie die Personalmappe des Kommandanten in den Händen hielt. »Du wusstest ganz genau, wo er war.«

Marco gab einen grunzenden Laut von sich, der mit ein bisschen gutem Willen als Zustimmung gedeutet werden konnte.

Jetzt fuhr der Chinese mit seinen knubbeligen Fingern über ein großes Display auf dem Armaturenbrett. Eine digitale Karte leuchtete auf. Pulsierende rote Punkte überzogen den Bildschirm.

»Sind das deine Kollegen?«, fragte Anna.

»Ja, das sind die Positionen von allen ...«

Marco deutete auf zwei Punkte. »Das bin ich ... und das ist Gai Zhanhai.«

Zakariassen beugte sich vor und studierte die Anzeige. Anna stiegen die ranzigen Ausdünstungen eines ungewaschenen Männerkörpers in die Nase, vermischt mit dem Geruch von Ruß, versengten Haaren und Kampf.

»Wie empfängt ihr bei diesem Wetter die Satellitensignale?«, fragte der

Professor skeptisch.

»Chinesische Satelliten sind sehr robust«, antwortete Marco mit einem Anflug von Stolz in der Stimme. »Ein Sturm kann ihnen nichts anhaben.« Er legte zwei Finger auf das Display und zoomte die Karte näher heran. Die roten Punkte, die die Aufenthaltsorte der Mitglieder des Eisdrachen-Forschungsteams markierten, glühten nah beieinander auf. Zwölf Tote. Zwei Überlebende. Die GPS-Signale ähnelten einer Mikroskopaufnahme eines Bakteriums.

Einer Infektion im Eis.

Marco zoomte wieder auf einen größeren Ausschnitt zurück, und das Bakterium schrumpfte zu einem roten Punkt mitten in einem großen weißen Nichts. Der Chinese fuhr mit den Fingern über das Display und schob die Karte hin und her. Anna versuchte, den Maßstab zu erfassen, aber das Menü war auf Chinesisch. Wie weit konnte Lanpo gekommen sein?

Plötzlich tauchte am Rand des Monitors ein roter Fleck auf.

»Das ist Lanpos GPS-Chip«, sagte Marco.

»Wie weit ist er von uns entfernt?«, fragte Zakariassen.

»Ungefähr ... zwei Kilometer.«

»Kannst du sehen, in welche Richtung er sich bewegt?«, wollte Anna wissen.

Marco drückte auf den roten Punkt, und ein Kästchen mit chinesischen Schriftzeichen erschien. Man musste die Sprache jedoch nicht kennen, um zu verstehen, dass die krumme Linie hinter Lanpos Position die Route markierte, die er genommen hatte, seit er die Eisdrachen-Basis verlassen hatte.

»In der letzten Stunde hat sich Lanpo ... zwölfhundert Meter bewegt ... auf uns zu«, sagte Marco.

Anna lief ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Lanpo lebte.

Der Mörder war tatsächlich noch am Leben.

»Um Gottes willen ... Der Bastard ist auf dem Weg zu uns ... Was machen wir jetzt? Wir müssen von hier weg ... Marco könnte uns doch fahren, oder?«, stammelte Zakariassen auf Norwegisch.

Anna hörte, wie die alte Anna, die Version von ihr, die immer dann zu einem Ruhepol wurde, wenn alle anderen in Panik gerieten, erwiderte: »Nein, wir haben keine Möglichkeit, die Rettungsmannschaft zu warnen. Wenn der

Hubschrauber landet und Lanpo hier ist, während wir weg sind, werden die Amerikaner ihn für einen Überlebenden halten. Er kann sie zwingen, ihn hinzufliegen, wohin er will.«

»Aber ... er ist allein.« Zakariassen schlug mit der Faust gegen die Türverkleidung. »Wir sind zu zweit, und jetzt wissen wir, wo er ist. Wir müssen den Teufel irgendwie aufhalten, verflucht noch mal.«

»Es gibt da etwas, das ich dir nicht erzählt habe, Daniel«, sagte Anna mit ruhiger Stimme. »Lanpo ist schwer bewaffnet. Ich habe in einer der Hütten einen Waffenschrank entdeckt. Das Schloss war aufgebrochen ... Er hat alle Waffen mitgenommen.«

Zakariassen presste die Lippen aufeinander, unter seinem Mund bildete sich eine tiefe Falte.

»Warum ... warum hast du mir das nicht erzählt?«

»Weil ich in dem Moment nichts daran ändern konnte. Aber wenn wir versuchen ... ihn da draußen zu finden, solltest du wissen, in welche Gefahr wir uns begeben.«

»Herr im Himmel ...« Der Professor sackte im Sitz zusammen. »Dann haben wir keine Wahl, wir müssen hierbleiben ... und beten, dass der Rettungshubschrauber vor Lanpo eintrifft.«

Anna blickte aus dem Seitenfenster, das der Wind von Schnee freihielt. Aus der nächsten Hütte fiel ein schwacher Lichtschein. Obwohl sie nicht mehr als fünf, sechs Meter entfernt lag, verschluckte das Schneegestöber den größten Teil des Lichts.

»Noch spielt uns der Sturm in die Hände. Lanpo kann da draußen höchstens zehn Meter weit sehen. Wenn wir die Basis verlassen, weiß er nicht mehr, wo wir sind.« Anna legte einen Finger auf das Display. »Und wie du schon sagtest: Jetzt wissen wir, wo er ist.«

Der Professor atmete keuchend, während er den roten Punkt anstarrte: »Ja, aber ... glaubst du nicht, dass er den Motor des Pick-ups hören wird?«

»Doch, wahrscheinlich.« Anna deutete auf den Monitor. »Marco, ich brauche nur das Display. Kannst du es ausbauen und eigenständig zum Laufen bringen?«

»Ich kann den Truck nicht zerstören, er ist Eigentum der Volksrepublik China ...« Weiter kam er nicht, da Anna seinen Kopf nach hinten drehte, sodass Marco auf die Ladefläche sehen musste, auf der sein toter Kollege

gelegen hatte.

»Kapierst du nicht, dass ich versuche, uns allen das Leben zu retten? Oder möchtest du einfach nur hier sitzen und darauf warten, umgebracht zu werden?«

Marco schloss die Augen und versuchte, sein Gesicht von der Ladefläche abzuwenden. »Ich bin kein Soldat ... ich bin Mechaniker.«

»Ich will auch nicht, dass du jemanden umbringst. Ich brauche deinen technischen Sachverstand.« Anna drehte Marcos Kopf wieder zum Monitor. »Du baust jetzt das Display aus, und wenn du den Truck dafür in all seine Einzelteile zerlegen musst. Und dann wirst du das Gerät an eine Batterie anschließen, damit ich es mitnehmen kann, hast du verstanden ...?«

Ein Knall und ein Lichtstrahl ließen sie verstummen. Ein greller Komet zerteilte die Dunkelheit.

»Pass auf ihn auf, Daniel!«, schrie Anna.

In einer einzigen fließenden Bewegung schaltete sie den Motor aus, kletterte über Zakariassen hinweg, öffnete die Tür und ließ sich auf das Eis fallen. Der weiche Schnee fing ihren Sturz auf, und im nächsten Moment war sie schon wieder auf den Beinen und lief in das Schneegestöber hinein. Erst nach einigen Schritten fiel ihr auf, dass etwas anders war. Der Sturm hatte nachgelassen, der Schnee blies ihr nicht mehr ins Gesicht, sondern fiel senkrecht aus dem schwarzen Himmel. Jetzt würden die Amerikaner bald landen können. Annas Gedanken überschlugen sich, aber ihre Augen waren auf ein einziges Ziel gerichtet.

Das immer schwächer werdende Licht einer ausgelösten Leuchtfalle.

Im Laufen zog sie ihr Messer aus der Tasche. Als der letzte Funke erloschen war, umgab sie wieder Dunkelheit. Blindlings rannte sie weiter. Ein grünes Licht schimmerte in der Finsternis. Das einzige grüne Licht, das ihr einfiel, war das rechte Positionslicht der *Sabvabaa*. Das bedeutete, dass sie ganz in der Nähe der ausgelösten Leuchtfalle sein musste. In der Ferne erklang ein dumpfes Grollen, als schläge jemand auf eine Trommel. Hoffnung stieg wie ein Ballon in ihr auf. *Die Hubschrauber kommen!*

Anna war im Krieg allen möglichen Feinden begegnet. Berufssoldaten, Märtyrern, fanatischen, indoktrinierten und verzweifelten Soldaten, und von allen waren die Berufssoldaten die vorhersehbarsten: Berufssoldaten denken mehr oder weniger gleich, egal welchem Land sie dienen, egal für welche Politik oder Ideologie sie kämpfen. Und über den Ausgang des Krieges entscheiden drei Dinge: die militärische Übermacht, die beste Taktik und – ein Quäntchen Glück.

Die schlimmsten Feinde sind die verzweifelten Soldaten. Menschen, die nichts zu verlieren haben, sind völlig unberechenbar. Selbst religiöse Fanatiker sind Marionetten intelligenter Strategen, die im Hintergrund die Fäden ziehen. Nach ein paar bitteren Niederlagen weiß man, was kommt, und kann sich vorbereiten.

Das Eis, auf dem sie lief, verkörperte all diese Feinde auf einmal. Der Nordpol konnte den Krieg gegen die Menschheit nicht gewinnen. Dafür

forderte er Vergeltung. Und in diesem Kampf war alles erlaubt. Unter ihr öffnete sich das Eis. Anna fiel. Die Dunkelheit verschluckte sie.

Aus der Dunkelheit brach die Sonne hervor.

Silhouetten von Flüchtlingen, die vor der Sonne geschützt in der Öffnung eines silberfarbenen Zelttes hockten. Sie starrten Anna apathisch an, als der Wagen, in dem sie saß, an ihnen vorbeifuhr.

Sie entdeckte Yann vor einem Zelt des Roten Kreuzes.

»Willkommen in Ain Issa.«

Im Zelt lief eine Klimaanlage. Als ihre Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah sie eine Reihe von Betten, in denen Kinder unter weißen Laken schliefen. Eine Krankenschwester erhob sich von einem Stuhl und wechselte auf Französisch ein paar Worte mit Yann.

»Er ist hier.«

Anna folgte Yann zu einem der Kinderbetten, in dem ein kleiner Junge mit einem Schnuller im Mund lag. Er schlief. Sein schwarzes Haar lockte sich um seinen Kopf.

»Wir mussten ihm einen Namen geben, er heißt jetzt Sadi«, sagte Yann. »Das bedeutet ... der Glückliche auf Arabisch. Wir dachten, dass er nach seinem unsanften Start ins Leben ein bisschen Glück gut gebrauchen kann.«

Der französische Arzt hob das Ende der Bettdecke hoch. Sadi trug einen blauen Strampler, aber vom Knie abwärts fehlte ihm das linke Bein. Das Hosenbein war sauberlich aufgerollt und mit einer Sicherheitsnadel oberhalb des Knies befestigt. Der kleine Junge gurgelte. Er spuckte seinen Schnuller aus und öffnete die Augen. Sie waren unwahrscheinlich blau.

»Hallo, Sadi, willst du die Frau begrüßen, die uns gerettet hat?« Sadi gurgelte ein weiteres Mal. Yann deutete das als Ja und hob den Jungen aus dem Bett.

»Wollen Sie ihn halten?«

Anna nahm Sadi auf den Arm und spürte seinen Beinstumpf auf ihrer Brust. Der kleine Körper war warm und weich. Er roch nach Seife und Vanille. Sadis blaue Augen starrten sie an. Er schenkte ihr ein zahnloses Babylächeln.

»Sadi scheint Sie zu mögen, Anna.«

Anna wachte auf. Kaltes Wasser floss ihren Nacken hinunter. Sie lag auf dem Rücken und blickte in einen schwarzen Himmel. In ihrem Kopf herrschte

eine noch tiefere Schwärze, eine zeitlose Leere. Sie versuchte, ihr Gehirn anzuschalten. Wo war sie? Warum war es so kalt?

Leichtes Schaukeln und kalte Nässe sagten ihren Sinnen, dass sie im Wasser lag. Zwischen ihren Beinen trieben Eisstücke. Anna streckte die Arme aus, bis sie gegen etwas Festes stießen. Den Rand der Rinne, in der sie lag. In dem Moment fiel ihr alles wieder ein.

Das Eis.

Der Tod.

Eine bleischwere Müdigkeit überkam sie. Das Wasser schwappte über ihr Gesicht. Wie leicht wäre es, jetzt einfach loszulassen? Sie brauchte nur den Kopf nach hinten zu beugen, damit das Wasser in ihren Überlebensanzug drang und ihn vom Lebensretter in einen Sarg verwandelte. Sobald sie unter die Oberfläche sank, würde Eiswasser in ihre Lunge fließen und der Schock hoffentlich einen schnellen Herzstillstand verursachen.

Ende.

Aber ein unbeugsamer Überlebensinstinkt erhob Einspruch gegen diesen Ausgang, übernahm das Kommando über ihre Arme und setzte sie als Paddel ein, die ihren Körper an den Rand der Rinne beförderten. Eine ihrer Hände griff nach der Kante, und störrische Muskeln hievten ihren Körper aus der Rinne. Anna blieb auf dem Eis sitzen. Der Spalt, der sie beinahe verschluckt hatte, setzte sich bis tief ins Innere der Eisfläche fort, die scharfen Kanten wirkten wie Zähne eines endlosen Sägeblatts. Das leise Grollen, das sie für einen lebensrettenden Hubschrauber gehalten hatte, war das Geräusch des berstenden Eises.

Im Wasser trieb ein Gegenstand. Ein dünner Holzstock, das einzige Überbleibsel der Leuchtfalle. Der Nordpol hatte das Eis aufgebrochen, die Schollen auseinandergezwungen und so den Draht zerrissen, der zwischen zwei Fallen gespannt gewesen war. Er hatte Anna zu sich gelockt. In der Finsternis hatte sie die Rinne nicht bemerkt. Sie war kaum einen Meter breit, sie musste mitten hineingetreten sein. Anna griff nach ihrer Taschenlampe, schaltete sie an und richtete den Strahl auf die gegenüberliegende Kante. Auf dem Eis waren rote Flecken. Sie tastete ihre Stirn ab, ihre Hand wurde blutig. Als sie gestürzt war, musste sie mit dem Kopf gegen die Kante geschlagen sein und das Bewusstsein verloren haben. Ohne den Überlebensanzug wäre sie ertrunken.

Ihr Körper zitterte unkontrolliert, während sie die Arme vor und zurück

schwung und sich auf den Rücken schlug, um ihren Kreislauf wieder in Schwung zu bringen.

Plötzlich drangen aus der Dunkelheit Motorengeräusche an ihr Ohr. Starke Scheinwerfer strahlten sie an. Anna drehte sich um. Der Pick-up fuhr direkt auf sie zu.

»Stopp!«, brüllte sie und fuchtelte mit den Armen. Der Truck hielt abrupt an, die Tür ging auf, und Zakariassen sprang in den Schnee hinunter.

»Was ist passiert, Anna?« Der Professor lief mit weit aufgerissenen Augen auf sie zu. »Du blutest ja.« Er blickte sich um. »Hat jemand auf dich geschossen?«

»Nein, das ist nur eine Schramme. Im Eis hat sich eine Rinne gebildet, und ich Idiotin bin mitten reingetreten.«

Zakariassens Handschuh raschelte, als er seine Hand auf ihre kalte Stirn legte. »Das sieht nicht gut aus, die Wunde muss verbunden werden.«

»Das ist nur eine Schramme. Ein Pflaster reicht völlig.«

Der Professor trat an die Rinne und betrachtete den Holzstock, der auf dem Wasser trieb. »Es war also niemand hier ...?«

»Nein, falscher Alarm. Das Eis ist auseinandergebrochen und hat dadurch die Leuchtfalle ausgelöst.«

Über den Monsterreifen des Trucks öffnete sich die Fahrertür, dahinter saß Marco. Wie ein chinesischer Kaiser blieb er auf seinem Thron sitzen und sah auf Anna herab. Sie versuchte, das glatte Gesicht des Chinesen zu deuten. War Marco froh oder enttäuscht, dass sie noch lebte? Ihr erschüttertes Gehirn sandte ein Warnsignal aus. Zakariassen stand neben ihr.

Marco war frei. Und er war allein.

Wie sollte man sich verhalten, wenn man einen kräftigen Schlag auf den Kopf bekommen und vermutlich eine Gehirnerschütterung hatte?, überlegte Anna, während sie durch den Schnee in Richtung Halle stapfte. Sie musste an ein Fußballspiel denken, das sie zusammen mit ihrem Vater, einem leidenschaftlichen Liverpool-Fan, gesehen hatte. Nach einer fünfzehnjährigen Durststrecke traf sein Verein im Champions-League-Finale auf Real Madrid, und es endete in einer Katastrophe. Der Liverpools Torwart spielte einem Angreifer von Madrid den Ball direkt vor die Füße. Und als dem Keeper Loris Karius dann auch noch ein Distanzschuss, den er hätte halten müssen, durch die Hände rutschte, war das Schicksal der Mannschaft besiegelt. Liverpool verlor 3:1.

Danach stellte sich heraus, dass Karius während des Spiels eine Gehirnerschütterung erlitten hatte, die seine Koordinationsfähigkeit und sein Sehvermögen beeinträchtigt hatte. Liverpool verlor die wichtigste Partie in fünfzehn Jahren, weil der Torwart seine fünf Sinne nicht beisammen hatte. Und wenn Anna ganz ehrlich war, waren ihr ihre fünf Sinne seltener weiter abhandengekommen als jetzt. Warum also wollte sie unbedingt auf den Turm des Eisdrachen klettern?

Weil sie keine Wahl hatte.

Lampo lebte. Der Massenmörder war auf dem Weg zu ihnen. Aber sie war für diese Begegnung noch nicht bereit. Sie musste auf den Turm und Wache halten.

Anna hatte Zakariassen die strikte Anweisung erteilt, auf Marco aufzupassen. Der Chinese war nicht mit dem Pick-up geflohen, als er die Möglichkeit gehabt hatte, und baute gerade den GPS-Empfänger aus.

»Sie müssen mich nicht fesseln, ich werde nicht fliehen ... Ich weiß, dass Sie gute Menschen sind«, sagte Jackie, als Anna kontrollierte, ob die Kabelbinder nach wie vor fest um den Stuhl geschlungen waren.

»Schön, dass du das endlich begriffen hast«, erwiderte sie und vergewisserte sich, dass die Fesseln nicht in Jackies Handgelenke schnitten. »Aber du bleibst trotzdem am besten hier.« Sie lächelte, und zu ihrer

Überraschung erwiderte Jackie ihr Lächeln.

»Danke, dass Sie so viel tun, um uns zu helfen«, sagte er.

Nachdem sie überprüft hatte, dass sein Verband nicht durchgeblutet war und die Plasmainfusion immer noch korrekt lief, ging sie aus der Kantine und ließ Jackie allein zurück, der auf seinem Stuhl winzig klein und einsam wirkte.

»Behalt die beiden im Auge«, sagte sie zu Zakariassen, der mit dem Mausergewehr in der Hand am Pick-up stand und Marco zusah, wie er mit dem GPS-Empfänger in der Hand in den Schnee hinuntersprang. »Ruf mich, wenn Marco fertig ist. Ich halte oben auf dem Turm Wache.«

»Wie willst du das machen? Es ist stockdunkel.«

Anna wedelte mit dem Gerät, das sie aus der *Sabvabaa* mitgenommen hatte, als sie mit Marco die Leuchtfallen aufgestellt hatte. »Ich habe deine Wärmebildkamera geholt. Damit sehe ich ihn, wenn er versucht, auf die Basis zu kommen.«

»Sei um Himmels willen vorsichtig.«

»Ich werd's versuchen.«

»Ich meine ... mit der Kamera ... Sie hat mehrere hunderttausend Kronen gekostet.« Der Professor grinste sie schief an.

Annas Kopf dröhnte schmerzhaft, als sie auf die Rückseite der Halle ging. Sie konnte den Wind nicht mehr hören. Einen Moment lang glaubte sie, ihr Gehör funktioniere nicht mehr, doch dann begriff sie, dass der Sturm sich gelegt hatte. Als hätte Gott persönlich ihn abgestellt und die Wolken ins All hinaufgesogen, wo Milliarden von Sternen Löcher in die ewige Nacht brannten.

Auf der Rückseite der Halle kämpfte sie sich durch die hohe Schneewehe, die der Wind am Fundament des Turms angehäuft hatte. Der Strahl ihrer Taschenlampe fiel auf die Leiter, die sie gehofft hatte, hier zu finden. Die vereisten Sprossen glitzerten im Licht.

Anna begann zu klettern.

Auf halber Höhe verschwand die Leiter in einer Wolke aus grauem Eis, die vom Tank auf dem Turm herunterhing und mehrere Sprossen überzog. Das Gebilde sah aus wie eine Explosion, bei der jemand im Moment der Detonation die Stopptaste gedrückt hatte.

Anna brach einen Eiszapfen ab und roch daran. Er war völlig geruchlos.

Als sie ihn an ihre Lippen hielt, blieb er haften. Es war nur Wasser. Sie ließ den Eiszapfen fallen. Er rotierte durch die Luft und versank lautlos im Schnee. Ihr unterkühltes Gehirn brauchte einen Moment, bis es einen Weg um die Eismasse herum fand. Sie musste seitlich an der Leiter weiterklettern.

Sie kam nur langsam vorwärts, Sprosse für Sprosse, bis zur Unterkante des Tanks. Jetzt konnte sie erkennen, dass es sich nicht um einen, sondern um zwei übereinander montierte Tanks handelte. Aber nur der obere war zu sehen. Er war mit chinesischen Zeichen und einer chemischen Formel beschriftet: H_2O . Wasser.

Den unteren Tank, der Jackie zufolge Flüssigstickstoff enthielt, hüllte eine dicke Eisschicht ein. Vom Wassertank ausgehend verschwand eine Leitung in der Eismasse. Hier hatte sich der Unfall ereignet. Oder die Sabotage, durch die Raumfahrtgenieur Lee und die anderen Wissenschaftler erfroren waren. Anna versuchte, die Quelle des Schadens auszumachen, aber der Teil des Tanks, den sie sehen konnte, wirkte unbeschädigt.

Ihre Hand rutschte von der glatten Leitersprosse. Sie riss sich zusammen, griff wieder zu und kletterte weiter.

Langsam.

Höher.

Kälter.

Schließlich sah sie in dem schwächer werdenden Licht ihrer Taschenlampe, dass die Leiter in einem Loch im Boden einer schwarzen Galerie endete, die rings um die Turmspitze verlief. Widerwillig hatte Marco ihr gesagt, dass man dort hineinklettern konnte, um die Scheinwerfer auszuwechseln.

Als Anna ihren Kopf durch das Loch steckte, wurde der Strahl ihrer Taschenlampe von glänzenden Kabeln reflektiert, die in runden Metallabdeckungen an den Wänden steckten. Zwischen den Kabeln und den Abdeckungen war gerade genug Platz für eine Person. Um hineinklettern zu können, musste sie ihren Bogen vom Rücken nehmen. Anna schob den Bogen und den mit Pfeilen bestückten Köcher in den Raum und hievte sich über den Rand.

Die Mikrowellen-Instantnudeln, die sie in der Kantine gegessen hatte, gaben ihr genug Kraft, an jeder Wand eine Lampe zu entfernen. Zwei ließen sich nicht bewegen, aber die beiden anderen glitten ohne Widerstand aus ihren Halterungen, als hätte sie erst kürzlich jemand ausgewechselt. Die

Löcher, in denen die Lampen gesessen hatten, boten ihr freie Sicht in alle Himmelsrichtungen und waren gerade groß genug, um die Wärmebildkamera hindurchzustecken. Auf dem Display verschwammen die blauen Schattierungen wie auf einem Aquarell. Nichts als Blau. In der Dunkelheit, die die Forschungsstation umgab, verbarg sich nichts, was Wärme absonderte.

Anna legte die Kamera aus der Hand und griff nach ihrem Bogen. Sie musste ihn waagerecht halten, um ihn in dem niedrigen Raum spannen zu können. Im Licht der Hütten glitzerte das Eis. Die restliche Landschaft ließ sich nur als dunkelgraue Schattenrisse erahnen, die vom Sternenhimmel erhellt wurden. Wenn sie eine Chance haben wollte, Lanpo zu treffen, musste er in den Lichtkreis einer der Hütten treten. Und selbst dann wäre es nicht sehr wahrscheinlich, der Abstand zu den Hütten betrug fast hundert Meter.

Aber der Bogen war alles, was sie hatte.

Bevor sie zum Turm gegangen war, hatte Anna versucht, das Mausergewehr in die Hand zu nehmen. Das Metall hatte auf ihrer Haut gebrannt, ihr war übel geworden, und auf ihrer Stirn hatten sich Schweißperlen gebildet.

Sie fühlte sich machtlos.

»Vor posttraumatischem Stress kann man nicht davonlaufen«, hatte ihr Psychologe zu ihr gesagt. »Sie müssen lernen, den Schmerz zu akzeptieren, erst dann können Sie ihn wirklich überwinden.« Er hatte ein Rechteck mit den Händen geformt. »Diese Übung könnte Ihnen helfen. Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen DVD-Player, auf dem Sie die schmerzhafteste Erinnerung immer wieder abspielen können.«

»DVD oder Blue-Ray?«, hatte sie gefragt.

»Blue-Ray. Da bekommen Sie mehr Details und schärfere Standbilder.« Der Psychologie hatte sich durch das bisschen Ironie nicht aus der Ruhe bringen lassen. »Stellen Sie sich vor, dass Sie das ganze Ereignis aufnehmen. Beginnen Sie ruhig ein paar Minuten vor der schmerzhaftesten Szene. Wenn Sie diesen mentalen Film aufgenommen haben ... stellen Sie sich bitte einen Fernsehbildschirm vor, auf dem Sie ... sich das Ereignis anschauen, genau so, wie Sie es machen, wenn Sie sich zu Hause einen ganz normalen Film ansehen.«

»Ich habe keinen Fernseher.« Zum ersten Mal war ein Anflug von Irritation

in das sanfte Gesicht des Psychologen getreten.

Anna blickte in die Dunkelheit hinaus und zwang sich, die Erinnerungen zuzulassen.

Damals hatte sie in derselben Position gelegen wie jetzt.

Als alles begann.

Hoch oben.

Mit dem Kolben eines Scharfschützengewehrs an ihrer Schulter.

Die Waffe und sie waren eins gewesen. Sogar in tiefster Finsternis konnte sie das Barrett MRAD-Gewehr auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Sie wusste, wie das Zielfernrohr unter Berücksichtigung von Wind, Luftdruck und Corioliskraft, der Erdumdrehung, eingestellt werden musste.

Aber alles Training und alle Übungseinsätze der Welt hätten sie nicht auf den Anblick des Babys vorbereiten können, das in einem Pappkarton in der sengenden Sonne lag und herzerreißend weinte. Durch das Zielfernrohr hatte sie gesehen, dass das Kind nicht älter als zwei, drei Monate sein konnte. Sein einziger Schutz vor der Sonne war ein schmutziges blaues Fußballtrikot, weshalb Anna davon ausging, dass das Baby ein Junge war. Sie hatte keine Ahnung, wer das Kind so grausam zurückgelassen hatte, aber sie wusste, dass der Junge sterben würde.

»Wir können das Baby nicht sterben lassen.«

An diese Worte erinnerte sie sich ganz genau.

»Du weißt, dass es eine Falle ist«, sagte Geir, der neben ihr lag und so viel Ausrüstung an seinem drahtigen Körper trug, dass er eher wie ein Packesel als ein Soldat aussah. Ein Funkgerät auf dem Rücken, Munitionstaschen auf der Brust, Handgranaten und ein Erste-Hilfe-Notfall-Set. Geir war Annas »Spotter« und hielt nach allem Ausschau, was sich als Feind entpuppen konnte.

In diesem syrischen Dorf war der Feind der IS.

»Das ist eine riesengroße Scheiße, aber das Baby ist garantiert eine Falle.« Geir sah sie an und wischte sich den grauen Staub aus dem Gesicht, der auf sie gerieselte, als sie die zerstörte Treppe zum Dach hinaufgeklettert waren. »Der Karton ist das perfekte Versteck für eine Bombe. Das Baby ist ein Lockvogel. Wenn wir versuchen, es zu holen, werden wir in tausend Stücke gesprengt.«

Anna und Geir bildeten den Vortrupp einer Einheit der Syrischen Befreiungsfront, die zusammen mit ihrem Vorgesetzten, Leutnant Eilertsen, weiter unten auf der Straße Stellung bezogen hatte. Die drei Norweger waren von der norwegischen Regierung als »Berater« nach Syrien entsandt worden, um die Befreiungsfront zu unterstützen. Den Unterschied zwischen »Berater« und »Soldat« zu erklären überließ Anna den Generälen, für sie zählte einzig das Hier und Jetzt. Die Einheit konnte nicht vorrücken, solange der Platz nicht gesichert war. Falls sich in dem Karton tatsächlich eine Bombe befand, ließ sie sich möglicherweise durch einen gut platzierten Schuss auslösen. Aber sie konnte das Kind nicht töten.

Schachmatt.

Plötzlich nahm sie eine Bewegung in der Nähe des Jungen wahr. Als sie durch das Zielfernrohr schaute, tauchte zwischen den Mauerresten eines Lebensmittelladens auf der gegenüberliegenden Seite ein Hund auf. Die hervortretenden Rippen des Tiers waren unter dem grau gefleckten Fell deutlich zu erkennen. In dem zerstörten Dorf wimmelte es von Straßenhunden, die auf der Suche nach Futter umherstreiften. Als Anna begriff, was gleich passieren würde, war es schon zu spät. Der Hund lief zu dem Karton, steckte seinen Kopf hinein, packte einen Fuß des Kindes und zog das Baby heraus. Der Junge schrie und fuchtelte mit seinen kleinen Ärmchen hilflos in der Luft, während der Hund ihn über den Platz schleifte. Anna legte den Finger an den Abzug und versuchte, den Hund ins Fadenkreuz zu bekommen, doch er wurde teilweise von einem Spielgerüst verdeckt. Wenn sie jetzt schoss, bestand die Gefahr, dass sie den Jungen traf.

Geir blickte durch sein Fernglas mit Entfernungsmesser und rief ihr Informationen zu. »Zweihundert ... vierzig Meter. Leichte Brise von Westen.«

Anna korrigierte die Einstellungen für Entfernung und Winddrift und versuchte, ruhig zu atmen. Sie spürte ihren Puls in den Ohren. Als Scharfschützin war sie darauf trainiert, zwischen den Herzschrägen abzufrücken. Dann bewegte sich etwas am Rand ihres Sichtfelds. Aber Anna ignorierte die Bewegung, jetzt kam es einzig und allein darauf an, das Leben des Jungen zu retten. Ihr Zeigefinger legte ein Mikrogramm mehr Gewicht auf den Abzug. Sobald der Hund hinter dem Spielgerüst auftauchte, würde sie schießen.

»Zivilist!«, schrie Geir.

Füße tauchten in ihrem Zielfernrohr auf. Ein Mann lief auf den Hund zu. Er trug eine weiße Weste über einem olivgrünen Pullover. Auf der Brust war ein rotes Symbol, das Emblem der französischen Hilfsorganisation *Médecins Sans Frontières*.

Das war ihre erste Begegnung mit Yann Renault.

Durch ein Zielfernrohr.

Seine dunklen Locken flogen um seinen Kopf, als er hinter dem Hund herrannte. Sonnenstrahlen reflektierten auf einem Gegenstand, den er in der Hand hielt. Sein Arm fuhr nach vorn, und eine Konservendose flog durch die Luft. Die Dose prallte auf die Rippen des Hundes, und er ließ den Fuß des Jungen los. Er knurrte Yann an, aber der Arzt kümmerte sich nicht darum. Er griff nach einem Stein und schleuderte ihn auf das Tier. Wieder knurrte der Hund. Einen Moment lang dachte Anna, er würde angreifen, doch dann drehte er sich um und lief davon.

Yann hob den Jungen auf. Der Fuß, den der Hund gepackt hatte, blutete. Der Arzt machte auf dem Absatz kehrt und rannte mit dem Jungen gegen die Brust gedrückt über den Platz. Die Augen des Kindes schauten über Yanns Schulter. Plötzlich konnte sie Yann nicht mehr sehen. Sand und Steine spritzten hinter ihm auf. Eine Sekunde später fiel ein Schuss.

»Sniper! Dritter Stock. Hoch! Hoch!«

Anna befolgte Geirs Anweisungen automatisch. Ein klaffendes Loch in der Wand eines ausgebombten Mehrfamilienhauses füllte ihr Zielfernrohr aus. Dann löste sich ein greller Funke aus dem Schatten. Sofort feuerte Anna auf den Sniper, bevor er ein weiteres Mal abdrücken konnte. Sie zog den Ladebolzen zurück, nahm das leere Magazin heraus, legte ein neues ein und schoss erneut. Sie spähte nach einer Bewegung in der Dunkelheit.

Doch es war nichts zu sehen.

Es fielen keine Schüsse mehr.

Sie erfuhr nie, ob sie den IS-Kämpfer getroffen hatte.

Und als sie wagte, über das Zielfernrohr zu blicken, war Yann verschwunden.

Ein paar Wochen später lud der französische Arzt sie ein, den Jungen, dem sie das Leben gerettet hatte, im Flüchtlingslager zu besuchen. Als Yann ihr den kleinen Sadi in den Arm legte, spürte sie ein glückliches Kribbeln im Bauch. Und als sie Yanns Blick begegnete, wurde sie rot.

So hatte es angefangen.

All das Schöne.

All der Schmerz.

Anna hielt den mentalen Film an.

Ihr Atem ging stoßweise, und sie kniete sich hin. Der Turm schwankte leicht, als sie sich bewegte. Anna blieb auf den Knien hocken und konzentrierte sich darauf, ihre Panikattacke unter Kontrolle zu bekommen. Sie wusste, dass das alles nur in ihrem Kopf stattfand, aber sie musste ihren Körper dazu bringen, es ebenfalls zu begreifen. Schließlich atmete sie wieder normal.

Sie lehnte sich zu dem Loch in der Wand und blickte hinaus. Es war nichts zu sehen. Auch auf dem Display der Wärmebildkamera konnte sie nichts Ungewöhnliches erkennen. Im schwachen Schein der Sterne versuchte sie festzustellen, ob die Rinne, die sich im Eis gebildet hatte, breiter geworden war. Genau wie Zakariassen und sie hatten die Chinesen für ihre Forschungsstation eine Eisscholle gewählt, die mindestens anderthalb Meter dick war. Eigentlich sollte das genügen, damit die Scholle viele Monate hielt, aber Anna vertraute dem Eis nicht mehr.

Sie streckte einen Arm aus, um ihren Kreislauf wieder in Schwung zu bringen. Dabei stieß ihre Hand gegen ein Scharnier an der Decke. Gedankenverloren spielten ihre Finger damit, während sie in die Landschaft hinausblickte. Plötzlich spürte sie einen scharfen Schmerz im Rücken. Anna drehte sich um. Auf dem Boden lag ein schwarzer Kasten. Er war aus einem Hohlraum in der Decke gefallen. Sie knipste ihre Taschenlampe an und konnte gerade noch ein Kabelwirrwarr erkennen, bevor der schwache Lichtstrahl erlosch. Ein Kabelverschlag für die Scheinwerfer. Jemand hatte den Kasten dort oben versteckt.

Der Mörder?

Aber weshalb?

Anna hob den Kasten auf. Er war überraschend leicht. Sie konnte vier Löcher erkennen, über denen chinesische Schriftzeichen standen. Sie hatte solche Löcher schon einmal gesehen.

Sie wusste, was das für ein Kasten war.

Langsam kletterte Anna die glatten Leiterstufen hinunter.

Fast in derselben Sekunde, in der sie unten ankam, wirbelte Schnee von der Wehe am Fuß des Turms empor. Der Wind hatte wieder aufgefrischt. Als hätte Gott oder der Nordpol höchstpersönlich den Sturm für einen Augenblick gezähmt, um sie in dem Glauben zu wiegen, dass alles gut ausgehen könnte. Wolken, schwärzer als die Nacht, quollen am Horizont auf und verschluckten die Sterne.

Der Wind trieb Anna zu der Hütte, in der der ermordete Mann mit der orangefarbenen Jacke zwischen Glasschränken voller Computer lag. Sie ging zu dem Schrank, in dem zwei schwarze und graue Kabel von einem leeren Regalbrett baumelten. Sie öffnete die Tür und hielt den schwarzen Kasten direkt vor das Regal. Die Schnittstellen schienen zu passen. Der Kasten war das, wofür sie ihn hielt. Ein Computer oder eine Festplatte.

Anna vergewisserte sich, dass die Jacke des toten Chinesen wirklich kein Einschussloch auf dem Rücken aufwies, dann schob sie ihre Hand unter den Tisch und tastete sich zur Vorderseite der Jacke vor. Ihre Finger stießen gegen etwas Hartes.

Der Griff eines Messers. Es sah wie ein gewöhnliches Küchenmesser aus. Sie kroch unter den Tisch und entdeckte mehrere Löcher, die die Klinge in die Jacke gerissen hatte. Im Gegensatz zu den anderen Mitgliedern des Eisdrachen-Teams, die entweder erfroren oder systematisch erschossen worden waren, schien dieser Mord eine Affekthandlung gewesen zu sein.

Anna kroch rückwärts wieder unter dem Tisch hervor und stand auf. Ihre Augen wanderten von dem toten Mann zu den drei Monitoren, auf denen sich unnatürlich perfekte Nordlichtbilder mit Aufnahmen vom Eis überlagerten. Alles in diesem Raum war von Menschen erschaffen worden, künstlich und kalt. Der laminierte Kunststofftisch, auf dem der Kopf des Toten ruhte. Die retuschierten Aufnahmen auf den Bildschirmen. Die technischen Geräte hinter den Glastüren. Das einzige Produkt aus der natürlichen Welt war der Tote. Ein lebendiges Wesen, das jemandem im Weg gestanden hatte. Deshalb war er ermordet worden.

In Ermangelung konkreter Fakten musste Anna auf ihre Intuition

zurückgreifen, und ihre Intuition sagte ihr, dass hier alles begonnen hatte, hier vor den blinkenden Computern.

Als sie in die Kantine zurückkam, saß Zakariassen mit Jackie am Tisch. Die beiden unterhielten sich leise. Vermutlich wollte der Professor mehr über das Bergwerk auf dem Meeresboden erfahren. Als er Anna bemerkte, stand er abrupt auf.

»Hast du ihn gesehen? Hast du Lanpo draußen auf dem Eis gesehen?«, fragte er.

Anna blickte sich um. Außer ihr, Jackie und Zakariassen war niemand im Raum.

»Wo ist Marco?«

»Er ist in der Werkstatt und sucht nach einer Batterie für das GPS-Gerät.«

»Du darfst ihn doch nicht allein lassen.«

»Ich habe die Tür verbarrikadiert, er kommt nicht raus.« Der Professor deutete auf den Infusionsbeutel, der an der Lampe über Jackie hing. »Der Beutel war leer ... ich musste ihn auswechseln.«

Anna entdeckte den leeren Infusionsbeutel auf dem Tisch.

»Geh zurück zu Marco und pass auf ihn auf. Ich muss allein mit Jackie reden.«

»Aha ... Worüber willst du mit ihm reden?«

»Ich stelle mir eine Frage ... die nur er mir beantworten kann.«

Zakariassen betrachtete den Chinesen und sagte auf Norwegisch: »Ich habe gesehen, dass du in die Hütte mit den Computern gegangen bist. Hast du da etwas gesucht?«

»Vielleicht. Ich habe oben im Turm eine Festplatte gefunden. Jemand hat sich die Mühe gemacht, bis in die Spitze zu klettern und sie dort oben zu verstecken.«

Die Wimpern des Professors zuckten hinter den dicken Brillengläsern. »Hast du etwas darauf entdeckt?«

»Um das herauszufinden, brauche ich Jackies Hilfe.«

Zakariassen sah wieder zu dem Chinesen.

»Ich kenne mich mit Computern ziemlich gut aus. Wäre es nicht besser, wenn ich mir die Festplatte vornehme?«

»Wir können jetzt keine Zeit darauf verschwenden. Die Festplatte ist nicht das Wichtigste. Das Wichtigste ist, dass du dafür sorgst, dass Marco das

GPS-Gerät zum Laufen bekommt. Wenn Lanpo wirklich auf dem Weg zur Basis ist, müssen wir ihn aufhalten.«

Der Professor kniff die Lippen zusammen und atmete schnaubend durch die Nase aus: »Was, wenn Lanpo tot ist?«, wandte er ein.

»Du hast doch dasselbe gesehen wie ich. Sein GPS-Signal bewegt sich. Lanpo lebt.«

»Vielleicht hat ihn ein Eisbär gefressen. Dadurch könnte sich das Signal ebenfalls bewegen.«

Anna spürte, wie die Ungeduld in ihr hochkochte. »Vielleicht ... vielleicht. Für meinen Geschmack gibt es hier viel zu viele Vielleichts. Wir machen es jetzt, wie ich es sage: Du passt auf Marco auf, ich nehme Jackie mit. Okay?«

Der Professor holte tief Luft. Auf seinem Gesicht lag ein resignierter Ausdruck, und seine Augen waren feucht. Vermutlich hatte er begriffen, dass – egal, was auch geschah – die Expedition, auf die er so lange hingearbeitet hatte, zu Ende war. Er war dreiundsiebzig Jahre alt, für ihn würde es keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr geben. Das Einzige, was jetzt noch zählte, war zu überleben, bis Rettung eintraf. Dann würde er nach Norwegen zurückfahren und versuchen, die Jahre, die ihm noch blieben, mit Sinn zu füllen. Anna empfand plötzlich eine warme Zuneigung für den alten Mann und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Geht es dir gut, Daniel?«

Er lächelte flüchtig und blinzelte die Tränen weg.

»Ja, ja ... mir geht es gut. Wir machen es, wie du sagst. Du weißt am besten, was zu tun ist.«

Anna hatte die Leiche des Mannes auf den Boden gelegt und mit einer Plane zugedeckt. Sie fesselte Jackies Handgelenke mit den Kabelbindern an die Rückenlehne des Stuhls, auf dem der Tote gesessen hatte, dann zeigte sie ihm die Festplatte.

»Weißt du, was das ist?«

Jackie betrachtete den Gegenstand einen Moment lang und sagte dann:
»Eine Festplatte ...«

»So weit war ich auch schon, aber hast du eine Ahnung, was drauf ist?«

»Nein.«

Anna verband die Festplatte mit dem Netzwerk. Ein leises Surren erklang, und auf der Vorderseite flackerte ein blaues Lämpchen auf.

»Jackie, du warst doch hier für die Computer zuständig, kannst du mir sagen, warum ausgerechnet diese Festplatte entfernt wurde?«

Der Chinese wandte ihr sein schmales Gesicht zu. Ein bläulicher Lichtschein tanzte über seine langen Wimpern. Er strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich weiß es nicht ... Alle Messdaten vom Meeresboden werden hier gespeichert. Aber aus Sicherheitsgründen speichern wir die Daten auf mehreren externen Festplatten, falls eine kaputtgeht. Vielleicht ist die hier defekt.«

»Ja, genau. Und eure kaputten Festplatten lagert ihr da oben im Turm, weil das am einfachsten ist ...«

Jackie sah sie überrascht an.

»Wer hat die Festplatte oben in den Turm gelegt?«

Seine Verwunderung wirkte aufrichtig.

»Marco vielleicht? Was weißt du über ihn?«

»Er ist ein korrekter Kerl, scheint ein guter Mechaniker zu sein. Er zockt vielleicht nur ein bisschen zu gern.«

»Hat Marco jemandem Geld geschuldet?«

»Nein, aber ich glaube, Fu und ein paar andere standen bei *ihm* in der Kreide.«

Anna betrachtete die Plane, unter der der tote Chinese lag.

»Der Mann, der in dieser Hütte gearbeitet hat ... war er einer von denen,

die Marco Geld geschuldet haben?«

Jackie atmete tief ein und hob die Schultern.

»Vielleicht ...«

Plötzlich gab die Festplatte ein lautes Surren von sich, als hätte der Prozessor etwas besonders Interessantes gefunden. Im Augenwinkel nahm Anna ein flackerndes Licht wahr, das aus dem Abfahrtsskiahelm kam, der an dem Ständer hinter ihnen hing. Sie nahm den Helm vom Ständer. Ein Kabel hing heraus, das hinter den Glasschränken verschwand. An der Stelle, wo normalerweise das Visier saß, flimmerten Bilder, die in dem dunklen Gehäuse des Helms zu schweben schienen.

»Was ist das?«

»Virtual Reality ... 3D«, erwiderte Jackie. »Wir untersuchen damit geologische Daten.«

Um sich mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen, streifte Anna ihren Bogen vom Rücken, dann setzte sie den Helm auf.

Die Wände der Hütte verschwanden.

Die Welt wurde riesig.

Sie stand auf einer Ebene zwischen zerklüfteten Bergen, die in surrealistischen Farben schillerten. An den Gipfeln in einem grellen Orange, das nach unten hin gelb wurde und am Fuß der Bergkette dunkelgrün. Leuchtbuchstaben waberten vor ihr in der Luft: *Fehlende oder ungültige Daten auf diesem Datenträger entdeckt. Daten vom letzten Back-up wiederherstellen? Ja? Nein?*

Anna drückte auf das virtuelle *Ja*. Die Buchstaben vergrößerten sich.

Irgendwo jenseits des Helms arbeitete eine Festplatte auf Hochtouren. Anna wurde so schnell auf die Bergkette zu und an ihr vorbei gewirbelt, dass sie um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte, obwohl sie wusste, dass sie sich gar nicht bewegte. Hinter den Bergen tauchte ein dunkelblaues Loch auf. Das Loch wurde größer und verschluckte sie. In der Tiefe des Abgrunds glühten orange und rote Lichter. Ein großer, zylinderförmiger Gegenstand kam zum Vorschein. Er war an drei Stellen gebrochen. Anna begriff, dass sie sich in einem Riss oder einer Spalte auf dem Meeresboden befand. Die dreidimensionale Welt, in der sie trieb, musste von dem schwarzen Kasten erzeugt werden. Sie machte ein paar unsichere Schritte auf den kaputten Zylinder zu.

Der Boden unter ihren Füßen bebte.

Ein entferntes Geräusch drang in den Helm. Gefolgt von einem lauten Dröhnen.

Von draußen.

Aus der realen Welt.

Anna riss sich den Helm vom Kopf und blickte in Jackies Gesicht, das von einem glühenden Glorienschein umgeben war, als ginge vor dem Fenster die Sonne auf. Sie stürzte aus der Hütte.

Draußen war die Nacht buchstäblich zum Tag geworden. Rings um die *Sabvabaa* schlugen Flammen empor. Haushohe Feuersäulen stiegen über dem Luftkissenboot auf und wogten wie riesige Bäume im Wind. Der wirbelnde Schnee absorbierte den Feuerschein und trug ihn als stroboskopischen Funkenflug in die Dunkelheit. Anna hatte das seltsame Gefühl stillzustehen, während die Lohen an ihr vorbeirasteten.

Am Rumpf der *Sabvabaa* zeichnete sich die Silhouette eines Mannes ab. Der Feuerschein fiel auf einen rot-gelben Überlebensanzug. Zakariassen war auf dem Weg in die Kabine. Die blaue Baracke, mit der die *Sabvabaa* kollidiert war, brannte lichterloh.

Kurz darauf kletterte Zakariassen mit einem Feuerlöscher in der Hand wieder aus der Kabine und lief über das Deck.

»Daniel! Komm da weg! Der Treibstoff wird explodieren!«, schrie Anna, aber der Sturm ergriff ihre Warnung und warf sie aufs Eis hinaus. Der Professor verschwand hinter der Kabine, nur sein Oberkörper war zu sehen. Im nächsten Moment umgab ihn eine Wolke aus Löschschaum.

Anna lief geduckt im Zickzackkurs auf den Brand zu. Der Feuerschein glitt über die Frostschrift, die sich auf der Rinne im Eis gebildet hatte. Sie sprang über den Spalt, landete unsanft auf der gegenüberliegenden Seite, verlor das Gleichgewicht, rollte durch den Schnee und nutzte den Schwung, um wieder auf die Beine zu kommen.

Als Zakariassen sie entdeckte, sprang er vom Deck und lief ihr entgegen.

»Runter!«

Anna riss den Professor in den Schnee und warf sich mit dem Kopf in die entgegengesetzte Richtung neben ihn auf den Boden. Sie starrte in die Dunkelheit zwischen den Flammen und der Halle.

»Was machst du? Wir müssen die *Sabvabaa* löschen!«, rief Zakariassen.

»Als Erstes müssen wir uns selbst retten.«

Der Professor folgte Annas Blick in die Dunkelheit.

»Glaubst du ... das war dieser Lanpo?«

»Brände brechen bei minus zwanzig Grad normalerweise nicht von selbst aus. Hast du einen Schuss gehört?«

»Nein, ich habe nichts gehört.«

Anna wischte den Schnee von ihrer Skibrille.

»Das ist ein Ablenkungsmanöver. Lanpo wollte uns aus der Deckung locken. Ich an seiner Stelle hätte mich in der Zwischenzeit auf der anderen Seite vorbeigeschlichen.« Der Mörder könnte die Basis umrundet haben, um ihnen in der Dunkelheit hinter den Hütten aufzulauern. Marcos und Jackies Beschreibung eines untersetzten, ungeschickten Mannes ließ sich nicht länger aufrechterhalten. Dieser Angriff war nicht das Werk einer mental instabilen Person.

»Wir können hier nicht liegen bleiben ... Ich muss da raus und ihn überwältigen. Und du musst mir Feuerschutz geben.«

Anna wartete, bis Zakariassen sein Mausergewehr aus dem Schnee gehoben hatte, dann kroch sie langsam auf die *Sabvabaa* zu. Die Hitze des Feuers versengte die ungeschützte Hautpartie zwischen ihrer Skibrille und der Gesichtsmaske. Verbrennen, Erfrieren – dem Nordpol gingen die Ideen für immer neue Todesarten nicht aus.

Vor dem Luftkissenboot stand Anna auf, sprintete auf die andere Seite des Rumpfs und ging in Deckung. Auf dem Platz war niemand zu sehen. Rasch zog sie sich auf das Deck der *Sabvabaa* und kletterte durch die offen stehende Luke, die Zakariassen nicht wieder geschlossen hatte, nachdem er den Feuerlöscher geholt hatte. Der Brand hatte die Kabine aufgewärmt. Anna hoffte, dass die dicke Löschschaumschicht genügte, um die *Sabvabaa* vor den Flammen zu schützen.

Um von außen nicht gesehen zu werden, rutschte sie auf Knien durch die Kabine. Auf ihrem Bett unter dem kaputten Fenster hatte sich ein großer Schneehaufen gebildet, der zu kleinen Rinnsalen schmolz.

Anna schob ihre Hand unter das Bett. Ihre Finger tasteten einen Moment suchend umher, dann zog sie einen Rucksack hervor, in dem sie eine kleine Schaufel, Energydrinks, ein paar Feldrationen und einen Thermoschlafsack aufbewahrte. Eine eiserne Reserve, für den Fall, dass die *Sabvabaa* einen Totalschaden erlitt und sämtliche Notausrüstung ausfiel.

Sie nahm eines der Satellitentelefone von dem Tisch, auf dem das Funkgerät stand, schaltete es an und versuchte erneut, Boris anzurufen. Doch

auch diesmal wurde nichts als statisches Rauschen aus dem All zurückgeworfen.

Als Anna die *Sabvabaa* verließ, fiel ihr auf, dass am Notsender ein rotes Lämpchen blinkte. Sie öffnete den Deckel und sah auf das Display. *Ein Rettungsteam wird um 19:30 Uhr Ortszeit an Ihrem Standort eintreffen.* Ein Blick auf ihre Armbanduhr sagte ihr, dass es bis dahin noch ziemlich genau eine Stunde dauerte. Eine Stunde, die sie noch überleben mussten. Eine Stunde, in der sie dafür sorgen musste, dass Lanpo es nicht tat.

»Die Amerikaner kommen in einer Stunde.«

Zakariassen riss die Augen auf. Im Feuerschein konnte Anna die Schweißtropfen sehen, die in seinen versengten Brauen hingen. »Bist du sicher?«, fragte er.

»Ja, sie haben eine Nachricht auf den Notfunksender geschickt«, erwiderte sie.

Der Wind hatte wieder gedreht und noch einmal an Intensität zugelegt. Der Nordpol war zu seiner Ursprungstaktik zurückgekehrt. Der Schnee fegte über ihre Köpfe hinweg, vom Flammenmeer erleuchtet wie glühende Kometen. Der Feuerschein reichte nun bis zwischen die Hütten. Dort war niemand.

»Komm!«

Zakariassen lief hinter ihr her die Rinne entlang. Während Anna ihrem eigenen Schatten hinterherjagte, hatte sie das starke Gefühl, immer im Rückstand zu sein. Egal welchen Plan sie fasste, der Mörder schien jeden ihrer Schritte vorauszuhnen.

Sie positionierte Zakariassen im Durchgang hinter der Werkstatt.

»Wenn du etwas anderes als einen Rettungshubschrauber auf dem Eis siehst, schießt du, hast du verstanden?«, sagte sie.

Der Professor nickte. Anna lief um die Ecke der Werkstatt, entfernte das Eisenrohr, mit dem Zakariassen die Tür verbarrikadiert hatte, und ging hinein. Marco war nirgends zu sehen.

»Ich bin es! Komm raus, Marco, oder ich schwöre, ich fackele die Werkstatt ab!«, brüllte sie. Es raschelte. Der Mechaniker tauchte mit einem verängstigten Gesichtsausdruck und einem großen Schraubenschlüssel in der Hand hinter einem der Regale auf.

»Ich wusste nicht, wer da kommt«, sagte er und hängte den Schraubenschlüssel an seinen Platz an der Werkzeugwand zurück. »Ich habe eine Explosion gehört. Was ist passiert?«

»Lampo hat das Treibstoffdepot angezündet. Ich brauche jetzt wirklich deinen GPS-Empfänger, um ihn zu finden!«, erwiderte Anna.

Marco drehte seinen unförmigen Körper zum Arbeitstisch und nahm das Display in die Hand. An der Rückseite hatte er mit Klebeband große

Batterien befestigt. Seine Finger waren von der Arbeit ganz schwarz und hinterließen Abdrücke auf dem Gerät. »Es funktioniert ... aber ich habe keine Ahnung, wie lange die Batterien halten«, sagte er. Auf dem Bildschirm erschien die Satellitenkarte.

»Wo ist Lanpo jetzt?«

Eine schmutzige Fingerspitze verschob die Karte, bis nur noch ein einzelner Punkt im Display zu sehen war. Marco runzelte die Stirn. »Lanpo bewegt sich ... in südwestliche Richtung.« Der rote Punkt, der die Position des Mörders angab, zog eine digitale Spur hinter sich her. Als der Lanpo-Punkt auf eine Linie traf, die einen Breitengrad markierte, sprang er vor und zurück, als hätte der Mann tatsächlich Probleme, dieses Hindernis zu überwinden.

»Wie weit ist er von uns entfernt?«

»Jetzt im Moment ... ungefähr neunhundertundvierundsechzig Meter.«

Wie weit konnte ein Mann bei diesen Wetterverhältnissen in zehn Minuten laufen? Annas Blick fiel auf den leeren Waffenschrank.

»Sind eure Gewehre mit Laserpointern ausgestattet?«, fragte sie.

»Ja, natürlich«, antwortete Marco. »Wie sollten wir sonst bei Dunkelheit treffen?«

Das erklärte, wie Lanpo das Treibstoffdepot aus der Distanz hatte treffen können. Das Infrarotvisier machte die Nacht zum Tag. Der Laserstrahl durchschnitt das Schneegestöber und lieferte ihm ein Ziel.

»Gib mir irgendwas, in dem ich das Gerät tragen kann«, wies sie Marco an.

Der Chinese leerte eine der schwarzen Taschen aus, die in einem Regal lagen, legte den GPS-Empfänger hinein und reichte ihr die Tasche. Anna streifte den Trageriemen über den Hals. Jetzt brauchte sie nur einen flüchtigen Blick auf das Display zu werfen, um Lanpos Position zu verfolgen.

»Wie gesagt, ich habe keine Ahnung, wie lange die Batterien halten.« Marco betrachtete seine Konstruktion bekümmert.

»Ich geh das Risiko ein. Komm her!«, erwiderte Anna. Sie griff nach Marcos Hand, zog ihn zu einer Werkbank und fesselte sein Handgelenk mit einem Kabelbinder an eins der Beine. Auf der Stirn des Chinesen bildeten sich Sorgenfalten.

»Was ist ... wenn Lanpo Sie umbringt?«, fragte er.

»Dann bist du nicht mehr mein Problem«, erwiderte sie lakonisch.

Anna griff nach einem Skistock, der an einem ausgedienten Monsterreifen

lehnte, und ging aus der Werkstatt. Sie hatte den Eindruck, als leuchtete Marcos Überlebensanzug besonders intensiv, als sie ihn allein zurückließ.

»Ich verfolge jetzt Lanpo!«, rief sie Zakariassen zu. »Der Mistkerl ist nur tausend Meter entfernt.«

Anna deutete auf die Hütte mit den Computern. »Pass auf Jackie auf, aber sieh alle zwei Minuten aus der Tür!«

Zakariassen warf einen Blick in die Tasche, die um Annas Hals hing. Der Punkt, der Lanpos Position markierte, glühte in der Dunkelheit.

»Sei um Gottes willen vorsichtig, Anna«, sagte er. »Geh keine Risiken ein.«

Der alte Mann wirkte in seinem übergroßen Überlebensanzug kleiner und klappriger denn je. Angst lag in seinen Augen. Vermutlich war es die Sorge vor dem, was passieren würde, wenn sie nicht zurückkam. Aber sie hatte keine Wahl, Zakariassen musste in der Eisdrachen-Forschungsstation zurückbleiben.

»Ich weiß genau, wo Lanpo ist«, sagte sie und hob übertrieben selbstsicher ihr Messer. »Das Schwein wird nicht wissen, wie ihm geschieht.«

Ein Hustenanfall schüttelte den Professor. Sein dürrer Körper krümmte sich, und das Mausergewehr schwang vor und zurück, während er nach Atem rang. Als er Anna anblickte, hatte er Tränen in den Augen.

»Anna ... es tut mir leid, dass ich dich in diesen Schlamassel hineingezogen habe«, sagte er mit dünner Stimme. »Ich wollte nur helfen.«

»Mach dir keine Gedanken. Es scheint mein Schicksal zu sein, immer in Schwierigkeiten zu geraten«, erwiderte sie und umarmte den alten Mann. »Pass auf dich auf, Daniel. Ich bin wieder zurück, bevor du überhaupt merkst, dass ich weg bin.«

Anna ließ den Professor los und ging mit schnellen Schritten in den Sturm hinaus, ehe Zakariassen noch gefühlsduselig werden konnte.

In siebenundvierzig Minuten würde alles vorbei sein.

Die Leuchtzeiger ihrer Armbanduhr sagten Anna, dass das die Zeitspanne war, die sie zur Verfügung hatte, bis die Amerikaner kamen. Siebenundvierzig Minuten, um Lanpo zu finden und ihn unschädlich zu machen. Was unter diesen extremen Bedingungen bedeutete, ihn zu töten. Anna folgte ihrem eigenen Schatten, doch plötzlich verblasste der Feuerschein. Als sie sich umdrehte, sah sie gerade noch, wie die Überreste des Treibstoffdepots im Eis versanken. Ein paar Flammen rissen sich von der sinkenden Baracke los, stiegen in den Himmel und wurden vom Wind in Stücke zerfetzt. Dann herrschte wieder Finsternis.

Anna sank mit dem Rücken zum Wind auf die Knie und wartete, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Der Schnee legte sich auf sie wie ein kalter Rucksack, in wenigen Augenblicken würde er sie in eine Schneeskulptur verwandelt haben. Unter ihrer Kapuze fühlte sie sich wie in ihrem eigenen kleinen Universum, weit weg von allen Dingen. Die Dunkelheit sickerte in ihren Körper und machte sie müde. Sie wollte nur noch schlafen.

Eine sanfte Stimme erklang in ihrem Kopf.

»Geht es dir gut, Anna?«

»Nein, tut es nicht, verfluchte Scheiße.«

»Ich glaube an dich, du kannst das schaffen.«

»Du hast leicht reden, Yann. Du bist tot.«

Er widersprach nicht.

Dann übernahm ihr unbeugsamer Wille wieder das Kommando, befahl ihrer Hand, ihre Skibrille vom Gesicht zu schieben und sich Schnee in die Augen zu reiben. Die Kälte brachte sie zur Besinnung, und sie knipste die Stirnlampe an, die sie aus der Werkstatt mitgenommen hatte.

Vor ihr sah sie nichts als schemenhafte Eisbrocken. Von reiner Willenskraft gesteuert setzte sie einen Fuß vor den anderen. Der Rückenwind trieb sie vorwärts und machte es plötzlich zur Herausforderung, nicht zu schnell zu gehen. Denn unter dem Neuschnee konnten sich überall weitere tückische Risse verbergen.

Sie rammte die Spitze des Skistocks in den Schnee und prüfte, ob das Eis hielt. Als sie die hohe Presseiswand erreichte, mit der die *Sabvabaa* um ein Haar kollidiert wäre, suchte sie hinter einem Eisbrocken Schutz vor dem Wind und hielt sich das GPS-Gerät vors Gesicht.

Dem roten Punkt zufolge war Lanpo knapp vierhundert Meter von ihr entfernt. Er bewegte sich nach wie vor in Richtung Westen. Anna holte ihre Geheimwaffe hervor, die Wärmebildkamera. Mit dem Gerät in der Hand kletterte sie die zerklüfteten Eisblöcke hoch. Ihre Füße rutschten auf der glatten Oberfläche ständig ab und traten Eisklumpen los. Glücklicherweise verschluckte der tosende Wind die Geräusche, die Lanpo hätten warnen können. Anna knipste die Stirnlampe aus, bekam die Kante des obersten Eisbrockens zu fassen und zog sich empor, hoch über eine tiefe Spalte in der Wand.

Der Sturm zerrte an ihrer Hand, als sie die Kamera über die Zinne des Presseises schob. Um etwas sehen zu können, musste sie ihre Skibrille hochschieben, aber auf dem Display der Wärmebildkamera war nichts als dunkelblaue Schattierungen. Anna drehte sich um und richtete die Kamera nach Südwesten. Ein gelber Fleck tauchte in ihrem Sichtfeld auf und waberte wie eine amorphe Masse über den Bildschirm. Die Körperwärme eines Lebewesens.

Der Mörder befand sich auf der anderen Seite der Eiswand.

Bei dem Anblick öffneten sich sämtliche Poren in ihrer Haut. Ihr Körper absorbierte die eisige Kälte durch den Überlebensanzug hindurch, sie fühlte sich wie aus Glas. Wenn sie jetzt fiel, würde sie auf dem Boden in tausend Stücke zerspringen.

Um nicht entdeckt zu werden, zog sie sich hastig zurück. Durch die hektische Bewegung verlor sie den Halt und rutschte in die Spalte. Anna ließ die Kamera los und griff nach einem Vorsprung im Eis. Ihr Körper rotierte und blieb auf halber Höhe hängen. Sie kickte mit den Füßen, bis ihre Stiefel wieder eine Stelle fanden, auf der sie aufsetzen konnten. Auf dem Weg in die Tiefe versuchte sie, sich Lanpos genaue Position auf der anderen Seite der Presseiswand einzuprägen.

Unten angekommen lief sie mit dem Messer in der Hand langsam ans Ende der Eiswand, dabei zählte sie ihre Schritte. Ihre Kapuze flatterte heftig im Wind, als sie stehen blieb.

»Komm schon, Anna! Du schaffst das!«, rief Yanns Stimme in ihrem Kopf.

»Halt den Mund!«

Sie warf sich aus dem Schutz der Presseiswand in den Gegenwind und lief an der Wand entlang zurück. Wieder zählte sie ihre Schritte. Bei hundertfünfzig blieb sie stehen. Jetzt war sie an der Stelle, an der die Kamera Lanpos Körperwärme lokalisiert hatte. Der Sturm fegte den Schnee in Wellen über den Presseisrücken, doch niemand verbarg sich im Schatten der Wand.

Das Heulen des Windes wurde mit einem Mal lauter, als würde in einem Symphonieorchester ein Streicherensemble in die Musik einstimmen, aber die Töne waren dunkler: Bratschen, keine Violinen. Dann brach das Heulen abrupt ab und setzte wieder ein. Das war nicht der Wind.

Das war etwas anderes.

Das Geräusch kam von einem großen, einige Meter entfernten Eisbrocken, den Anna in der Dunkelheit kaum erkennen konnte. Ein Versteck für Lanpo. Sie lief mit erhobenem Messer darauf zu. Ihre Schulter bekam die volle Wucht der Sturmböen ab, als der Wind ihren Körper erfasste und sie die letzten Meter nach vorn warf.

Nach rechts oder links?

Nimm den Weg, der dir nicht als Erstes in den Sinn kommt.

Sei nie vorhersehbar.

Anna ging mit dem Rücken an den Eisbrocken gepresst nach links und ließ sich vom Wind um ihn herumführen. Abgesehen von einer Schneewehe, die sich auf der Rückseite des Eisblocks türmte, war ihre hochoberhalbene Messerklinge das Einzige, was sie sah. Erneut erklang das Heulen, irgendwo in der Finsternis hinter der Schneewehe.

Anna knipste ihre Stirnlampe an und richtete den Lichtstrahl auf die Schneewehe. Sie sah dunkle Flecken.

Eine Blutspur.

Anna schaltete die Stirnlampe wieder aus und lief zu der Schneewehe. Das Heulen ging nun in ein Bellen über. Lanpo musste einen Hund bei sich haben.

Geduckt schob sie sich an der Schneewehe entlang und tastete sich mit einer Hand vorwärts. Der bellende Hund musste direkt vor ihr sein. Jetzt hörte sie auch noch ein anderes Geräusch. Rauer und dunkler. Ein schnaubendes, fauchendes Geräusch.

Anna hielt das Messer über den Kopf, griff mit der anderen Hand an die Stirnlampe und schaltete sie an.

Das grelle Licht fing eine weitere Schneewehe ein. Aber diese Wehe bewegte sich über das Eis und drehte sich zu ihr um. In der weißen Fläche waren drei schwarze Kreise.

Die Schnauze und die Augen eines Eisbären.

Der Weg zur Katastrophe ist mit Fehlern gepflastert, schoss es Anna durch den Kopf. Die Jagd nach Lanpo hatte ihr einen Tunnelblick verliehen. Menschen waren nicht die einzigen Lebewesen, die am Nordpol Wärme absonderten.

Der Eisbär legte die Ohren an, senkte den Kopf und machte sich zum Angriff bereit. Anna schrie aus Leibeskräften und zerrte ihren Rucksack vom Rücken. Der Eisbär schüttelte seinen ambossartigen Kopf. Hinter ihm bewegte sich etwas. Ein Hund. Anna riss die Schaufel aus ihrem Rucksack, brüllte weiter und schwang Schaufel und Messer.

Der Hund bellte. Der Bär wandte sich um, Anna machte einen Schritt nach vorn. Als der Bär sich wieder zu ihr drehte, schlug sie mit der Schaufel zu, erwischte die Schnauze des Tiers und wich zurück. Der Bär schnaubte und fuhr sich mit einer Pranke über die Nase. Wenn er sie angriff, hatte sie nur eine einzige Chance. Sie musste ihn am Hals treffen.

Aus der Dunkelheit schoss ein grauer Schatten hervor. Der Hund biss dem Bär ins Hinterbein und zog sich gleich wieder in die Finsternis zurück. Der Eisbär wandte sich um. Über seinen hervorstehenden Rippen verlief ein schwarzer Streifen im Fell. Wieder schoss der Hund nach vorn. Das Raubtier schlug mit einer seiner mächtigen Pranken nach ihm, aber der Hund wich ihr aus. Der Eisbär holte zu einem weiteren Hieb aus. Erneut wich der Hund der Tatze elegant aus und knurrte seinen Widersacher dabei ununterbrochen an.

Der Eisbär brüllte frustriert auf. Sein Kopf ruckte vor und zurück, dann wandte er sich um und trollte sich mit dem Hund auf den Fersen davon. Anna sank auf die Knie, sah dem Raubtier hinterher, das in der Dunkelheit verschwand, und versuchte, durch den heulenden Wind ein Geräusch von ihm zu vernehmen. Ihr Atem ging so schnell, dass Punkte vor ihren Augen tanzten. Sie hatte Mühe, das Messer zu halten.

Der Hund kam zurück. Mit seinen aufrechten Ohren und der langen spitzen Schnauze ähnelte er einem Wolf. Er hatte ein graues, fast weißes Fell, und seine Augen leuchteten in der Dunkelheit. Ein Husky. Das musste der Hund des chinesischen Kommandanten sein.

»Sunzi, Sunzi, guter Hund, Sunzi!«, rief Anna.

Der Hund lief zu ihr hin und schleckte mit seiner nassen Zunge über ihre Skibrille. Anna schlang die Arme um den Husky, zog ihn an sich und spürte sein warmes Hecheln auf ihrem Gesicht. Sunzi winselte. Anna entdeckte etwas Rotes an seinem Schwanz. Frisches Blut mit getrockneten Klumpen vermischt. Das musste die Schusswunde von Zakariassens Kugel sein.

»Hat dich der Eisbär gejagt? Hat er dein Blut gerochen?« Anna griff nach Sunzis Schwanz, aber der Husky jaulte auf und wich zurück. »Ganz ruhig, ich tu dir nichts.«

Sunzi blieb ein paar Meter vor ihr stehen, winselte leise, wandte den Kopf in Richtung Dunkelheit und bellte dem verschwundenen Eisbären hinterher.

Anna kroch ein Stück zurück und entdeckte ihren Rucksack, den sie in den Schnee geworfen hatte. Sie holte eine ihrer Feldrationen heraus, riss sie auf und hielt Sunzi das fettige Fleisch hin. Der Geruch lockte den Hund an. Im ersten Moment beschnupperte er das Fleisch skeptisch, doch dann verschlang er es gierig.

Anna griff nach dem GPS-Gerät. Die Batterien waren fast leer, aber der rote Punkt, der Lanpos Position markierte, befand sich fast genau in der Mitte des Bildschirms. Er konnte nicht weit entfernt sein.

Zur Orientierung drehte Anna sich einmal im Kreis und hielt den Blick dabei fest auf den roten Punkt gerichtet. Lanpo befand sich immer noch westlich von ihr. Doch das Display erlosch, bevor sie die genaue Distanz ermitteln konnte. Aber jetzt hatte sie eine mentale Karte im Kopf gespeichert, und die Presseiswand verlief genau nach Westen. Wahrscheinlich war Lanpo nur hundert Meter weiter unten.

»Komm, Sunzi. Wir müssen einen Mann finden, willst du mir dabei helfen?«, fragte sie, und der Husky sprang mit hechelnder Zunge fröhlich um sie herum. Als Anna sich in Bewegung setzte, folgte er ihr.

Das Nahtoderlebnis in der Eisspalte hatte ihre Sinne geschärft und ließ sie die Umgebung überdeutlich wahrnehmen. Jede Schneeflocke, die durch die Luft wirbelte, war eine potenzielle Gefahr. Anna hörte, wie ihre Stiefel auf dem Eis aufsetzten, jedes Knirschen war ein Warnsignal der Rinne, die sich jederzeit unter ihr auftun konnte.

Sie zählte ihre Schritte.

Bei dreiundachtzig bellte Sunzi.

Ein Knall drang aus der Dunkelheit.

Anna blieb stehen.

Horchte. Versuchte, aus der Kakophonie des heulenden Sturms eine Gefahr herauszufiltern, das Knacken des Eises im Innern der Presseiswand, das Rascheln ihres Überlebensanzugs. Dann hörte sie das Geräusch erneut. Ein lauter Knall, dicht gefolgt von weiteren. Es klang wie eine Fahne, die im Wind wehte. Sunzi kläffte. Anna versuchte, den Husky zu beruhigen, doch er rannte auf das Geräusch zu und verschwand in der Dunkelheit.

Anna lief im Zickzackkurs hinterher, damit Lanpo sie nicht traf, falls er Sunzis Bellen gehört hatte und auf sie schoss. Als sie sich im eisigen Gegenwind vorwärtskämpfte, hatte sie das Gefühl, durch eine zähe Geleemasse zu laufen. Irgendwo rechts von ihr kläffte Sunzi laut. Anna sank auf die Knie und starrte in die Richtung, aus der das Bellen kam. Vor dem Husky lag etwas auf dem Eis.

Ein Schneehaufen, der verschwand und im nächsten Moment wieder auftauchte. Einen Augenblick lang befürchtete Anna, Sunzi hätte sie auf die Fährte des Eisbären geführt, doch dann erkannte sie das Geräusch wieder. Und erinnerte sich an den Moment, als sie es zum ersten Mal gehört hatte.

Das Heulen des Windes verwandelte sich in ihrem Kopf zu einem stakkatohaften Hämmern.

Hubschrauberrotoren.

Eine Hand stieß ihr in den Rücken. Eine raue Männerstimme befahl ihr zu springen.

Während der Sekunden im freien Fall – da hatte sie es zum ersten Mal gehört.

Das Geräusch eines Fallschirms, der sich öffnete.

Der Aufprall, mit dem sie auf dem Boden aufschlug.

Der Ruck, als der Wind in den Fallschirm fuhr und ihn in die Höhe hob.

Die Leinen, die schmerzhaft in ihre Arme schnitten, als sie die Luft aus dem Fallschirm presste.

Langsam ging Anna über das Eis auf den sich im Wind bauschenden Fallschirm zu.

Er war über einem Eisblock zusammengesunken, und jedes Mal wenn ein Windstoß in ihn hineinfuhr, knallte es. Sunzi bellte und schnupperte an einem Gegenstand vor dem Eisblock, der teilweise im Schnee begraben war.

Ein Schlitten.

Die Leinen des Fallschirms waren an dem Schlitten befestigt und bewegten sich wie weiße Schlangen, wenn der Schirm sich wölbte. Zur Abwechslung tat Anna einmal das Richtige. Sie lief in die entgegengesetzte Richtung und ging auf der windgeschützten Seite der Eiswand in Deckung. Sie presste sich bäuchlings in den Schnee und starrte auf den Schlitten. Wenn Lanpo Sunzis Bellen hörte, würde er kommen. Der verhasste Hund des Kommandanten wäre ein zu verführerisches Ziel.

Der Schnee, der über die Presseiswand hinwegfegte, traf Anna am Hinterkopf und drückte ihr die Kapuze ins Gesicht. Der Husky lief unermüdlich zwischen Schlitten und Fallschirm hin und her. Sein Gebell vermischte sich mit dem Tosen des Sturms.

Nach zehn Minuten stand Anna auf und ging durch den tiefen Schnee zum Schlitten.

Sunzi sprang auf sie zu, stupste sie an und winselte leise.

Der Schlitten war mit einer Plane abgedeckt, die mit einem gefrorenen Seil festgezurret war. Die Knoten ließen sich unmöglich lösen. Anna kniete sich hin, schob ihr Messer unter das Seil und spürte kaum einen Widerstand, als die Klinge die Fasern durchtrennte.

Die Eisschicht auf der Plane hielt sie auch ohne Seil an Ort und Stelle. Sunzi stand so dicht neben ihr, dass ihre Skibrille durch sein Hecheln beschlug. Anna zog die vereiste Plane vom Schlitten. Gespreizte Klauen kamen zum Vorschein. Sie stieß einen leisen Schrei aus und wich einen Schritt zurück. Reflexartig hob sie ihr Messer vor die Brust.

Im Licht der Stirnlampe sah sie, dass die Klauen keine Klauen, sondern Finger einer menschlichen Hand waren.

Kein Film hatte Anna mehr aufgewühlt als *Sieben*. David Finchers Meisterwerk war eine der zahlreichen VHS-Kassetten gewesen, die der Wohlfahrtsverband der norwegischen Streitkräfte der Hercules-Maschine, die einmal im Monat auf dem vom Krieg beschädigten Flughafen von Pristina landete, mit auf den Weg gab. *Sieben* wurde in der Kantine von Film City gezeigt, eine Woche bevor der amerikanische GI von der Nato-Streubombe in tausend Stücke gesprengt wurde.

Was sie am meisten schockte, waren nicht die grotesken Morde, sondern der Moment, in dem Kevin Spacey in seiner Rolle als teuflischer Serienmörder ins Polizeipräsidium spazierte und sich Brad Pitt und Morgan Freeman stellte. In dem Augenblick war ihr klargeworden, dass der Regisseur es liebte, mit seinem Publikum zu spielen – bei diesem Film gab es keine Happy-End-Garantie.

Irritierte Gesichter hatten sich ihr zugewandt, als sie Brad Pitt unbewusst entgegenschrie: »Mach den Karton nicht auf!«

Auch für sie kam jegliche Warnung zu spät.

Der Karton war geöffnet.

Die gespreizten Finger gehörten zu einer mit Frost und Raureif überzogenen Gestalt. Die Person lag wie ein zusammengeklapptes Faltmesser im Schlitten. Die Augen unter den breiten Brauen waren geschlossen. Der Mund ein schmaler Strich über einem breiten Kinn.

Als Anna die steif gefrorene Leiche von Yao Lanpo betrachtete, wich sämtliches Blut aus ihrem Kopf. Der Nordpol drehte sich unter ihr, die Schwerkraft setzte aus. Unten wurde zu oben. Sie musste sich in den Schnee setzen. Die Todesursache war eindeutig. Das Loch in der Stirn ließ keinen Zweifel zu. Lanpo war erschossen worden. Das T-Shirt und die lange Unterhose, die er trug, sagten ihr auch wo. In seinem Bett. Im Schlaf.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

»Beruhig dich, Liebste«, flüsterte Yanns Stimme in ihrem Kopf.

»Wie soll ich mich beruhigen? Ich hab mich austricksen lassen wie ein dummes kleines Kind!«

»Panik hilft dir nicht weiter. Versuch, alle Möglichkeiten in Betracht zu

ziehen.«

Der Reihe nach ging Anna die Ereignisse durch, die sie hierhergeführt hatten. Lose Fäden fügten sich zu einem deutlichen Muster zusammen, zerklüftete Risse durchzogen eine weiße Landschaft aus Zufällen, aber selbst einer Zynikerin wie ihr fehlte die Kraft, dem Muster, das sich herauskristallisierte, bis zur Lösung zu folgen. Sie war zu grauenvoll. Das konnte nicht stimmen. Irgendetwas musste ihr überanstrengtes und unterkühltes Gehirn übersehen haben.

Aber egal, wie sie es auch drehte und wendete, die Antwort darauf, wie Lanpo in einem Schlitten liegen konnte, der von einem Fallschirm über das Eis getrieben wurde, war immer dieselbe: Jemand hatte das inszeniert, um sie von der Eisdrachen-Basis wegzulocken.

Anna stand auf, stemmte sich gegen Wind und Schneegestöber und kämpfte sich in den Schutz der Presseiswand zurück. Sie nahm das Satellitentelefon aus ihrem Rucksack und schaltete es an. Diesmal leuchtete die Verbindungsanzeige. Sie ignorierte die Kälte und zog ihre Handschuhe aus, um Boris' Nummer aufzurufen.

Es klingelte.

Und Boris nahm fast in derselben Sekunde ab.

»Hallo, Anna, beinah hätte ich mir Sorgen um Sie gemacht.«

Wie immer klang der Russe leicht angetrunken. Seine vertraute Stimme hätte sie glücklich machen müssen, doch stattdessen hatte sie das Gefühl, als fielen ihre Eingeweide in einen Abgrund.

»Verarschen Sie mich jetzt nicht, Boris. Sagen Sie mir nur, dass jemand auf dem Weg zur Eisdrachen-Basis ist.«

»Entschuldigung, ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen, Anna. Wer sollte auf dem Weg sein? Soweit ich weiß, ist außer Ihnen und Zakariassen niemand auf dem Eis. Haben Sie die Chinesen gefunden?«

»Haben Sie die Nachricht nicht erhalten?«

Die Stimme des Meteorologen wurde mit einem Mal ernst. »Ich weiß nur, was Sie mir gesagt haben. Dass Sie eine Leuchtrakete gesehen haben, die möglicherweise von der Eisdrachen-Basis aus abgeschossen worden ist. Was ist passiert?«

»Boris, alle sind tot, das ganze Team. Sie müssen Leute herschicken, sofort!«

»Tot? Wie ... Gab es einen Unfall?«

»Nein, sie wurden ermordet ... die ganze Mannschaft. Sie müssen Soldaten herschicken!«, schrie Anna. »Der Mörder ist hier. Er ist in der Forschungsstation ... jetzt, in diesem Moment.«

Die amerikanische Küstenwache meldete sich noch schneller als Boris.

»Yes, Ma'am.« Ein Mann mit breitem Südstaatenakzent bestätigte, dass Zakariassens Notruf eingegangen war.

»Warum haben Sie nicht die Russen informiert? Ihre Basis ist näher.« Anna versuchte, das Satellitentelefon vor dem Wind abzuschirmen, aber sie konnte den Amerikaner trotzdem kaum verstehen.

»Don't worry, Ma'am ... Unser Team verspätet sich nur ein wenig. Aber es sollte in einer Stunde bei Ihnen eintreffen. Wie sind die Wetterverhältnisse vor Ort?«

Anna musste nicht erst nachsehen. Die Wetterverhältnisse hatten das Telefon bereits in eine dicke, nasse Schneeschicht gehüllt. »Sturm, und die Sicht beträgt weniger als zehn Meter«, antwortete sie.

»Ist Professor Zakariassen in der Nähe? Kann ich mit ihm sprechen?«

»Nein, er ist nicht in der Nähe. Hat er Ihnen gesagt, dass alle tot sind, dass das chinesische Forschungsteam ermordet worden ist?« Der ruhige Tonfall des Amerikaners brachte sie auf die Palme. Es war, als höre er gar nicht, was sie sagte.

»Ja, Professor Zakariassen hat gesagt, dass Sie einen mutmaßlichen Mörder festgenommen haben«, antwortete der Mann ohne den geringsten Anflug von Verwunderung in der Stimme. Als würde sich die amerikanische Küstenwache tagtäglich mit solchen Dingen befassen. Irgendetwas stimmte nicht.

»Wenn ihr eure Hintern nicht asap hierherschafft, versetze ich dir persönlich einen Arschtritt, der dich geradewegs in die Hölle befördert!«, schrie Anna frustriert und schaltete das Telefon aus.

Sie nahm die letzte Feldration aus ihrem Rucksack, riss mit vor Kälte starren Fingern die Verpackung auf und teilte das Fleisch mit Sunzi. Es schmeckte ranzig, aber in ihrer gegenwärtigen Verfassung hätte sie das beste Drei-Sterne-Menü der Welt essen können, ohne einen Unterschied zu schmecken. Anna hob eine Handvoll Schnee auf und saugte daran. Die Eiskristalle schmolzen in ihrem Mund. Sie wurde ein Teil vom Eis, und das Eis wurde ein Teil von ihr. Beide waren sie vom Aussterben bedroht.

Unliebsame Widersacher und Störfaktoren im Getriebe des Weltenlaufs.

Anna ging zurück in Richtung Eisdrachen-Basis, Sunzi folgte ihr auf den Fersen. Am Ende der Presseiswand kauerte sie sich in ihrem Schutz zusammen und versuchte, die möglichen Szenarien durchzugehen, die sie auf der Forschungsstation erwarten könnten. Bei ihrer Rückkehr würde der Mörder wissen, dass sie wusste, was er getan hatte. Dass er Lanpo getötet, dessen Leiche in den Schlitten gelegt, einen Fallschirm daran befestigt und ihn aufs Eis hinausgeschickt hatte, um ein Ablenkungsmanöver zu schaffen, bevor sie und Zakariassen auf der Basis eingetroffen waren. Damit sich der Verdacht auf einen äußeren Feind richtete. Der Mörder hatte sich alle Züge seines blutigen Spiels gut überlegt. Und alle Gegenzüge vorausgesehen. Wenn die dreizehn ermordeten Männer nicht gewesen wären, hätte Anna die Genialität ihres Gegenspielers fast bewundern können.

Ihr Körper begann zu zittern. Im ersten Moment dachte sie, es wären ihre Beine.

Sie fasste an ihre Oberschenkel, aber das Zittern kam von unten. Das Eis bebte. Ein Knall erklang. Licht durchschnitt die Dunkelheit. Eine der Leuchtfallen war ausgelöst worden. Ein brummender Basslaut erfüllte die Luft. Anna stand auf und stemmte sich gegen den Wind, der kalt und scharf über die Eiskante fegte. Die Leuchtfalle sprühte helle Funken in die Finsternis, die im Wind davonestoben. Ein zweiter Knall erklang. Im Lichtschein der Leuchtfalle kroch eine schwarze Schlange auf sie zu.

So schnell, wie ihre Beine sie trugen, rannte Anna an der Spalte entlang in Richtung Eisdrachen.

Die neue Rinne war schon einen Meter breit.

Das Knacken des berstenden Eises wurde vom Tosen des Sturms und ihren eigenen keuchenden Atemzügen übertönt. Anna fühlte das Geräusch eher, als dass sie es hörte. Der Husky lief lautlos hinter ihr her, vielleicht spürte er, dass der Mörder in der Nähe war. Aus den Fenstern der Basis schimmerte Licht durch die Dunkelheit. Die Spalte endete an einem großen Loch an der Stelle, wo sich das Treibstoffdepot durch das Eis gebrannt hatte. Die Wasseroberfläche fror schon wieder zu. Als sie die roten und grünen Positionslichter der *Sabvabaa* sah, blieb Anna stehen. Auf wundersame Weise schien das Luftkissenboot durch das Feuer keinen weiteren Schaden erlitten zu haben. Sie lief zur *Sabvabaa* und zog sich am Rumpf hoch.

Der Löschschaum war zu einer glatten Masse gefroren, an der ihre Hände immer wieder abrutschten. Sunzi blieb unten auf dem Eis stehen, schnupperte an der Gummischürze, hob ein Hinterbein und pinkelte mit dem Wind.

Anna kroch durch die Kabine, bis sie freie Sicht auf die nächstgelegene Hütte hatte. Jemand hatte Marcos Pick-up dorthin gefahren. Vor dem Truck lag eine dunkle Silhouette im Schnee. Aber der flackernde Lichtschein aus den Hütten reichte nicht aus, um mehr zu erkennen. Anna robbte zu ihrem Bett und holte das Fernglas aus ihrer Northface-Tasche. Jetzt sah sie, was dort im Schnee lag.

Es war ein Mensch.

Das Gesicht der Person war im Schatten verborgen, doch die Gestalt bewegte sich nicht.

Im Innern des Trucks war niemand zu sehen. Sie richtete das Fernglas wieder auf die reglose Gestalt, deren Beine in ihre Richtung zeigten. Jetzt konnte sie die doppelten Reflektoren auf den Knien erkennen. Es war Zakariassen. Einer seiner Füße bewegte sich kaum merklich.

Er lebte.

Anna kletterte nach draußen und sprang auf das Eis hinunter. Ein Knirschen drang durch den heulenden Wind. Sie wandte sich um. Vor der

Basis bildete sich eine weitere Spalte, von der ein Spinnennetz aus dünnen Rissen ausging. Die Eisscholle, auf der die chinesische Forschungsstation stand, löste sich auf. Sunzi stupste Anna mit seiner feuchten Nase ins Gesicht und winselte leise.

Anna drehte sich um und blickte am Deck der *Sabvabaa* entlang. Die Garage hinter der Halle war im Schneegestöber kaum zu erkennen. Weder Jackie noch Marco waren zu sehen. Sie schaute auf die Uhr. Die Amerikaner hätten vor zehn Minuten eintreffen müssen. Sie blickte in den schwarzen Himmel. Eine heftige Böe strich über ihr Gesicht, als würde ein unsichtbarer Wal direkt an ihr vorbeischwimmen, den Schnee wie einen getreuen Fischschwarm hinter sich herziehend. Kein Licht blinkte am Himmel. Kein Geräusch von sich nähernden Hubschraubern war zu hören.

Das Luftkissenboot erzitterte unter der Wucht des Windes. Der Basslaut des berstenden Eises umringte sie. Aber wenn es ihr gelingen sollte, Zakariassen zu retten, musste sie den Gedanken, dass der Boden jeden Moment unter ihren Füßen einbrechen konnte, beiseiteschieben. Solange das Eis hielt, würde auch sie halten.

Anna griff nach dem Satellitentelefon und wählte erneut Boris' Nummer. Lautes Rauschen drang an ihr Ohr. Die Verbindung war wieder abgerissen. Draußen in der Dunkelheit knallte es, ein leuchtender Komet stieg in die Luft, eine weitere Leuchtfalle glühte ihm Schneesturm auf. Anna zwang sich, nicht in das grelle Licht zu blicken. Sie durfte sich jetzt nicht blenden lassen.

»Komm schon, Liebste, du bist klug. Du kannst das schaffen.« Yanns flüsternde Stimme übertönte alle Geräusche.

Das Klügste wäre, sich nicht vom Fleck zu rühren. Die *Sabvabaa* bot ihr Schutz und verschaffte ihr eine erhöhte Position mit Sicht auf die Basis. Eine Position, die sie verteidigen konnte. Und wenn die Eisscholle komplett auseinanderbrach, würde das Luftkissenboot auf dem Wasser treiben. Die Vernunft befahl ihr, genau dort auf Rettung zu warten, wo sie war.

»Komm schon, du schaffst alles.«

»Yann, du gehst mir wirklich auf die Nerven mit deinem Gequatsche, weißt du das?«

Anna warf sich in den Wind und rannte auf den Platz. Sie nahm Anlauf und sprang über den Spalt im Eis, um zur Ecke der Halle zu gelangen. Aber aus diesem Winkel war der Professor durch den Truck verdeckt.

»Daniel?« Ihre Stimme kämpfte sich durch den Sturm.

Ein paar Sekunden vergingen, dann trug der Wind die Stimme des Professors zu ihr. Dünn und kläglich. »Anna, um Himmels willen ... du musst mir helfen.«

Anna hörte, wie Sunzi hinter ihr knurrte. Der Husky erkannte den Mann, der ihn angeschossen hatte.

Sie umklammerte ihr Messer so fest, dass sie die Unebenheiten im Griff durch den Handschuh spürte, und sah sich um. Ihr Blick folgte der gezackten Rinne im Eis bis zum Luftkissenboot und wanderte an den Fenstern der Hütten entlang, die sie im Schneegestöber ausmachen konnte. Leer. Leer. Leer.

»Wo sind die anderen?«, rief sie.

»Ich glaube, er ... er ist in der Garage.«

Er.

Das Monster.

Der Massenmörder.

»Bitte, Anna, hilf mir.«

Sie schaute zur Garage hinüber. In dem dichten Schneetreiben war sie nur als grauer, schemenhafter Klotz zu erkennen. Das Tor stand immer noch offen. Es war unmöglich zu sagen, ob der Mörder sich dort drinnen versteckte. Anna hob das Fernglas an die Augen. Der graue Klotz wurde schärfer. Sie sah das Ölfass mit der Pumpe. Eine Ecke des Traktors hinter dem geschlossenen Garagentor. Auf der Außenseite waren dunkle Flecken. Die Flecken waren verlaufen, verschmierten das Tor. Ein orange gekleideter Mann stand davor.

Er hatte keinen Kopf.

Nein, der Kopf war unter einem schwarzen Sack verborgen, der vor der rußgeschwärzten Mauer, vor welcher der Mann stand, kaum zu sehen war.

Yann nahm den Sack ab und lächelte sie an.

»Du schaffst das, Liebste.«

Anna riss ihre Augen von dem kalten Fernglas los. Die Garage war wieder eine Garage. Sie verließ den Schutz der Wand und lief zu Zakariassen.

Die Hütten tanzten schemenhaft vor ihren Augen, ihre Füße rutschten in dem tiefen Schnee aus, aber sie gewann das Gleichgewicht zurück und stolperte auf den Pick-up zu. Zakariassen lag auf dem Rücken, die Arme zur Seite gestreckt. Er bewegte sich nicht. Der Schnee wirbelte über das Dach des Trucks und drang durch ein geöffnetes Fenster ins Wageninnere. Dort war

niemand zu sehen.

Den Blick auf die gegenüberliegenden Hütten gerichtet ging Anna weiter auf den Professor zu. Eine der Hütten stand ein wenig schräg, das Eis hatte nachgegeben. Als ihre Stiefel gegen einen Arm stießen, sah sie wieder nach unten. Zakariassens Gesicht war tief in der Kapuze seines Überlebensanzugs verborgen. Seine Augen glänzten in der Dunkelheit.

»Daniel, was ist passiert? Hat er dich verletzt?«

»Nein, aber ... es tut mir leid, diesmal habe ich wirklich Mist gebaut.«

Die Zeit fror ein. Anna konnte gerade noch denken, dass Zakariassens Überlebensanzug völlig intakt war. Kein Einschussloch. Keine Schlitze, die von einem Messer stammten. Dann bemerkte sie die Stille. Sunzi hatte aufgehört zu bellen.

Im nächsten Moment spürte sie einen harten Gegenstand an ihrem Hinterkopf.

Die Stimme war ebenfalls hart. Sie klang vertraut und unvertraut zugleich.

»Lassen Sie das Messer fallen!«

»Tu, was er sagt.« Anna konnte Zakariassen kaum verstehen, sein Gesicht war zu einer starren Maske verzerrt.

»Was geht hier vor, Daniel?«

»Bitte, lass das Messer fallen, sonst tötet er dich.«

Der Druck des harten Gegenstands an ihrem Hinterkopf erhöhte sich. Daniel hatte sie angelockt, während der Mörder sich auf dem Boden des Pick-ups versteckt gehalten hatte.

Jetzt stand er in dem geöffneten Fenster des Trucks. Der harte Gegenstand an ihrem Hinterkopf war die Mündung einer Waffe.

Anna öffnete ihre Hand. Das Messer fiel lautlos in den Schnee.

»Heben Sie das Messer auf«, befahl die Stimme.

Zakariassen setzte sich auf, kroch zu der Vertiefung, die das Messer im Schnee verursacht hatte, und grub es aus. Das Loch, das er dabei aushob, sah aus wie ein Auge, das Anna unverwandt anstarrte, als wollte es sagen: *Jetzt habe ich dich.*

Der Professor kam mühsam auf die Beine und blieb mit dem Messer in der Hand stehen.

Anna versuchte, seinen Blick auf sich zu ziehen. »Bist du von allen guten Geistern verlassen, Daniel? Begreifst du nicht, dass du einem Mörder hilfst?«

»Nein, du irrst dich. Er hat die Leute nicht umgebracht.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, Daniel. Ich habe Lanpo gefunden. Er ist tot ... Er wurde erschossen und auf einen Schlitten gelegt, um uns von hier wegzulocken ... um *mich* wegzulocken.«

Das letzte Puzzleteil fügte sich ins Bild.

»Du hast das Treibstoffdepot angezündet, Daniel.«

Zakariassens Mund stand offen, als würde er nicht genügend Luft bekommen.

»Du verstehst das nicht, Anna. Hier geht es um etwas anderes. Etwas sehr viel Wichtigeres.«

»Was ist wichtiger als Menschenleben? Hörst du nicht, was du da sagst?

Du redest wie ein Fanatiker.«

Zakariassen schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, nein. Das ist kein Fanatismus. Das ist Politik.«

»Politik? Bist du etwa so an die Forschungsgelder gekommen, die dir für deine Expedition noch gefehlt haben? Du hast dich bezahlen lassen, um die Chinesen auszuspionieren?«

Zakariassen umkreiste sie mit dem Messer in der Hand. Er streckte es von sich, als hätte er Angst, davon besudelt zu werden. »Nein, so war das nicht. Ich sollte die Chinesen nur beobachten, mehr nicht. Das ist die Wahrheit, bei allem, was mir heilig ist. Das ... Das, was passiert ist, war nicht geplant ... Ich hatte keine Ahnung davon.«

Die eingefrorene Tür des Pick-ups hinter Anna öffnete sich knirschend, traf sie unsanft in den Rücken und stieß sie nach vorn.

Anna drehte sich um.

Sie erkannte den Mörder, doch er hatte sich verändert.

Sein Gesicht war immer noch blass, die Nase schmal und seine Lippen ungewöhnlich breit und füllig. Die strähnigen Haare fielen ihm in die Stirn. Aber in seinen Augen unter den langen Wimpern lag ein fremder Blick. Ein manisches Flackern. Er hatte sich gehäutet. In der Hand, in der er Zakariassens Revolver hielt, pulsierten graue Adern unter der Haut. Auf dem Finger, der auf dem Abzug ruhte, entdeckte Anna einen dunklen Blutfleck.

Über die Kimme des Revolvers hinweg begegnete sie Jackies Augen.

Jackie setzte sich in die geöffnete Autotür, den Revolver fest in beiden Händen. Er saß etwas schief, seine verletzte Schulter hing leicht herunter.

»Binden Sie sie fest«, befahl er Zakariassen.

»Ich habe kein Seil«, erwiderte der Professor.

Auf Jackies Stirn trat eine Ader hervor, er sah Zakariassen irritiert an. Sein blutbefleckter Finger spielte mit dem Abzug. Anna hob die Arme und wich einen Schritt zurück.

»Du musst mich nicht festbinden«, sagte sie.

Die schwarzen Augen des Chinesen musterten sie, ohne zu blinzeln. »Was soll ich dann mit Ihnen machen?«

»Nichts ... Wenn du den Revolver weglegst, passiert nichts Schlimmeres als das, was bereits passiert ist.«

»Das ist alles Qiangs Schuld.«

Anna versuchte verzweifelt, sich zu erinnern, wer Qiang war.

»Er hat mich angegriffen, ich habe mich nur verteidigt ... Es war ein Unfall«, sagte Jackie leise, als würde er zu sich selbst sprechen.

»Das verstehe ich, alle werden es verstehen. Unfälle passieren.« Anna versuchte, Jackie zu beschwichtigen, während sie sich im Augenwinkel Zakariassens Position vergegenwärtigte. Er stand gerade so weit von ihr entfernt, dass sie ihn nicht erreichen konnte.

»Darf ich dich was fragen, Jackie? Wonach sucht ihr hier eigentlich?«, sagte sie.

»Scandium, Yttrium, Lanthan, Cer, Praseodym, Neodym, Samarium, Europium, Gadolinium, Terbium, Dysprosium, Holmium, Erbium, Thulium, Ytterbium, Lutetium, Promethium«, leierte Jackie wie eine einstudierte Regel herunter. »Danach suchen wir.«

Anna senkte ihre Arme langsam auf Brusthöhe. »Ich habe nicht die geringste Ahnung von Mineralien. Was ist das für Zeug?«

»Das sind siebzehn Elemente des Periodensystems, sie sind an der Zusammensetzung zahlreicher Mineralien beteiligt, deshalb nennen wir Geologen sie Metalle der Seltenen Erden. Und hier gibt es davon Vorkommen in Milliardenhöhe.«

Annas Hand glitt langsam zu der Tasche mit dem GPS-Empfänger.

»Und weshalb sind Sie hier?«, fragte Jackie. »Sind Sie eine norwegische Spionin?«

»Nein.«

»Aber Sie sind Soldatin.«

»Ich war Soldatin.«

»Sie haben mich schlecht behandelt.«

»Das wollte ich nicht, Jackie.«

Der Chinese drehte den Revolver in seiner Hand, schloss die Augen und zielte wieder auf sie.

»Ich habe nichts getan ... Das ist alles Qiangs Schuld.«

Jetzt fiel Anna endlich ein, wer Qiang war. Der Mann mit der orangefarbenen Jacke in der Computerhütte. Ihre Vermutung war richtig gewesen, dort hatte alles angefangen.

»Was hat Qiang dir getan?«, fragte sie.

Jackie starrte sie an, doch Anna hatte keine Ahnung, ob er hörte, was sie sagte. »Sie sind ein schlechter Mensch. Sie sind hergekommen und haben mich gefangen genommen. Ich war verletzt, aber Sie haben mich ans Bett gefesselt wie einen Verbrecher.«

Mit dem Zeigefinger drückte Anna auf die Schnalle am Riemen der Tragetasche um ihren Hals.

»Das tut mir wirklich leid, Jackie. Aber du musst mich verstehen. Ich habe nur versucht, das Beste aus einer schwierigen Situation zu machen. Ich wollte nur helfen.«

»Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen machen soll ... Sie sind ein Plagegeist.«

»Du musst gar nichts machen.«

»Scandium, Yttrium, Lanthan, Cer, Praseodym, Neodym, Samarium, Europium, Gadolinium, Terbium, Dysprosium, Holmium, Erbium, Thulium, Ytterbium, Lutetium, Promethium.« Diesmal sagte der Chinese die Regel langsamer auf, der Lauf des Revolvers hob und senkte sich im Takt der Silben.

»Was haben die Amerikaner dir gesagt, Daniel, als sie dir die Anweisung erteilt haben, diesem Verrückten zu helfen?«, fragte Anna Zakariassen auf Norwegisch.

Der Professor wandte ihr so ruckartig den Kopf zu, als würde er von unsichtbaren Schnüren gezogen. »Sie sagten, dass es hier etwas gibt, das die

Welt zerstören kann. Und dass Jackie es entdeckt hätte und um jeden Preis geschützt werden müsste. Weshalb hätte ich ihnen nicht glauben sollen?«

»Reden Sie nicht miteinander!«, rief Jackie. Die Ader auf seiner Stirn schwoll wieder an.

Der Lauf des Revolvers beschrieb einen Kreis und richtete sich auf Zakariassen. In dem Moment öffnete Anna die Schnalle und schleuderte die Tasche mit dem GPS-Empfänger wie eine Diskusscheibe auf den Chinesen.

Die Tasche traf Jackie an der Schulter. Ein Schuss löste sich. Zakariassen schrie auf und taumelte nach hinten. Doch da war Anna schon auf der Flucht.

Sie lief im Zickzack in die Dunkelheit.

Rechts.

Links.

Laufen. Laufen.

Ein zweiter Schuss fiel, Eis spritzte an ihren Füßen auf. Ein dritter Schuss. Sie konnte nicht erkennen, was Jackies Kugeln getroffen hatten. Ihr einziger Gedanke war, dass jeder Schritt sie tiefer in den Schutz der Dunkelheit führte. Sie hatte kein Ziel. Sie lief nur.

Aufs Eis hinaus.

Ins Nichts.

Aus der Dunkelheit tauchte die letzte Hütte am Rand der Basis auf.

Das Eis barst. Direkt vor ihr öffnete sich ein schwarzer Spalt. Anna sprang in dem Moment darüber hinweg, als hinter ihr das Stakkato eines Maschinengewehrs ertönte.

Sie warf sich in den Schnee und rollte auf die Seite.

Die Projektile fegten über sie hinweg.

Anna kam wieder auf die Beine, lief auf die Hütte zu, riss die Tür auf und stürzte in den Geruch von ranzigem Öl. Marco war immer noch an die Werkbank gefesselt. Er starrte sie ängstlich an.

Als Anna sich umdrehte, fiel ihr Blick auf den Waffenschrank. Sie zog ihn vor und drückte ihn gegen die Tür. Draußen fiel ein weiterer Schuss.

»Runter!«, rief sie Marco zu. Der Chinese ging unter der Werkbank so weit in Deckung, wie es seine gefesselte Hand zuließ.

Anna blieb hinter dem Waffenschrank liegen und blickte zu Marco, während sie auf Geräusche von sich nähernden Schritten wartete, die zweifellos kommen würden. Das Gesicht des Chinesen war im Schatten der Werkbank verborgen. Er schien keinen Kopf mehr zu haben.

»Gib nicht auf, Anna«, sagte Yanns Stimme in ihrem Inneren.

Sie schloss die Augen und presste ihre Stirn an den Stahlschrank.

Bam.

Das Metall vibrierte, als die Kugel durch die Tür der Werkstatt drang und sich in die Rückwand des Schrankes bohrte.

Bam.

Holzsplitter wirbelten durch die Luft, ein Schraubenzieher fiel von der Wand über Marco. Als er aufsprang und verzweifelt an dem Kabelbinder zerrte, um sich zu befreien, bekam er seinen Kopf zurück.

Bam.

Über ihr verbog sich das Metall. Draußen vor der Werkstatt erklangen knirschende Schritte im Schnee.

Bam.

Der Schuss flog über den Schrank hinweg und traf das Playboy-Model China Lee in die Brust. Die pinken Hasenohren zitterten, als die Kugel ein Loch in das Poster riss. Anna presste sich auf den Boden. So blieb sie liegen und zählte die Sekunden. Es wurden viele. Dann hörte sie ein fernes Geräusch, das langsam näher kam. Ein Motor heulte auf.

Sie kauerte sich zusammen, versuchte, sich so klein wie möglich zu machen.

Ein ohrenbetäubender Lärm. Die ganze Werkstatt schwankte und rutschte über das Eis. Werkzeuge fielen von den Wänden wie Schneeflocken aus Eisen und Stahl. Marco schrie auf, als ihn ein Hammer am Kopf traf. Anna spürte, wie der PVC-Boden sich unter ihr bewegte. Dann hörte sie ein metallisches Knirschen. Sie sah nach oben.

Der Waffenschrank fiel auf sie zu.

Und alles wurde schwarz.

Es ist merkwürdig, wie offensichtlich alles ist, wenn man die Antworten kennt.

Zakariassens erstaunlicher Eifer, den Chinesen zu Hilfe zu kommen. Sein konstantes Schwanken zwischen Zuversicht und Angst. Die Bemerkung ihres Vaters, sein Jugendfreund habe Schwierigkeiten gehabt, die letzten Millionen aufzutreiben, um seine Expedition zu finanzieren. Viele wollten den Nordpol erforschen, der Konkurrenzkampf um Sponsorengelder war groß. Und urplötzlich tauchte die fehlende Summe aus heiterem Himmel auf.

Diese Gedanken gingen Anna durch den Kopf, obwohl er sich anfühlte, als wäre er zwischen den Zähnen eines Eisbären gelandet. Sie versuchte, sich zu bewegen, aber das Gewicht des Waffenschrank drückte sie zu Boden.

»Marco, kannst du mir helfen?« Ihre Stimme klang brüchig. Vergeblich bemühte sie sich, den Kopf zu drehen.

»Ich kann mich auch nicht befreien!«, rief der Chineser zurück.

Natürlich, dafür habe ich ja selbst gesorgt, dachte Anna. Sie konzentrierte sich darauf, ruhig zu atmen, bewegte ihre Beine und Zehen. Wenigstens hatte sie sich nicht an der Wirbelsäule verletzt. Immerhin etwas. Abgesehen vom Heulen des Windes und einem leisen, zischenden Geräusch war kein Laut zu hören. Warum hatte Jackie aufgegeben?

Etwas Kaltes floss unter ihren Bauch. Wasser. Jetzt begriff sie, was das zischende Geräusch verursachte. In die Werkstatt sickerte Wasser.

Doch dann drang noch ein anderes Geräusch durch die Wände. Ein dumpfes Grollen. Die Hütte wackelte und stürzte ein. Als der Waffenschrank verrutschte, schnitten die Kanten in ihren Rücken. Das Wasser machte das Metall glatt, und die Schwerkraft zog den Schrank nach unten. Als er über sie hinwegglitt, klammerte Anna sich an einen Vorsprung in der Wand.

Ein schabendes Geräusch von Metall auf Kunststoff.

Das Gewicht auf ihrem Rücken verschwand.

Marco schrie.

Anna kam auf dem schrägen Boden auf die Knie und sah, dass der Waffenschrank in den abgesackten Teil der Werkstatt gerutscht war und den Chinesen eingeklemmt hatte. Das Wasser, das durch einen Riss im Boden

drang, schwappte bereits am Schrank empor.

Anna ließ den Wandvorsprung los, rutschte zu Marco hinüber und glitt ins Wasser. Nur dank des Kunststoffbodens trieb die Hütte noch auf der Oberfläche.

»Ich komm nicht los.« Panisch zerrte Marco an dem Kabelbinder, der ihn an die Werkbank fesselte. Anna watete um den Schrank und versuchte, ihn zur Seite zu drücken. Er bewegte sich ein wenig, doch sobald sie ihren Druck lockerte, rutschte er wieder zurück.

Die Werkstatt neigte sich zusehends. Mehr und mehr Wasser sprudelte herein.

Plötzlich rutschte der Schrank in die andere Richtung, weg von Marco und hin zu Anna, die jetzt ihrerseits eingeklemmt war. Sie wollte sich befreien, aber der Schrank bewegte sich nicht. Sollte sie so sterben? Sollte sie in einer jämmerlichen Plastikhütte untergehen und ertrinken?

Anna blickte sich um. Alle Werkzeuge lagen im Wasser. Sie brauchte ein Messer oder eine Säge. Ihre Panik stieg mit dem Wasser.

Sie schloss die Augen und murmelte ihr Mantra. Wieder und wieder, bis sich ein Gefühl von Kontrolle einstellte. *Sieh das, was wirklich vor dir liegt, Anna.* Sie spulte ihre Erinnerung zu dem Moment zurück, als sie die Werkstatt zum ersten Mal betreten hatte. Sie sah die gelben Kisten, sah die Schraubenzieher, Schraubenschlüssel, Äxte, Nagelpistolen und Eisbohrer an der Wand hängen. Motorenteile und Schläuche. Den Fallschirm in einem Netz. Sunzis Schlitten. Den Reservereifen. Den aufgebrochenen Waffenschrank. Den Gegenstand auf dem Boden vor dem Schrank. Das aufgesägte Vorhängeschloss.

»Ich hab eine Metallsäge!«, rief sie.

Marco starrte sie mit aufgerissenen Augen an. »Wo?«

»In einer meiner Taschen. Damit kannst du den Kabelbinder durchschneiden.«

Der Chinese beugte sich vor und streckte den Arm aus. Er schob seine freie Hand in den Spalt zwischen ihrem Körper und den Regalböden, tastete sich zu der Tasche an ihrer Hüfte vor und steckte die Hand hinein. Funken sprühten von der Decke. Das Licht erlosch. Anna hörte Marcos Stimme in der Dunkelheit, spürte seine Finger.

»Ich hab sie.«

Er zog einen Gegenstand aus der Tasche. Marcos Überlebensanzug

raschelte, als er sich in der Dunkelheit bewegte. Dann hörte sie das Geräusch von Metall auf Plastik. Der Chinese sägte.

Sunzi bellte aufgeregt draußen vor der Werkstatt und warf sich gegen die Tür. Das ohrenbetäubende Krachen von berstendem Eis erfüllte die Finsternis. Anna spürte, wie der Schrank noch tiefer in ihre Brust schnitt, als die Hütte endgültig kippte. Eisiges Wasser floss über ihr Gesicht.

»Scheiße!«

Ihr blieb kaum Zeit, ihr Schicksal zu verfluchen, bevor das Wasser über ihren Kopf stieg. Flüssige Dunkelheit presste sich auf ihre Augen. Das Meer zwang Wasser in ihre Nase. *Schöne Grüße vom Eis. Wir haben auf dich gewartet.*

Plötzlich verschwand der Druck von ihrer Brust. Finger umschlossen ihre Hand, zogen sie hoch. Raus aus dem Wasser. Marcos warmer Atem blies ihr ins Gesicht. Er zerrte sie an den höchsten Punkt der Werkstatt und warf sich gegen die Tür.

»Es geht nicht ... Ich bekomme sie nicht auf«, stöhnte er.

Anna zwängte sich an ihm vorbei und warf sich ebenfalls gegen die Tür. Gemeinsam kämpften sie gegen die Kraft an, die sie gefangen hielt. »Eins, zwei ... drei!« Sie drückten gleichzeitig gegen die Tür. Sie gab nach.

Eisbrocken fegten ihnen ins Gesicht, als der Arktische Ozean die Hütte flutete. Das Polarmeer ergriff Anna, eiskalte Finger gruben sich in ihren Überlebensanzug. Sie kämpfte gegen den Strom an. Irgendwo draußen konnte sie das Licht einer Hütte ausmachen, das auf die Kante der Rinne fiel. Das Wasser um sie herum stieg immer weiter. Die Werkstatt sank. Das Eis unter der Wasseroberfläche entblößte seine Sägeblattzähne und grinste.

Da bist du ja.

Anna sank.

Das Wasser drang in ihren Überlebensanzug, die Kälte fuhr wie Messerklingen unter ihre Haut. Der Arktische Ozean drückte auf ihre Ohren. Instinktiv presste sie Luft durch die Nase, um den Druck auszugleichen.

Ihre Beine trafen auf etwas Festes. Anna krümmte sich zusammen und stieß sich ab. Der Schwung beförderte sie durch das Wasser zur Tür. Sie spürte einen stechenden Schmerz im Ellenbogen. Ihre Lunge brannte, als die letzte Atemluft entwich. Durch einen Schleier sah sie Luftblasen vor ihrem Gesicht aufsteigen. Die flüssige Dunkelheit verdichtete sich. Sie war unfähig, ihre Arme zu bewegen, die Kälte hatte sie gelähmt.

Warum hast du solche Angst?

Ja, warum? Sie hatte diesen Weg so lange verfolgt. Anna dachte an das Grablicht, das viele Meilen entfernt auf dem Eis brannte. Wenn der Schneesturm die Flamme nicht erstickt hatte. Die Erinnerung an Yann würde mit dem Eis und der Meeresströmung zum Nordpol treiben – und daran vorbei. Die Eisscholle würde das offene Meer erreichen. Das warme Wasser würde einen Riss finden, in das Eis eindringen und es in Stücke brechen. Und sobald das Eis seinen Griff um das Grablicht lockerte, würde es auf den Meeresgrund hinabsinken.

»Ich warte da unten auf dich, Yann.«

Anna streckte ihre Arme schlaff zur Seite, öffnete den Mund und spürte den Geschmack von Salzwasser auf der Zunge. Ein Schluck, und es würde den Weg in ihre Lunge finden. Doch dann packten sie fremde Arme. Sie begann zu steigen, schneller und schneller, bis ihr Kopf die Wasseroberfläche durchbrach.

Sie rang keuchend nach Luft, versuchte zu rufen, doch ihr Mund gehorchte ihr nicht. Marco war schon oben auf dem Eis, aber ihr vollgesogener Überlebensanzug zog sie in die Tiefe zurück.

Marco beugte sich vor und griff nach ihrer Kapuze. Anna versuchte, ihm zu helfen, doch ihre Arme waren wie aus Gummi. Ein zweiter Kopf schob sich in ihr Blickfeld. Sunzi vergrub die Zähne in ihrer Kapuze, und gemeinsam mit Marco zog der Husky sie aus dem Wasser.

Der Arktische Ozean gab seine Beute widerwillig frei.

Die eisige Kälte brachte Anna zum Husten. Schnee klebte ihr im Gesicht, sie klapperte mit den Zähnen, und ihr Sichtfeld verengte sich.

Ein verschwommener Arm streckte sich ihr entgegen, sie nahm kaum wahr, dass Marco nach etwas auf ihrer Brust griff. Der eiskalte Druck verschwand. Anna spürte Schnee an ihrer nackten Haut scheuern, als der Chinese sie aus dem durchtränkten Überlebensanzug auf das Eis zog.

Kurz darauf ließ er sie los, und Anna blieb in ihrer nassen Thermounterwäsche liegen. Sunzi bellte und leckte ihr über das Gesicht. Die raue Hundezunge spendete eine Sekunde lang Wärme, doch schon war die Eiskälte zurück. Heftige Frostschauer schüttelten sie und ließen ihre Muskeln krampfhaft zucken. Das Eis kroch in ihren Körper. Von oben und von unten. Von innen und von außen.

Jetzt habe ich dich.

Mit dem letzten Rest ihres Bewusstseins registrierte sie, dass Marco mit einem Gegenstand in der Hand an ihr vorbeiging. Sie versuchte, ihren Kopf zu drehen und ihm hinterherzublicken, aber ihre Muskeln versagten ihr den Dienst. Ein scharfer Geruch, den ihre betäubten Sinne nicht zuordnen konnten, stieg ihr in die Nase. Dann hörte sie einen Knall, und ein warmer Windhauch fegte über ihren Kopf.

Marco rief irgendetwas in ihre zugefrorenen Ohren. Anna spürte, dass er sie hochzog. Sie sah ein Licht in der Dunkelheit. Aus dem Fenster einer Hütte schlugen Flammen.

Die Wärme traf auf ihr Gesicht, schmolz die Schneeschminke. Schmolz ihr Gehirn. Wunderbar. Sie wollte schlafen.

»Anna ... hören Sie mich? Schauen Sie mich an!« Anna sah Marco direkt vor sich, spürte seine Hände an ihrem Kopf. »Sie müssen die nassen Sachen ausziehen, sonst erfrieren Sie.«

Sie wollte gehorchen, aber es ging nicht. Marco übernahm das Kommando und streifte ihr das Oberteil über den Kopf. Anna gelang es, ihr Bein so weit zu heben, dass er ihr die Unterhose ausziehen konnte.

Sie kauerte sich nackt vor der brennenden Hütte zusammen und zog Sunzi dicht an sich heran. Marco lief in seine Unterkunft und kam mit Thermounterwäsche, einer Hose und einer Jacke zurück. Der Chinese zog sie wie ein kleines Kind an, während sie sich vom Feuer wärmen ließ. Die Flammen schlugen aus den Wänden der Hütte. Durch die Glut in den

Fenstern erinnerte sie Anna an einen riesigen Halloween-Kürbis. Die Basis wurde vom Feuerschein erhellt, bis die Hütte, in schwarzen und weißen Rauch gehüllt, wie ein glühendes Akkordeon einstürzte.

Als der letzte Funke erloschen war und nur noch ein schwarzes Loch im Eis klaffte, stand Anna auf. Ihr Kopf dröhnte, tiefe, blutverkrustete Schnitte zogen sich um ihre Handgelenke, aber ihr Körper hatte sich seit Jahren nicht mehr so warm angefühlt.

»Tau... tausend Dank, Marco.«

Der Chinese grinste schief und zuckte mit den Schultern. »Sie haben mir das Leben gerettet. Ich denke, jetzt sind wir quitt«, erwiderte er.

Anna versuchte, etwas zu sagen, doch ihre Worte gingen in einen Hustenanfall über. Es fühlte sich an, als scheuere eine Rolle Stacheldraht in ihrer Brust. »Wie hast du die Hütte angezündet?«, krächzte sie schließlich.

»Mit Dieselkanistern von eurem Boot.«

Anna drehte sich um. Der Wind war schwächer geworden, der Sturm flaute endlich ab. Marcos Pick-up war verschwunden. Und auch Zakariassen.

An der *Sabvabaa* entlang verlief ein breiter Spalt durch das Eis. Er endete an dem Loch, wo die Werkstatt gestanden hatte. Der Schlitten und ein paar Kunststoffrohre trieben auf dem Wasser. Noch immer war das Krachen von aufeinanderprallenden Eisschollen zu hören, aber weiter entfernt.

»Was ... was sollen wir jetzt machen?«, fragte Marco.

Anna wandte sich um und blickte in die Dunkelheit außerhalb der Eisdrachen-Basis. Vermutlich war Jackie mit dem Truck unterwegs zu der Stelle, an der ihn ein Hubschrauber abholte. Aber Zakariassen hätte sie nie freiwillig zurückgelassen. Jackie musste ihn dazu gezwungen haben.

Marco und sie waren in der Forschungsstation in Sicherheit. Falls die Eisscholle, auf der die Basis stand, komplett auseinanderbrach, könnten sie immer noch auf die *Sabvabaa* ausweichen. Und Boris wusste Bescheid. Die russischen Helikopter würden bald da sein. Vor dem Wind geschützt und in trockener Kleidung würden Marco und sie es schon aushalten, bis sie eintrafen. Anna sog die kalte Luft tief in ihre Lunge, krümmte ihre Zehen in den Stiefeln und spürte mit einem Mal eine angenehme Wärme in sich. Sie drehte sich zu Marco.

»Was wir jetzt machen? ... Wir werden Jackie finden.«

Anna brauchte keinen GPS-Empfänger, um Jackie und Zakariassen aufzuspüren. Die Reifenspuren des Pick-ups waren im Schnee noch deutlich zu erkennen. Marco holte zwei Schlafsäcke, ein paar Schaufeln, Nudelbecher und drei Thermosflaschen mit einem in der Mikrowelle der Kantine aufgewärmten Schokoladengetränk. Am Nordpol konnte das Wetter so plötzlich umschlagen, dass man fünfzig Meter von der ersehnten Rettung entfernt erfrieren konnte. Anna legte noch einige Leuchtfallen zu ihrem Gepäck.

Während Marco den Schlitten belud, den sie in der Garage entdeckt hatten, ging sie in den Raum unter dem Turm und zog die Leitungen heraus, die den Computer mit der Grube auf dem Meeresboden verbanden. Danach blickte sie sich noch einmal um. Alles drehte sich um diesen Raum, da war sie sich inzwischen hundertprozentig sicher. Die Halle mit den zu Eis erstarrten Menschen nebenan war nicht das Wichtigste gewesen. Die Wissenschaftler hatten sich dort spätabends versammelt, sogar die Teammitglieder, die gerade keine Schicht gehabt hatten, waren in die Halle geeilt und hatten den beiden Männern vor den Computern über die Schultern geschaut, weil irgendetwas Außergewöhnliches geschehen war.

Hier.

In der Tiefe.

Etwas Außergewöhnlicheres als die Vulkane und die Grube.

Anna betrachtete den Computer. Was sollte sie damit machen?

Als sie ins Freie trat, war der Wind zu einer leichten Brise abgeflaut, aber der Schnee fiel wieder dichter. Marco hielt Sunzi fest, der angeschrirrt vor dem Schlitten stand und es offensichtlich gar nicht erwarten konnte, sie aufs Eis zu führen.

Das Letzte, was Anna von der Forschungsstation sah, war das Drachenbanner oben auf dem Turm. Bleich und anämisch starrte ihnen das Fabelwesen niedergeschlagen nach.

»Jackie hat das Banner gemalt«, sagte Marco. »Er hat immer gesagt, er sei der Drachenmann.«

»Der Drachenmann ... Warum nennt er sich so?«, fragte Anna.

»Ich glaube, das war ein Witz. Er hat auch gesagt, er würde sich nach der Expedition ein Drachentattoo stechen lassen. Als Erinnerung an seinen Vater – den Zusammenhang habe ich aber nie richtig verstanden.«

»Weißt du, was Jackie vor diesem Forschungsprojekt gemacht hat?«, fragte sie.

»Das habe ich Ihnen doch schon erzählt. Er hat in der Inneren Mongolei gearbeitet, in einer Fabrik in Baotou ... da wurden Mineralien gefördert. Er hat den Job und die Stadt gehasst.« Marco lachte auf. »Und das kann ich gut verstehen, Baotou ist die Hölle auf Erden.«

»Ich dachte, in der Mongolei gäbe es nur Kamele und wunderschöne Berge.«

»Mag sein, dass es solche Orte gibt ... Ich bin noch nie in der Mongolei gewesen, aber ich habe Bilder von Baotou gesehen. Die Fabrik spritzt lauter giftige Chemikalien in die Erde, um seltene Mineralien zu gewinnen. Und hinterher leiten sie das Zeug in einen See mitten in der Stadt. Alle Tiere sind aus der Umgebung geflohen, und in einem Umkreis von mehreren Kilometern gibt es keine lebenden Pflanzen mehr.«

»Das klingt furchtbar. Wie können Menschen an einem solchen Ort wohnen?«

»Wegen des Geldes. Geld ist das Einzige, was in Baotou wächst.«

»Verstehe ... Glaubst du, was Jackie gesagt hat? Dass hier ein Vermögen an seltenen Mineralien unter dem Eis liegt?«

»Vielleicht ... Ich weiß es nicht.« Marco zuckte mit den Schultern. »Die Wissenschaftler haben mich wirklich nicht in ihre Arbeit eingeweiht. Sie haben mir nur gesagt, was ich zusammen- oder auseinanderschrauben sollte.«

Der Chinese blieb abrupt stehen und holte tief Luft.

»Ich habe mich für diesen Auftrag gemeldet, weil ich etwas Spannendes erleben wollte. Wenn ich nicht so ein Idiot gewesen wäre, könnte ich jetzt in meiner Werkstatt in Shanghai sitzen, mit meinen Freunden dumme Sprüche reißen und leckere Nudeln essen. Oder mit meiner Freundin ins Kino gehen.«

Marco legte seine Hände an den Kopf.

»Es ist furchtbar ... Was soll ich nur Fus Frau sagen? In zwei Monaten wäre er Vater geworden. Sie haben einen Sohn erwartet. Der arme Kerl wird seinen Vater nie kennenlernen.« Marco begann zu weinen. Anna legte ihm eine Hand auf die Schulter und versuchte vergeblich, irgendetwas Tröstliches

zu sagen.

Sunzi winselte und zerrte am Schlitten. Marco hob den Kopf und rief einen scharfen chinesischen Befehl. Der Husky verstummte.

Marco ruckte an der Leine, und Sunzi zog den Schlitten vorwärts. Das Eis knisterte, als wäre es durch die Reibung der Kufen elektrisch aufgeladen. Schweigend liefen sie in der Dunkelheit weiter. Kurz darauf stieg Anna Salzwassergeruch in die Nase. Direkt vor ihnen zog sich eine Rinne durch das Eis und versperrte ihnen den Weg. Sie musste sich gerade erst gebildet haben, denn das Wasser war noch nicht wieder zugefroren. Sie verließen die Reifenspuren und gingen an der Rinne entlang, bis sie eine schmale Stelle fanden, die sie überqueren konnten. Zurück auf der Reifenspur, blieb Anna stehen. Im Licht ihrer Stirnlampe sah sie, dass nur eine dünne Schneesicht das Reifenmuster bedeckte. Der Pick-up musste ganz in der Nähe sein.

Sie streifte ihren Bogen vom Rücken, spannte die Sehne, ließ sie zurückschnellen und spürte, wie der Bogen in ihrer Hand vibrierte. Im Köcher steckten Pfeile mit Stahlspitzen. Marco hielt Sunzi einen der Nudelbecher vor die Schnauze und flüsterte dem Husky etwas ins Ohr. Der Hund winselte, dann verschlang er die Nudeln mit zwei Bissen und verstummte.

Anna zog die Abdeckplane vom Schlitten und deutete auf die Leuchtpistole. Die einzige Waffe, die Jackie zurückgelassen hatte. »Wenn du schießen musst, warte, bis du nahe genug dran bist.« Marco betrachtete die Pistole bekümmert.

»Jackie ist bis an die Zähne bewaffnet. Warum verfolgen wir ihn überhaupt?«

»Weil ich nicht will, dass dieser Bastard ungeschoren davonkommt. Wenn Jackie seine Auftraggeber davon überzeugt, dass du das Forschungsteam ermordet hast, werden sie dich töten, Marco. Oder dich an China ausliefern, was vermutlich auf dasselbe hinausläuft. Den Anwalt, dem es gelingt, einen Freispruch zu erwirken, wenn sämtliche Beweise Tausende Meter tief auf dem Meeresboden liegen, wirst du dir kaum leisten können.«

»Weise Worte, ich bin kein reicher Mann«, erwiderte Marco lakonisch. Dann nahm er die Leuchtpistole vom Schlitten und kontrollierte, dass die einzige Patrone in der Kammer steckte.

»Aber wir haben einen kleinen Vorteil. Jackie glaubt, dass wir in der Werkstatt ertrunken sind. Deshalb ist er so schnell abgehauen. Er muss

garantiert zu einer bestimmten Uhrzeit an einem bestimmten Ort sein, wo er abgeholt wird.«

Anna band Sunzis Leine an einem Eisbrocken fest. Der Husky winselte unglücklich, aber sie konnte nicht riskieren, ihn weiter mitzunehmen. Sie streichelte ihm über das Fell, beugte sich zu dem breiten Hundekopf hinunter und flüsterte ihm ins Ohr: »Du musst hier warten, aber wir kommen zurück und holen dich, Sunzi.« Der Husky leckte ihr über das Gesicht, dann stand Anna auf und folgte Marco weiter in Richtung Pick-up.

Der senkrecht herabfallende Schnee dämpfte alle Geräusche. Anna hatte das Gefühl, durch ein Land zu wandern, in dem die Lautstärke halbiert worden war. Die Erschöpfung zehrte an ihrem zerschundenen Körper, und sie konzentrierte ihre Gedanken auf Zakariassen. An der Stelle, wo Jackie auf ihn geschossen hatte, war kein Blut gewesen. Also war der Narr noch am Leben. Sie versuchte, Energie zu gewinnen, indem sie sich in eine Wut gegen ihn hineinsteigerte, aber es gelang ihr nicht. Der alte Professor war hinters Licht geführt worden. Er hatte es nur gut gemeint, hatte geglaubt, für den Weltfrieden einzutreten. Anna musste an den einzigen ernsthaften Streit denken, den sie mit ihm gehabt hatte.

Zakariassen hatte ihr erzählt, dass die staatliche Ölgesellschaft Equinor einer der Hauptsponsoren der Fram-X-Expedition war.

»Ich dachte, wir sollen den Nordpol retten, nicht ihn zerstören«, hatte sie erwidert, erhitzt von dem Gläschen Aquavit, das Zakariassen ihnen zur Feier des ersten Wochenendes auf dem Eis eingeschenkt hatte.

»Ja, aber was macht das schon für einen Unterschied?«, entgegnete der Professor. »Wenn es uns ... Wenn es Norwegen nicht gelingt, am Nordpol Öl zu entdecken, dann wird es irgendjemand anderes tun. Die Russen, die Kanadier oder auch die Dänen. Als Rache dafür, dass wir ihnen das Öl im Kattegat gestohlen haben.«

»Du bist Wissenschaftler, solltest du die Natur nicht schützen?«, provozierte sie ihn. In dem Moment hatte sie Lust gehabt, einen Streit vom Zaun zu brechen. Eine Diskussion, die sie aus ihrer Benommenheit riss und ihr das Gefühl gab, am Leben zu sein.

»Das Ziel der Fram-X-Expedition ist es, die Veränderungen am Nordpol zu erforschen. Wir können nicht verhindern, dass das Eis schmilzt. Niemand kann das.« Der Professor blickte verdrießlich drein. »Auf der Erde gibt es

sieben Milliarden Menschen, die Energie benötigen. Wir Wissenschaftler müssen einen Beitrag leisten. Als erwachsene Menschen müssen wir in der Lage sein, zwei Gedanken gleichzeitig auszuhalten.« Der alte Mann blickte auf das pechschwarze Eis vor dem Fenster hinaus und nickte langsam, als wolle er sich sein eigenes Fazit bestätigen. »Dass der Nordpol schmilzt, ist höchst bedauerlich, aber gleichzeitig eröffnet es auch viele neue Möglichkeiten. Die Seewege verkürzen sich. Ein Frachtschiff benötigt nur noch ein Drittel der Zeit, um von Ostasien einen europäischen Hafen zu erreichen, da es nicht mehr die klassische Route durch den Suezkanal nehmen oder das Horn von Afrika umrunden muss. Die Schifffahrt ist ein größerer Luftverschmutzer als der Autoverkehr.«

»Glaubst du, die Eisbären sind fähig, zwei Gedanken gleichzeitig auszuhalten?«, widersprach Anna. »Meine Jungen verhungern, aber das ist in Ordnung ... weil es dem Rest der Welt nützt?«

»Auch viele Menschen verhungern, und zwar deutlich mehr, als es Eisbären auf der Welt gibt. Und auch dagegen kann ich nichts tun.«

Sie hatten sich ein hitziges Wortgefecht geliefert, bis Zakariassen sich schließlich demonstrativ vor die Computer gesetzt hatte, um deutlich zu machen, dass die Diskussion beendet war. Aber die Wut, die in ihr gebrodelt hatte, hatte ihr gutgetan. Für eine Weile. Bis sie nicht mehr länger gegen den Schlaf hatte ankämpfen können. Bis die Albträume zurückgekehrt waren.

Anna blieb unvermittelt stehen. Im ersten Moment wusste sie nicht, weshalb. Dann sah sie, dass Marco ein paar Meter vor ihr mit erhobenem Arm verharnte.

»Da«, flüsterte er.

Ein rotes Licht schimmerte durch das Schneegestöber.

Mit einem Pfeil auf der Bogensehne ging Anna auf das rote Licht zu.

Ein plötzlicher Windstoß wirbelte den Schnee zur Seite und enthüllte den Pick-up. Der rote Truck steckte mit der Motorhaube voran im Eis. Das Bremslicht flackerte. Die Ladefläche ragte nach oben. Anna bedeutete Marco, stehen zu bleiben, und rannte zum Wagen, den Bogen schussbereit angelegt.

Der Truck war in eine Rinne gefahren. Wasser und Eis schwappten über den Kühler. Ohne den Griff um den Pfeil zu lockern, drehte Anna sich um. Sie versuchte, durch Dunkelheit und Schneefall etwas zu erkennen, aber weder Jackie noch Zakariassen waren zu sehen.

Ein knirschendes Geräusch. Metall, das über Schnee und Eis schabte. Der Pick-up kippte tiefer in die Rinne. An den Stellen, an denen es die Scheinwerfer unter der Wasseroberfläche anstrahlten, schimmerte das Eis blaugrün. Jetzt konnte sie einen Kopf hinter der Windschutzscheibe ausmachen. Eine spitze Nase. Graues Haar. Zakariassen saß auf dem Fahrersitz des Pick-ups.

Anna winkte Marco zu und deutete auf die andere Seite der Fahrerkabine. Der Chinese hob die Leuchtpistole vor die Brust und näherte sich. Während sie sich weiter heranpirschte, wanderte Annas Blick vom Truck auf das Eis vor ihren Füßen. Unter dem Neuschnee konnten sich weitere Spalten und Risse verbergen. Einen Meter vom Pick-up entfernt blieb sie stehen.

»Siehst du was?«, rief sie Marco zu, der jetzt auf der anderen Wagenseite stand. Er drückte die Pistole ans Fenster und presste die Stirn an die Scheibe.

»Nur den Professor.«

Zakariassens Kopf lag auf dem Lenkrad. Wasser schwappte um ihn herum.

»Daniel, kannst du mich hören?«, rief Anna, doch der alte Mann reagierte nicht. Anna streckte sich nach vorn, kam von ihrer Position auf dem Eis aber nur an die Hintertür des Trucks. »Marco, halt du Wache. Ich muss ihn da rausholen.«

Sie warf ihren Bogen in den Schnee und zog an der Tür. Sie war verschlossen.

»Daniel ... Daniel! Hörst du mich? Du musst aufwachen!« Anna hämmerte mit der Hand gegen das Fenster, da entdeckte sie zwei kleine Löcher in der

Frontscheibe. Einschusslöcher.

Plötzlich bewegte Zakariassen den Kopf.

»Daniel, ich bin es ... Anna! Ich hol dich da raus!«, rief sie und schlug weiter gegen die Scheibe, um Zakariassen auf sich aufmerksam zu machen. Der Professor trug zwar seinen Überlebensanzug, aber sobald er sich mit Wasser vollsog, würde Zakariassen durch Unterkühlung das Bewusstsein verlieren. »Ich hol dich da raus, Daniel, aber du musst mir helfen ... Du musst auf die Rückbank klettern, damit ich dich rausziehen kann.« Während sie versuchte, zu Zakariassen durchzudringen, schweifte ihr Blick über die dunkle Landschaft. Falls Jackie sie sah, würde er sich bald zeigen.

Der Professor drehte ihr seinen Oberkörper zu. Er hatte seine Brille verloren und blinzelte verwirrt. Sein Gesicht war kreidebleich, fast so weiß wie der Schnee. Er hustete. »Bist du es, Anna? ... Bist du es wirklich?«

»Ja, ich bin es, Daniel. Aber jetzt musst du mir helfen. Klettere auf den Rücksitz und mach die Tür von innen auf, damit ich dich rausholen kann. Glaubst du, du schaffst das?«

»Anna, es tut mir alles so leid ... Ich habe einen furchtbaren Schlamassel angerichtet ... Aber ich habe versucht, Jackie aufzuhalten. Ich habe versucht, ihm den Pick-up zu entwenden, um zurückzufahren und dich zu retten, Anna ... Ich habe es wirklich versucht.« Der Professor machte keine Anstalten, sich zu bewegen.

»Bist du verletzt, Daniel?«, schrie Anna, um sicherzugehen, dass er sie hörte.

»Sag deinem Vater ... Sag Johannes, dass ich nichts Unrechtes tun wollte.« Zakariassens Stimme klang fern und gedämpft durch das Fenster. »Ich wollte nur helfen.«

»Das kannst du ihm selbst sagen, Daniel. Du musst jetzt nach hinten klettern.« Ein Knirschen erklang, der Pick-up schaukelte und rutschte nach vorn. Anna ließ den Türgriff los und wich zurück, um nicht mitgezogen zu werden. Die riesigen Hinterreifen des Trucks blieben am Eis hängen. Die Fahrerkabine lag jetzt komplett im Wasser, sie konnte die Türen unmöglich erreichen.

Ohne nachzudenken, kletterte Anna auf die Felge, bekam die Kante der Ladefläche zu fassen und zog sich hoch. Sie kroch nach vorn und hämmerte gegen das Rückfenster der Fahrerkabine.

Zakariassen saß unverändert hinter dem Lenkrad. Das Wasser, das durch

die Einschusslöcher ins Wageninnere sprudelte, reichte ihm bereits bis zur Brust. Anna schlug mit der Faust gegen die Scheibe, aber sie gab nicht nach. Sie hob einen Fuß und versuchte, das Fenster einzutreten. Ohne Erfolg. Sie trat ein zweites Mal zu. Der Pick-up schaukelte, aber die Scheibe hielt.

»Scheiße!«

Sie trat mit beiden Füßen gegen das Fenster. Als ihre Stiefel auf das Glas trafen, spürte sie, wie die Scheibe sprang. Anna fiel mit dem Rücken auf die Ladefläche. Rasch richtete sie sich wieder auf. Die Scheibe war zerbrochen, doch die Verbundfolie hielt die Glasscherben weiter zusammen.

»Daniel, ich komme!«, rief sie.

Verzweifelt trat sie gegen das Glas. Die Dichtung, die die Scheibe an Ort und Stelle hielt, gab nach, das Fenster löste sich aus dem Rahmen und fiel in die Fahrerkabine.

Anna fegte die Glasscherben zur Seite, die auf der Einfassung lagen, und streckte Zakariassen die Arme entgegen. Intensiver Salzwassergeruch stieg ihr in die Nase.

»Daniel, hörst du mich? Dreh dich um und klettere zu mir auf die Rückbank.« Als sie sich tiefer ins Wageninnere beugte, neigte sich der Pick-up noch weiter nach vorn. Endlich reagierte Zakariassen. Langsam drehte er sich um.

»Kann ich dich um einen Gefallen bitten, Anna?«, sagte er kaum hörbar.

»Alles, was du willst, Daniel. Gib mir nur deine Hand, bitte.«

»Ich bin nicht an den Nordpol gekommen, um die Eisschmelze zu erforschen oder um Öl oder Mineralien zu finden. Vor Millionen Jahren ist hier ein Meteorit eingeschlagen, den wollte ich finden ... Deshalb ist es so leicht, hier auf Mineralien zu stoßen. Der Meteoriteneinschlag hat die geologische Schichtung umgekehrt. Wenn ich ihn gefunden hätte, hätte ich ihn nach Solveig benannt, das hätte ihr gefallen.«

Der alte Mann hustete heftig.

»Eine dumme Idee, die kann ich mir jetzt abschminken.«

»Nein, Daniel. Wir werden deinen Meteoriten finden ... Du musst nur nach meiner Hand greifen, dann zieh ich dich raus.« Aber Zakariassen rührte sich nicht.

Er hustete wieder und hob die Stimme. »Solveigs Schwester lebt in London, in Hampstead ... Da gibt es einen wunderschönen Park, in dem wir immer spazieren gegangen sind. Die haben dort eine wundervolle

Tradition ... Du kannst eine Bank für den Park kaufen, die dann ein Schild mit deinem Namen bekommt. Kannst du das für mich tun, Anna? Kannst du in dem Park in Hampstead eine Bank aufstellen lassen – als Erinnerung an Solveig und mich?»

»Das kannst du schön selbst machen. Nimm einfach meine Hand, und in einer Sekunde hab ich dich aus dem Truck gezogen!« Anna streckte sich weiter vor, aber durch die Gewichtsverlagerung glitt der Pick-up noch tiefer in die Rinne. Sie lehnte sich zurück, um die Vorwärtsbewegung zu stoppen, rutschte dabei aber auf der Ladefläche aus und fiel hin.

Der Wagen schaukelte. Die Hinterreifen verloren den Halt, und der Pick-up kippte über die Eiskante.

Anna sprang wieder auf die Beine.

»Daniel! Nimm um Gottes willen meine Hand!«

Das Wasser reichte Zakariassen mittlerweile bis zum Kopf. Er rührte sich nicht. Seine Augen waren geschlossen, als schlief er.

»Daniel, wach auf!«

Die grauen Haare des Professors verschwanden unter der Wasseroberfläche. Die Ladefläche des Pick-ups neigte sich senkrecht nach oben. Anna verlor das Gleichgewicht, warf sich blindlings zur Seite und fiel aufs Eis. Wie eine Robbe aus Metall tauchte der Truck in die Tiefe. Wasser spritzte über Anna hinweg. Der Truck kam wieder an die Oberfläche und schaukelte auf den wogenden Wellen. Für einen kurzen Moment sah sie Zakariassens Kopf, bevor er erneut unter Wasser sank.

»Daniel!« Anna schrie und schrie, doch der Professor blieb verschwunden. Das Einzige, was sie sah, war ein grüner Turnschuh, der zwischen den aufsteigenden Luftblasen im Wasser schwamm.

Anna blieb auf dem Eis sitzen und starrte auf die Rinne, bis die letzte Luftblase geplatzt war. Marco stand schweigend ein paar Meter von ihr entfernt. Als die Wasseroberfläche wieder ruhig dalag, erhob sie sich langsam und blickte sich um.

Die tiefen Spuren der Monsterreifen verliefen durch den Schnee zum Rand der Rinne. Ölflecken auf dem Eis zeigten, wo der Unterboden des Trucks über das Eis geschleift war. Anna hob ihren Bogen auf und ging im Licht ihrer Stirnlampe in immer größeren Kreisen um die Reifenspuren herum. Marco wartete, während sie den Boden ableuchtete. Schließlich fand sie, wonach sie suchte.

Stiefelabdrücke. Wortlos folgte sie der Fährte. Marco zögerte, doch dann lief er ihr nach. Sie kamen in ein Gebiet, in dem die Meeresströmung zerklüftete Eishügel emporgedrückt hatte. Jackies Fußspuren wurden deutlicher. Er musste erst vor Kurzem hier entlanggelaufen sein.

Ihre Verfolgungsjagd führte sie zwischen zwei große aneinandergelehnte Eisbrocken. Anna blieb vor dem natürlichen Tunnel stehen und horchte, bis sie ganz sicher war, dass Jackie sich nicht darin verbarg. Sie knipste ihre Stirnlampe aus und ging in den Korridor hinein. Das Geräusch ihrer Schritte hallte vom Eis wider. Der Gang wurde schmaler, und Marco musste hinter ihr bleiben. Das Ende des Tunnels öffnete den Blick auf eine dunkle Eislandschaft, doch irgendetwas ließ sie unwillkürlich innehalten.

Ein Geräusch.

Ein Piepen, als würde ein Funkgerät zwischen zwei Frequenzen hin und her springen. Anna legte einen Pfeil an und vergewisserte sich, dass Marco die Leuchtpistole in der Hand hielt, bevor sie sich weiter heranpirschte.

Im Schneegestöber vor dem Tunnel flackerte ein Licht. Der Schein fiel auf Jackies Gesicht. Der Chinese stand draußen auf dem Eis, das Licht kam von einem Gegenstand, den er in der Hand hielt. Es schien tatsächlich ein Funkgerät zu sein. Eine kurze, dicke Antenne ragte in die Luft. Jackie trug eine Eisdrachen-Jacke. Wäre die Kalaschnikow nicht gewesen, die neben ihm im Schnee lag, hätte man ihn für einen verirrtten Touristen halten können.

Anna hob langsam ihren Bogen, spannte die Sehne, atmete ruhig und zielte

auf eine Stelle unterhalb von Jackies erleuchtetem Gesicht. Auf seine Brust. Der Chinese stand zwanzig Meter von ihr entfernt, und das Schneegestöber erschwerte die Sicht. Plötzlich ertönte ein Grollen, als würde ein Schlagzeuger auf riesigen Becken einen rasanten Trommelwirbel vollführen. Jackie drehte sich genau in dem Moment zu Anna um, als ihre Fingerspitzen die Bogensehne losließen. Der Pfeil verfehlte sein Ziel und verschwand in der Finsternis. Jackie ließ sein Funkgerät fallen und griff nach der Kalaschnikow.

Anna warf sich rückwärts in den Tunnel und riss Marco mit sich zu Boden. Ohne den Lichtschein des Funkgeräts konnte sie Jackie in der Dunkelheit kaum erkennen. Das Geräusch wurde lauter. Ein Hubschrauber näherte sich.

Dann wurde das Dröhnen der Rotoren für den kurzen Moment von Maschinengewehrsalven übertönt, den Jackie benötigte, bis er das Magazin leer geschossen hatte. Kalte Splitter rieselten auf Annas Gesicht, als die Kugeln das Eis über ihr zerfetzten. Das Blitzen des Mündungsfeuers glühte auf ihrer Netzhaut nach.

In derselben Sekunde, in der das Maschinengewehr erstarb, war Anna wieder auf den Beinen. Im Laufen zog sie einen neuen Pfeil aus dem Köcher auf ihrem Rücken und legte ihn an. Mit erhobenem Bogen rannte sie auf Jackie zu.

Das Dröhnen des Hubschraubers wurde immer lauter.

Über die vibrierende Pfeilspitze hinweg sah sie, wie Jackie rückwärts über das Eis kroch. Jetzt hatte sie ihn. Anna spannte den Bogen, so weit es ging, und wollte gerade schießen.

Doch urplötzlich wurde alles weiß. Ein gleißendes Licht blendete sie, und der Pfeil rutschte von der Sehne. Schnee wirbelte ihr ins Gesicht, als der Helikopter zur Landung ansetzte. Im Gegenlicht konnte sie unmöglich erkennen, wo Jackie war. Anna drehte sich um und lief zu Marco zurück, der immer noch auf dem Boden lag.

»Wir müssen hier weg!«, schrie sie, riss Marco auf die Beine und zerrte ihn zwischen die Eisblöcke. Stimmen erklangen in ihrem Rücken. Jemand rief ihnen hinterher.

Anna stieß Marco tiefer in den Eistunnel. Sie waren fast am anderen Ende, als mit einem Mal die ganze Umgebung in Licht badete. Marco stolperte und fiel hin. Anna sprang über ihn hinweg und schlitterte aus dem Tunnel. In dem Moment setzte ein zweiter Hubschrauber auf dem Eis auf. Im Licht der

Landescheinwerfer sah sie weiße Gestalten, die aus einer geöffneten Seitentür sprangen. Rote Laserstrahlen huschten über den Boden.

Anna wich in den Tunnel zurück, aber die Strahlen folgten ihr. Wie Leuchtkäfer wanderten sie an ihren Beinen hoch und verharrten erst, als sie ihre Brust erreicht hatten.

»Keine Bewegung!«, rief eine dunkle Bassstimme. »Hände über den Kopf!«

Vier Soldaten in weißen Tarnuniformen liefen auf Marco und sie zu. Der erste, ein großer, muskulöser Mann, dessen Gesicht hinter einer Skibrille und einer weißen Maske verborgen war, richtete ein Maschinengewehr auf sie.

Anna hob die Arme und blieb stehen. In ihrem Rücken hörte sie Marcos keuchende, ängstliche Atemzüge.

»Auf den Boden!«, rief der Soldat.

Sie legte sich aufs Eis. Finger tasteten ihren Körper ab. Ein intensiver Schmerz durchzuckte ihre Handgelenke, als der Soldat seine behandschuhte Hand unter den Saum ihrer Ärmel schob.

»Aufstehen!«

Anna kam auf die Füße und blickte in ihr eigenes Gesicht, das sich in der Skibrille des Soldaten spiegelte, der direkt vor ihr stand. Hinter ihm bildeten die drei anderen Soldaten einen Halbkreis und zielten mit ihren Maschinengewehren auf sie.

»Wo kommen Sie her?«, fragte der Mann und sah über Annas Schulter auf Marco.

»Von der Eisdrachen-Forschungsstation ... Wer sind Sie?«

Der Soldat gab keine Antwort.

»Der Mann, den Sie abholen wollen, ist ein Mörder«, fuhr Anna fort.

Der Soldat ignorierte sie, drehte sich zu seinen Kameraden um und deutete auf den Hubschrauber. »Bringt sie in den Helikopter.«

Die drei Soldaten bewegten sich auf sie zu.

»Wer sind diese Leute?«, fragte Marco mit zitternder Stimme.

»Bleib ganz ruhig, leiste keinen Widerstand«, erwiderte Anna.

»Wer sind Sie, und wohin wollen Sie uns bringen?« Anna versuchte, den Ärger in ihrer Stimme zu unterdrücken.

»Ma'am, bitte tun Sie, was ich sage. Steigen Sie in den Hubschrauber.«

Der breite Südstaatendialekt des Mannes ließ keinen Zweifel daran, aus welchem Land die Soldaten kamen. Eine Hand stieß sie in den Rücken. Die Rotorblätter des Hubschraubers wirbelten eiskalten Wind in ihre Richtung.

Der Helikopter war schwarz gestrichen und schien keine Kennzeichnung zu

haben. Sein Rumpf war glatt und aerodynamisch geformt wie ein Jagdflugzeug. Unter den Cockpitfenstern ragte ein langer Speer hervor, eine Sonde, durch die der Hubschrauber in der Luft betankt werden konnte. Erst im Näherkommen erkannte Anna das Hoheitszeichen der US-amerikanischen Luftwaffe, das in Grau auf den Rumpf des Hubschraubers aufgetragen worden war. Sie blieb vor der geöffneten Seitentür stehen und drehte sich zu dem Soldaten hinter ihr um.

»Wo bringen Sie uns hin?«

Der Mann deutete ins Innere.

»Steigen Sie ein.«

Der Soldat stieß sie in eine Sitzreihe im hinteren Teil der Kabine. Marco wurde von zwei Soldaten in den Hubschrauber gehoben. Er musste sich neben sie setzen.

Der Chinese sah sie ängstlich an. »Wo bringen die uns hin?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht, aber wenigstens kommen wir von diesem gottverfluchten Eis runter«, versuchte Anna sich optimistisch zu geben.

»Was ist mit Jackie?«

»Er ist jetzt das Problem von jemand anderem.«

Anna wandte sich ab, sie hatte keine Lust auf weitere Fragen, die sie nicht beantworten konnte. Sie merkte, dass die Piloten die Umgebung durch die Nachtsichtgeräte, die an ihren Helmen befestigt waren, aufmerksam beobachteten.

Als der letzte Soldat in die Kabine geklettert war, betätigte einer der Piloten den Steuerknüppel, die Drehzahl der Turbinen stieg, und der Hubschrauber hob ab.

Für einen kurzen Moment glitten die Scheinwerfer über die Landschaft unter ihnen hinweg. Die Eishügel warfen lange Schatten in alle Richtungen. Dann erlosch das Licht, und vor den Fenstern wurde es schwarz.

In dem grünlichen Schein des Armaturenbretts fiel Anna auf, dass die amerikanischen Soldaten weder den üblichen Namenszug noch eine amerikanische Fahne auf ihren Uniformen trugen. Die fehlenden Identifikationszeichen verrieten ihr, wer die Männer waren. Sie hatte mit Soldaten dieser Einheit mehrfach in den Sümpfen von Florida trainiert. Die Navy-SEALs waren eine Eliteeinheit der US-Marine, die speziell dafür ausgebildet wurde, in kleinen Teams auf feindlichem Gebiet zu operieren, und zwar zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Genau wie ihre Spezialeinheit

bei den norwegischen Streitkräften.

Plötzlich wurde Anna bewusst, dass sie Sunzi vergessen hatten. Sie drehte sich zu dem Soldaten, der auf der anderen Seite neben ihr saß.

»Wir hatten einen Hund bei uns. Wir können ihn nicht zurücklassen!«, schrie sie, um den Motorenlärm zu übertönen.

Der Mann gab durch nichts zu erkennen, ob er sie gehört oder verstanden hatte. Er hob nur sein Maschinengewehr an die Brust.

Nachdem sie dem Soldaten in der Reihe vor ihr dasselbe zugerufen hatte, gab Anna auf und lehnte ihren Kopf an die Kabinenwand. Sie dachte an den Husky, der in der Dunkelheit auf sie wartete. Die Kälte würde ihm nichts anhaben, aber falls ein Eisbär kam, konnte sie nur hoffen, dass es Sunzi gelang, sich von dem Eisbrocken loszureißen, an dem sie ihn festgebunden hatte. Ein überwältigendes Gefühl von Machtlosigkeit überkam sie. Egal, wie weit sie zu fliehen versuchte, der Tod folgte ihr auf den Fersen.

Anna beugte sich vor und blickte aus dem Seitenfenster, vor dem weiße und rote Navigationsleuchten blinkten. Ihr Hubschrauber flog in dichter Formation mit dem, in dem Jackie saß. Warum flogen schwer bewaffnete amerikanische Elitesoldaten den ganzen Weg zum Nordpol, um einen Spion abzuholen? Anna erinnerte sich an Daniels Worte. Er hatte gesagt, Jackie habe etwas entdeckt, ein Geheimnis, das den USA offenbar wichtiger war als das Leben all der Menschen, die Jackie getötet hatte. Doch ihr fehlte die Kraft, weiter darüber nachzudenken. Sie versuchte, die Wut über ihre eigene Machtlosigkeit zurückzudrängen. Jetzt konnte sie ohnehin nichts mehr ausrichten. Die größte Militärmacht der Welt hatte das Kommando übernommen. Da bedeutete eine einzelne Soldatin nichts.

Daniel war tot. Jackie lebte.

Die Welt war ein blutiger, ungerechter Ort.

Der Hubschrauber machte eine scharfe Kurve. Anna spürte, wie sie vom Sitz gehoben wurde, als die Maschine durch die Dunkelheit sank. Draußen auf dem Boden leuchteten Lichter. Der Flug hatte nur wenige Minuten gedauert.

Das Eis war noch nicht fertig mit ihr.

Als der Hubschrauber aufsetzte, stiegen zwei der Soldaten aus und schoben die Tür wieder hinter sich zu. Doch Anna hatte in der Dunkelheit mehrere erleuchtete Fenster gesehen, sie waren zurück auf der Eisdrachen-Forschungsstation. Hinter den Fenstern hatten sich Silhouetten bewegt. Die Soldaten sollten die Basis sichern.

Die Motoren des Hubschraubers liefen im Leerlauf weiter und pumpten Wärme in die Kabine. Die Piloten schienen keinen Treibstoff sparen zu müssen, sie waren wohl mit vollen Tanks gekommen. Vermutlich kreiste in diesem Moment ein Tankflugzeug über dem Nordpol. Vielleicht mehrere. Wenn es ihnen in den Kram passte, verfügten die Vereinigten Staaten von Amerika über unendliche Ressourcen.

Ihre beiden Bewacher hatten sich an den Türen postiert. Kurz spielte Anna mit dem Gedanken, ihre Nahkampffähigkeiten in engen Räumen gegen sie einzusetzen, die ihr die SEAL-Ausbilder in Florida beigebracht hatten. Aber ein Blick auf den Soldaten neben ihr brachte sie dazu, diese Idee wieder zu verwerfen. Der Mann ließ keine ihrer Bewegungen aus den Augen und hatte beide Hände an seiner Waffe. Ein Heckler-&-Koch-Maschinengewehr mit starkem Zielfernrohr und Zweibein. Ein Scharfschütze am Nordpol.

Anna sah zu Marco hinüber, dessen Kopf auf die Brust gesackt war. Er war tatsächlich eingeschlafen. Auch sie spürte ihre Müdigkeit, lehnte sich an die gepolsterte Kabinenwand, schloss die Augen und versuchte, ihre Gedanken vom gleichmäßigen Brummen der Triebwerke forttragen zu lassen.

Von ihrem Platz am hinteren Ende der Bar sah sie Yann Renault, bevor er sie sah.

Der französische Arzt trug ein weißes Hemd, und auf seiner Brust baumelte der Besucherausweis der Konferenz, an der er gerade teilnahm. Mehrere Frauen und Männer blickten ihm nach, während er am Tresen vorbeiging. Als Yann sie entdeckte, breitete sich ein strahlendes Lächeln auf seinem Gesicht aus. Er kam auf sie zu und küsste sie auf beide Wangen. Anna fühlte sich merkwürdig stolz.

»Sie sehen wunderschön aus«, sagte er.

»Danke.«

Im Spiegel an der Eingangstür der Bar hatte sie sich fast selbst nicht wiedererkannt. Nach dem hartnäckigen Einsatz von Hotelfön und Styling-Mousse fielen ihre Haare in Wellen über die Schultern.

Um ihren Hals schmiegte sich ein Erbstück, das sie nur selten trug. Eine Silberkette mit vier russischen Kopekenmünzen aus der Zarenzeit. Sie hatte sogar Bräunungscreme gekauft, um die Linien, die ihre Uniform auf ihren nackten Armen hinterlassen hatte, zu kaschieren. Anna konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal so viel Zeit auf ihr Aussehen verwendet hatte.

»Wie geht es Sadi?«, fragte sie, unsicher, wie sie das Date beginnen sollte.

»Wunderbar. Ich soll Sie von ihm grüßen, und er lässt fragen, ob Sie ihm neue Schnuller mitbringen können, wenn Sie ihn das nächste Mal besuchen. Er bringt es fertig, sie an den mysteriösesten Orten zu verlieren.«

»Sollte man ihm den Schnuller nicht bald abgewöhnen?«

Die Lachfältchen um Yanns Augen vertieften sich, als er schmunzelte. »Diese Frage müssen Sie selbst mit ihm klären, ich traue mich nicht. Sadi ist ein sehr willensstarker junger Mann.« Yanns Blick wanderte zu dem Glas, das vor Anna stand und in dem ihr Drink im Licht der Deckenspots goldbraun funkelte.

»Was trinken Sie?«

»Die Barkeeperin meinte, es sei der beliebteste Drink der Welt.«

Anna hielt ihm das Glas unter die Nase.

Yann nahm das Cocktailstäbchen heraus und schnupperte an der Zitronenzeste, die sich um eine knallrote Beere ringelte. »Zucker, Bourbon, ein Hauch von Angostura, reden wir etwa von einem echten Old Fashioned?«

»Gibt es etwas, das Yann Renault nicht weiß?«

Sein Lachen veranlasste einige Gäste, sich zu ihnen umzudrehen. »Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich in einem Gasthof aufgewachsen bin, oder? Ich habe meine Hausaufgaben am Tresen gemacht, während mein Vater Cocktails mixte.«

»Ein Wunder, dass Sie kein Alkoholiker geworden sind.«

»Wer sagt, dass ich es nicht bin? Wir Franzosen hören nie lange genug auf zu trinken, um das herauszufinden.« Yann lachte wieder und bedeutete der Barkeeperin, ihm den gleichen Drink zu mixen. Die Frau ignorierte einige männliche Gäste, die ebenfalls versuchten, ihre Bestellung loszuwerden, und

machte sich gleich an die Arbeit. Annas Blick fiel auf ihr Spiegelbild in den Flaschen hinter der Bar.

Ihr Rock wurde zu einer Felduniform.

Sie lag hinter einem Gewehr. Im Zielfernrohr sah sie ihr eigenes Auge – unnatürlich vergrößert und vom Fadenkreuz in vier Zonen unterteilt. Der Gewehrlauf bewegte sich. Zielte auf Yann.

Anna schreckte ruckartig aus dem Schlaf. Sie hatte das Gefühl, sich im freien Fall zu befinden. Die beiden Soldaten hoben ihre Gewehre, als sie versuchte, vom Sitz aufzustehen. Die abrupte Bewegung weckte Marco.

»Was ist los?«, fragte er ängstlich.

»Tut mir leid, ich habe ... geträumt.«

Der Chinese sah auf. »Sie haben angehalten.«

Im ersten Moment verstand Anna nicht, was Marco meinte, doch dann fiel ihr auf, dass die Motoren nicht mehr liefen. Einen Augenblick später ging die Kabinentür auf.

»Mitkommen«, sagte der Soldat, der in der Tür stand.

»Warum?«, fragte Anna.

Ein Gewehrkolben stieß grob gegen ihre Schulter.

»Das war keine Bitte«, sagte der Soldat neben ihr mit autoritärer Stimme.

Anna erhob sich. Nach der halben Stunde Schlaf fühlte sich ihr Körper steif an. Sie sprang auf das Eis und lief durch den leichten Schneefall auf die Hütten zu. In ihrem Rücken hörte sie die knirschenden Schritte von Marco und dem Soldaten. Anna ging an dem Loch vorbei, in dem die Werkstatt versunken war. Auf der Wasseroberfläche hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes klaffte im Eis das Loch der Hütte, die Marco angezündet hatte, um sie vor dem Erfrieren zu retten.

Das spärliche Licht, das aus den Fenstern der verbliebenen Hütten schimmerte, reichte nur wenige Meter weit. Die Halle war in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Annas Blick fiel auf die Schneewehen, unter denen die drei erschossenen Chinesen lagen. Der Soldat führte sie an der Tür vorbei, hinter der der zu Eis erstarrte Kommandant kniete. Der Wind oder irgendjemand hatte die Tür vor ihm zugeschlagen.

Anna machte einen Schritt um die Ecke.

Zwei Soldaten bewachten die Tür zum Nebenraum der Halle. Als sie näher

kam, wurde sie von einem der beiden geöffnet. Anna betrat den Raum und blinzelte in das grelle Licht.

Vier Menschen waren in dem Raum versammelt.

Eine Frau sprach Chinesisch. Sie schien aufgebracht zu sein. Eine wütende Männerstimme erwiderte etwas. Jackie. Er wurde von einem Soldaten festgehalten.

Als er Anna erblickte, hielt er mitten im Satz inne. Ihr wurde schwarz vor Augen. Stimmen brüllten in ihrem Kopf. Sie stürzte auf ihn zu. Die Frau, mit der Jackie gesprochen hatte, ging in Verteidigungsstellung, ballte die Hände zu Fäusten und hob sie vors Gesicht. Ein blonder Pferdeschwanz fiel über die Schulter ihrer Daunenjacke.

Neben der blonden Frau stand ein Mann. Er hob den Arm und rief etwas. Aber Anna hatte nur Augen für Jackie, der vor ihr zurückwich.

»Halt!«, schrie die Frau.

Anna machte einen Satz nach vorn, doch als ihr Fuß auf dem Boden aufsetzte, stolperte sie über das ausgestreckte Bein des Mannes. Sie stürzte und rollte über das Eis. Die Frau warf sich auf sie und drehte ihr den Arm auf den Rücken.

»Liegen bleiben!«

In ihrem Blickfeld erschien der Kopf des Mannes, der ihr ein Bein gestellt hatte.

»Anna«, sagte eine Stimme aus ihrem früheren Leben. Unter einem ergrauten Haaransatz hervor musterten sie die besorgten Augen von John Odegard, des Senior Operations Officers der CIA. »Ist alles in Ordnung?«

»Möglicherweise haben wir Yann Renault gefunden.«

Die Worte des US-amerikanischen Geheimdienstoffiziers John Odegard hatten eine verzweifelte Hoffnung in Anna geweckt.

Sie und der CIA-Agent hatten sich in einem Café an einem Kreisverkehr im Zentrum der türkischen Grenzstadt Kilis verabredet. Die Stadt war ein wimmelndes Chaos aus Syrern, die vor dem Bürgerkrieg in ihrem Heimatland flohen, Militärfahrzeugen und Einwohnern auf dem Weg zum sonntäglichen Markt. Esel und Kinder schrien um die Wette.

Sie hatte den erfahrenen Agenten auf einem Treffen aller Geheimdienste kennengelernt, die in den syrischen Bürgerkrieg involviert waren, und durch seine norwegische Abstammung hatten sie eine Gemeinsamkeit entdeckt. Johns Vater war während des Zweiten Weltkriegs aus einem Ort am Sognefjord in die USA emigriert und nie wieder nach Norwegen zurückgekehrt. John hatte ihr ausführlich von seinen Plänen erzählt, dem Land seiner Vorväter nach seiner Pensionierung einen Besuch abzustatten.

»Wir haben eine mögliche Sichtung in einer ostsyrischen Stadt ... al-Suwar. Einer unserer Satelliten hat ein Zufallsbild aufgenommen.« Sonnenstrahlen fielen in sein silbrig schimmerndes graues Haar, warfen einen warmen Glanz auf die Fältchen um seine Augen und verliehen ihm das Aussehen eines liebenswerten Großvaters. Der CIA-Agent nahm ein gefaltetes Blatt Papier aus der Innentasche seines Jacketts und legte es auf den Bistrotisch. Als Anna das Blatt auseinanderfaltete, kamen fünf orange Punkte in einem Gebäudeinnenhof zum Vorschein. Palmen umgaben das Haus. Die Aufnahme war stark vergrößert und unscharf.

»Hier ist unser Bericht über die Entführung deines Freundes«, sagte John und schob ihr eine Mappe zu. »Den hast du nicht von mir.« Anna zwang sich, den Bericht zu lesen.

Bei dem kurzen Text unter dem Briefkopf der CIA handelte es sich um die Zeugenaussage eines Wasserverkäufers. Der Mann hatte in einem Dorf ungefähr zehn Kilometer von der türkischen Grenze entfernt zwei Minivans der Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen an einer Kreuzung halten sehen. In dem Moment waren drei Pick-ups aus einer Seitengasse gerast und hatten den

Vans den Weg abgeschnitten. IS-Kämpfer sprangen von den Ladeflächen und umringten die Fahrzeuge.

Die Fahrer der Hilfsorganisation stiegen mit erhobenen Händen aus und wedelten mit Dollarscheinen, wie man es in einer solchen Situation tun sollte, aber die Dschihadisten wollten kein Geld. Sie zwangen die Fahrer, sich auf die Straße zu legen, und richteten sie mit einem Schuss in den Hinterkopf hin. Anschließend stiegen die IS-Kämpfer in die Vans und verschleppten einen deutschen Sanitäter, einen englischen Physiotherapeuten und den französischen Arzt Yann Renault.

John deutete auf das Satellitenbild.

»Das ist die Polizeiwache in al-Suwar. Das Gebäude wurde bei der Eroberung der Stadt durch den IS beschädigt, aber wir glauben, dass die Dschihadisten die Geiseln dort im Keller gefangen halten.« Der CIA-Agent sah sich um. Der anonyme japanische Wagen mit Vierradantrieb, mit dem er gekommen war, parkte auf der gegenüberliegenden Straßenseite. An dem Tisch hinter ihnen saßen zwei junge Männer mit Baseballkappen, Sonnenbrillen und langen Bärten. Seine Bodyguards. »Nur fürs Protokoll, diese Information hast du auch nicht von mir.« John lächelte und trank einen Schluck von seinem türkischen Kaffee.

Anna hatte die Satellitenaufnahme ins Sonnenlicht gehalten und versucht, die verschwommenen Pixel zu durchdringen, die orangefarbenen Punkte zu deuten. Konnte einer von ihnen wirklich Yann sein?

Das grelle Deckenlicht schmerzte Anna in den Augen. Die Hand, die John ihr hinhielt, um ihr aufzuhelfen, schlug sie weg.

»Was zum Teufel machst du hier, John?«, fragte sie.

»Bitte, Anna ... Lass uns wie zivilisierte Menschen miteinander reden.«

»Nicht solange euer verdammter Spion hier ist ...« Anna deutete mit dem Kopf auf Jackie. »Hast du nicht gesehen, was er getan hat?«

»Doch, wir haben die Toten gesehen ... Es ist grauenvoll.«

Anna richtete sich auf und zeigte zitternd vor Zorn auf Jackie, der hinten an der Wand stand.

»Euer Agent hat vierzehn Menschen getötet!«

»Ja, wir wissen, dass hier viele Menschen ums Leben gekommen sind, aber für uns stellt sich die Situation nicht so eindeutig dar. Und wir ...«

»Nicht so eindeutig?«, fiel Anna ihm ins Wort. »Vor einer Stunde hat

dieser Bastard meinen Kollegen getötet, den ihr in diese Hölle hineingelockt habt.«

John Odegard sah sie bekümmert an. »Professor Zakariassen ist tot?«

»Ja, er liegt in einem Pick-up auf dem Meeresgrund. Jackie hat ihn angeschossen und ihn in dem Truck sterben lassen, nachdem der Wagen in eine Rinne im Eis gerutscht war.«

Der CIA-Agent blickte zu der blonden Frau. »Was wissen wir darüber, Lara?«, fragte er.

»Jackie hat bestätigt, dass der Pick-up in eine Rinne gefahren ist. Er hat versucht, Zakariassen zu retten, es aber nicht geschafft«, antwortete die blonde Frau und starrte Anna unverwandt an. Ihr Gesicht war sonnengebräunt. Sie hatte eine kräftige Kinnpartie und eine schmale Nase. In ihren grünen Augen lag ein durchdringender Blick. Irgendetwas an der Frau kam Anna bekannt vor, doch sie konnte das Gesicht nicht einordnen. Sie trug einen locker um den Hals gewickelten Palästinenserschal und eine khakifarbene Hose mit weiten Seitentaschen. Die informelle Uniform eines CIA-Agenten im Einsatz.

»Er lügt! Jackie hat Zakariassen angeschossen und ihn dann verrecken lassen!« Anna sah Jackie an. Seine Augen waren zwei schwarze, empathielose Löcher. »Ich war da und habe versucht, Zakariassen zu retten. Frag ihn!«, rief Anna und drehte sich zu Marco um, der in der offenen Tür stand und ängstlich von einem zum anderen sah.

»Anna, wir werden Licht in die Sache bringen. Wenn wir zurück sind, werden diese Ereignisse genauestens überprüft. Das verspreche ich dir.« John blickte zu Jackie, der immer noch von dem Soldaten festgehalten wurde. »Wenn unser Agent diese Morde wirklich begangen hat, dann wird er dafür zur Rechenschaft gezogen.«

Jackie schwieg, aber seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

»Wir haben keine Zeit, John«, sagte Lara. »Das AWACS-Radarsystem hat eine hohe Hubschrauberaktivität im Gebiet um Murmansk gemeldet. Die Russen können jeden Moment hier auftauchen.«

»Anna, wir benötigen jetzt wirklich deine Hilfe.« John deutete auf die übereinandergestapelten Metallkisten neben dem Loch im Eis.

»Hier hat ein Computer gestanden. Weißt du, wo er ist?«

Anna spürte einen Anflug von Schadenfreude.

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich hat ihn euer Agent gestohlen.«

Laras Blick verfinsterte sich. Ihre breiten Schultern hoben sich unter der Daunenjacke.

Plötzlich fiel Anna ein, wo sie die Frau schon einmal gesehen hatte. Auf dem Foto, das Jackie zwischen die Seiten von *Die Kunst des Krieges* gesteckt hatte. Lara musste seine Führungsoffizierin sein. Vermutlich hatte sie keine Ahnung, dass der Spion sie heimlich fotografiert hatte.

»Jackie sagt, dass der Computer noch hier stand, als er die Basis verlassen hat. Und außer dieser norwegischen Frau und dem anderen Chinesen war niemand mehr hier.«

In Anna kochte wieder die Wut hoch. »Genau! Und weißt du auch, warum er ihn nicht mitgenommen hat?« Anna spie John ihre Frage förmlich ins Gesicht. »Weil er geglaubt hat, wir würden ertrinken. Jackie hat uns in einer der Hütten eingesperrt und sie in eine Rinne im Eis geschoben.«

»Anna ... das führt zu keiner Lösung.«

»Sehr gut, ich habe nämlich nicht vor, irgendeines eurer Probleme zu lösen.«

Lara zog eine Pistole aus einer der Oberschenkeltaschen ihrer Khakihose. Sie schob John zur Seite, stellte sich vor Anna und richtete den Lauf auf ihren Kopf.

»Holen Sie den Computer, sofort!«, befahl sie.

»Nein!«

Anna schloss die Augen. Sie neigte ihren Kopf nach vorn, bis sie die Mündung der Pistole an ihrer Stirn spürte.

»Ich meine es ernst«, hörte sie Lara sagen. »Händigen Sie uns den Computer aus.«

Anna gab keine Antwort, presste nur ihre Stirn noch fester gegen die Waffe.

»Ich habe einen Ersatzcomputer«, erklang plötzlich Marcos Stimme.

Der Druck auf ihrer Stirn verschwand. Anna öffnete die Augen. Lara ging mit erhobener Pistole auf Marco zu.

»Es tut mir leid, sie hätte nicht geschossen, das ist dir doch klar?«, sagte John. Der CIA-Agent sah blass und erschöpft aus.

»Warum bist du wirklich hier, John?«, fragte Anna.

Er blickte sie resigniert an. »Du weißt, dass ich darauf nicht antworten kann.«

»Bist du hier, weil ich hier bin?«

John fuhr sich mit der Hand durch sein graues Haar. »Alles hängt miteinander zusammen, ja«, erwiderte er.

»Der Computer, den ihr sucht, liegt da oben«, sagte Anna und deutete auf den Trichter in der Decke, aus dem die Kabel herunterhingen. Der CIA-Agent sah sie überrascht an.

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Lara, der Computer ist da oben!«, rief John.

Lara war mit Marco schon halb aus der Tür, drehte sich aber um, kam mit raschen Schritten zurück, kletterte auf die Metallkisten und tastete einen Moment mit der Hand, bis sie den Computer fand und hervorzog. Sie sprang wieder aufs Eis und gab Jackie auf Chinesisch eine Anweisung.

Der Soldat ließ ihn los, und Jackie schloss den Computer an die Kabel an, über die das Bergwerk auf dem Meeresboden gesteuert wurde.

»Was wollt ihr mit dem Computer?«, fragte Anna mit erzwungen ruhiger Stimme.

Lara sah sie feindselig an. »Wenn du sie nicht von hier wegbringst, John, tu ich es!«, rief sie.

John legte Anna die Hand auf die Schulter und rang sich ein Lächeln ab. »Komm, lass uns irgendwohin gehen, wo wir uns unterhalten können«, sagte er.

Der CIA-Agent führte sie aus dem Raum. Vor der Tür blieb er stehen und blickte sich in der Dunkelheit um.

»Du kennst dich hier besser aus als ich ... Hier soll es eine Art Kantine geben?«

Anna deutete auf die betreffende Hütte. Während sie hinübergingen, schlug der CIA-Agent einen unverfänglichen Plauderton an.

»Ich habe dich in dem amerikanischen Militärkrankenhaus in Deutschland besucht ... wusstest du das? Du hast im Koma gelegen, und in deinem Körper steckten so viele Schläuche, dass du ausgesehen hast wie ... ja, wie eigentlich ...« John hustete. »Ich wollte im Krankenhaus bleiben, bis du aufwachst, aber die Arbeit ... du weißt ... Dieser verdammte Bürgerkrieg in Syrien scheint nie aufzuhören.«

»Hast du gesehen, was in der großen Halle ist?«, fragte Anna und zeigte auf die Tür, hinter der sich die zu Eis erstarrten Menschen befanden.

»Ja.«

John ging schweigend die letzten Schritte bis zur Kantine und zog die Tür auf. »Rein ins Warme mit uns.«

An einem der Tische saßen ein alter Mann und ein Soldat. Der Mann trug eine viel zu große Canada-Goose-Jacke und eine Baseballkappe mit einem aufgestickten goldfarbenen Schriftzug. Als der Soldat Anna entdeckte, stand er ruckartig auf und richtete sein Gewehr auf sie. John hob beschwichtigend die Hand.

»Es ist alles in Ordnung, Robert. Sie gehört zu mir.«

Der CIA-Agent führte sie an den Tisch, auf dem die verwaiste Reisschale stand. Im Reis, der mit einer roten Sauce vermischt war, steckten Esstäbchen. Anna musste plötzlich an den Milchreis denken, den es bei ihrem Vater an Heiligabend immer zum Nachtschüssel gab. Auch nachdem seine Töchter längst ausgezogen waren, hielt er an der Tradition mit der versteckten Mandel im Milchreis fest.

Anna riss sich von der Erinnerung los und sah John direkt in die Augen.

»Du hast Daniel das Geld für die Expedition gegeben«, sagte sie. »Du bist schuld, dass er tot ist.«

Der Amerikaner schüttelte den Kopf. »Nein, niemand konnte ahnen, dass das passieren würde. Und mit dem Geld hatte ich nichts zu tun. Das hier ist Laras Operation.«

»Eine reizende Lady.«

»Na ja, die Umstände sind nicht gerade ideal für ein erstes Kennenlernen. Wir stehen unter großem Druck. Um ehrlich zu sein, hatte ich gehofft, die Dinge im Stillen ins Reine bringen zu können ... einfach nur Jackie aufzulesen und nach Grönland zurückzufliegen.«

»Hast du Daniel gebeten, mich mit auf diese Expedition zu nehmen?«, bohrte Anna weiter.

John hob eine sonnengebräunte Hand.

»Hör mir zu ... Du musst mir glauben, ich hatte wirklich keine Ahnung, dass du hier bist, bevor ich deinen Namen in einem von Laras Berichten gelesen habe. Nachdem man dich aus dem Militärkrankenhaus entlassen hatte, warst du für mich wie vom Erdboden verschluckt. Ich habe eine E-Mail an euer Hauptquartier geschrieben ... Wie heißt es noch gleich ... Rena-Lager? Man sagte mir nur, dass du in der Reha seist. ›Auf unbestimmte Zeit vom Dienst beurlaubt‹, lautete die Formulierung, glaube ich. Als Lara mir dann erzählt hat, dass du Zakariassen auf diese Nordpolexpedition begleitest,

dachte ich, es könnte nicht schaden, eine fähige Soldatin mit in unserem Team zu haben, die weiß, wie man unter extremen Bedingungen überlebt.«

»Weshalb habt ihr Zakariassen rekrutiert und an den Nordpol geschickt?«

»Normalerweise interessiert die CIA sich nicht dafür, was ein pensionierter Professor in Tromsø treibt. Aber er hatte auf einem amerikanischen Wissenschaftsinternetportal ein Fördergesuch veröffentlicht. Als wir herausfanden, dass die Chinesen vorhatten, eine Forschungsstation am Nordpol zu errichten, haben wir zuerst auf offiziellem Weg versucht, sie dazu zu bewegen, uns ihre Pläne mitzuteilen. Die Antworten, die wir erhielten, waren allerdings äußerst vage und stimmten nicht mit der Größe der Basis überein. Also ist Lara nach Tromsø geflogen, um sich mit Professor Zakariassen zu treffen. Als sie ihn als seriös einstufte, machte sie ihm ein Angebot und versprach, dass wir die Expedition mit drei Millionen norwegischen Kronen unterstützen würden. Als Gegenleistung sollte er die Chinesen im Auge behalten. Das war alles.«

Anna fiel auf, dass der alte Mann ihr Gespräch aufmerksam verfolgte.

»Jackie ist eine HUMINT-Quelle ... das ist gang und gäbe«, fuhr John fort. »Wir spionieren China aus, China spioniert uns aus. Kenne deine Freunde, aber deine Feinde noch besser.« Der CIA-Agent machte eine ausholende Handbewegung, als würde die Umgebung alles erklären. Anna war klar, dass er einen Zaubertrick vollführte. Er zeigte eine weiße Taube, während der eigentliche Trick hinter seinem Rücken stattfand.

»Als meine Vorgesetzten erfuhren, dass ich dich aus Syrien kenne, baten sie mich, Lara zu unterstützen, falls etwas passieren würde«, sagte John, als Anna keine Antwort gab. »Ich war gerade beim Golfspielen, als der Notruf kam.«

»Die CIA schickt doch nicht einen ihrer besten Analytiker den ganzen Weg an den Nordpol nur um einer alten Freundschaft willen?«, warf Anna ein.

John spielte mit der Reisschale, schnippte gegen die Esstübchen und schob die Schüssel dann abrupt von sich.

»Alle Länder spionieren sich gegenseitig aus. Wenn ich mich nicht irre, hat sogar das friedliebende Norwegen einen Spion, der zurzeit in einem russischen Gefängnis sitzt. Der Nordpol wird einen neuen Goldrausch auslösen, und jeder will ein Stück des Kuchens abbekommen. Die Russen ... die wollen natürlich den Löwenanteil. Putin hat sogar die alte Polarbasis aus dem Kalten Krieg wieder in Betrieb genommen. Allein da sind zehntausend

Soldaten stationiert. In Sibirien wollen sie sogar eine komplett neue Stadt am äußersten Zipfel des Mendelejew-Rückens errichten. Wenn die Russen Mendelejew als Teil ihres Kontinentalschelfs anerkannt bekommen, gehört der Nordpol ihnen. Und dann mischen in diesem ganzen Chaos jetzt auch noch die Chinesen mit.«

»Ich weiß, was ein Spion ist ... Euer Agent ist etwas völlig anderes. Er hat Menschen getötet. Du schuldest mir die Wahrheit, was macht ihr hier, John? Wonach sucht ihr?«

Bei ihren letzten Worten drehte sich der alte Mann schnell weg, hustete, zog ein Taschentuch aus seiner Jacke und putzte sich die Nase.

Der CIA-Agent beugte sich über den Tisch zu ihr hinüber und senkte die Stimme. »Hast du schon mal von den siebzehn Metallen der Seltenen Erden gehört?«

Anna begriff, dass John sich so lange wie möglich um die Wahrheit herumtlavieren würde, also ging sie auf sein Spiel ein. »Hätte ich das denn?«

»Ja, wenn du mich fragst, sollten die siebzehn Metalle der Seltenen Erden schon Grundschulern beigebracht werden. Ohne diese Elemente würde die Welt, wie wir sie heute kennen, verdammt schnell zum Stillstand kommen. Diese Metalle sind extrem wichtig für die Herstellung von Handys, Computern oder den Bau von Elektroautos und Windrädern ... für alle möglichen Dinge, über die wir uns gar keine Gedanken machen. Das Problem ist, dass über neunzig Prozent der weltweiten Vorkommen auf chinesischem Boden gefördert werden. Die USA müssen siebzig Prozent ihres Bedarfs importieren. Wir sind also ziemlich abhängig ... 2010 hat China versucht, diese Abhängigkeit auszunutzen, und seine Exportquote über Nacht um vierzig Prozent reduziert. Die Preise explodierten. Die Hightechindustrie bekam buchstäblich das Messer an die Kehle gesetzt, denn China war ihr einziger Lieferant. Die chinesische Regierung spekulierte darauf, dass die Hersteller ihre Produktion in die Volksrepublik verlegen würden. Ein Jahr an Verhandlungen und diverse Boykottandrohungen gegen China waren nötig, bis der Export wieder in normalen Bahnen verlief.«

John zog den Ärmel seiner Jacke hoch und sah auf die Uhr.

»Pure Zeitverschwendung, wenn man bedenkt, was unser lieber Präsident dieser Tage so treibt. Aber seit dieser Exportbeschränkung haben wir ein besonders großes Interesse daran herauszufinden, wo China seine Rohstoffe herhat. In Afrika haben die Chinesen bereits riesige Mineralienvorkommen

aufgekauft, sie strecken ihre Fühler nach Südamerika aus, und jetzt haben sie auch noch angefangen, am Nordpol nach seltenen Mineralien zu suchen. Jackie ist in einer Stadt aufgewachsen, in der die siebzehn Metalle der Seltenen Erden gefördert werden. Wir dachten, er könnte nützlich für uns sein ... Höchstwahrscheinlich liegen hier unter dem Eis riesige Mineralienvorkommen. Vielleicht so viele, dass die USA diese Rohstoffe nicht länger aus China importieren müssten. Wir wollen unseren Teil des Nordpols.«

»Weißt du was, John ...«

Der Amerikaner sah sie wachsam an.

»Das ist Bullshit ... Die USA fliegen in der schlimmsten Zeit des Jahres keine Spezialeinheit an den Nordpol, weil China seltene Metalle entdeckt hat. Deshalb seid ihr nicht hier.«

John lächelte steif.

»Du gibst nie auf ... Das gefällt mir.«

Der CIA-Agent atmete pfeifend durch die Nase aus. »Dieser Auftrag hat nichts mit dir zu tun. Das ist alles, was ich dir sagen kann ... Es dauert nicht mehr lange, dann sind wir hier fertig und bringen dich nach Grönland. Von dort kannst du dann nach Dänemark fliegen.«

»Ich ziehe es vor, auf die Russen zu warten«, sagte Anna.

Der Amerikaner zuckte mit den Schultern.

»Wie du willst«, erwiderte er und strich über seinen breiten Ehering. »Wahrscheinlich glaubst du mir das jetzt nicht, Anna, aber ich habe wirklich viel an dich gedacht. Was ist eigentlich geschehen, nachdem ich dich an dem kurdischen Militärlager abgesetzt habe? Es kursierten so viele Gerüchte ... und Spekulationen.«

John sah sie an.

»Was ist passiert, als du nach Syrien gefahren bist, um Yann zu retten?«

»Geh zur Hölle.«

Ein aufrichtig verletzter Ausdruck trat in Johns Augen. Er wollte etwas sagen, wurde aber durch einen Soldaten unterbrochen, der den Kopf zur Tür hereinstreckte.

»Lara Kowalsky fragt nach Ihnen.«

Der CIA-Agent erhob sich seufzend.

»Bleiben Sie hier und passen Sie auf sie auf«, wies er den Soldaten beim Hinausgehen an. Anna spürte, wie ihre Kehle sich zuschnürte.

Johns Frage löste eine Flut von Erinnerungen aus, die sie mit aller Macht verdrängt hatte. Ihre Brust verengte sich. Ihr Puls rauschte in den Ohren. Der Raum schrumpfte. Anna blickte an die Decke und atmete tief ein.

»Hallo ... Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte der alte Mann.

Anna schlug sich auf die Rippen, spürte den physischen Schmerz, sog noch mehr Luft in ihre Lunge und atmete langsam und kontrolliert aus.

Es funktionierte. Sie holte noch einmal Luft, so ruhig wie möglich.

»Ja, ich bin nur total erschöpft.«

»Du bist verrückt, Anna.«

An diesen Satz erinnerte sie sich genau. Sie erinnerte sich auch daran, dass John Odegards Krawattenknoten nicht stramm am Hals gesessen hatte. Dass am Henkel ihrer Kaffeetasse ein Stück Keramik abgeplatzt war. Dass unter dem Bistrotisch drei Spatzen auf der Jagd nach Krümeln hin und her hüpfen. Dass auf dem Bürgersteig ein kleiner Junge saß, der sich die Hand in den Mund steckte. Er hatte einen Schmutzfleck am Kinn, und seine Nase lief. Seine Mutter unterhielt sich lautstark mit einer Bananenverkäuferin, während sie gleichzeitig auf ihrem Handy herumtippte.

Sie erinnerte sich an alles.

Alles.

Sie erinnerte sich an viel zu viel.

»Du bist verrückt, Anna«, hatte John Odegard spontan erwidert, als sie ihm ihren Plan schilderte. Sie saßen in einem anderen Café, an einem anderen Kreisverkehr. Er war mit einem anderen Wagen gekommen. Einem schwarzen Land Rover. Diesmal mit drei Bodyguards. Er erklärte sich bereit, ihr zu helfen. Denn der CIA-Agent hatte ein Problem, das sich nicht auf dem üblichen Dienstweg lösen ließ.

»Kurz bevor der IS deinen Freund verschleppt hat, haben sie auch einen Amerikaner als Geisel genommen«, sagte er.

John Odegard schob ihr über den staubigen Bistrotisch ein Foto zu. Ein breiter Goldring funkelte an seiner Hand. Er hatte ihr anvertraut, dass er seinen Ehering während eines Einsatzes immer abnahm und ihn erst wieder

ansteckte, wenn sein Auftrag beendet war. Das war seine Art, in die Normalität zurückzukehren.

Anna nahm das Foto in die Hand. Ein Mann mittleren Alters mit zerzauster Frisur und dicken Brillengläsern lächelte in die Kamera. Unter seinem Kragen lugte ein Beffchen hervor.

»Sein Name ist Robert O’Leary, er arbeitet als katholischer Priester in Boston. Er hielt sich im Auftrag der katholischen Hilfsorganisation Caritas in der Türkei auf. O’Leary wurde vor sechs Monaten auf einer Straße in Aleppo gekidnappt. Seine Kirche in Boston hat drei Millionen Dollar gesammelt, um ihn freizukaufen ...«, John schüttelte den Kopf und trank einen Schluck Diätcola, »... aber ich befürchte, der IS wird ihn zu Propagandazwecken missbrauchen. Verfluchte Barbaren.«

Als sie einen Plan ausgearbeitet hatten und sich einig waren, wie die Operation ablaufen sollte, brachte der CIA-Agent Anna nach Dschindires, einen von Kurden kontrollierten Ort in Nordsyrien.

»Bis hierhin und nicht weiter«, hatte John gesagt, als er sie vor dem Tor des kurdischen Guerillalagers absetzte. »Wenn der Plan schief läuft, sind wir uns nie begegnet ... in Ordnung?« Dann hatte er gelacht, sie umarmt und ihr einen Kuss auf die Wange gegeben. »Pass auf dich auf.«

Die Wachen am Tor hatten sich zuerst geweigert, eine fremde Frau ins Lager zu lassen, aber als Anna ihnen ihren Militärausweis und ein Foto von sich hinhielt, das sie bei einer Einsatzübung zeigte, erklärten sich die Männer bereit, sie ins Lager zu begleiten.

Sie eskortierten Anna an endlosen Reihen grauer Zelte vorbei, in denen die kurdischen Kämpfer wohnten. Nachdem sie lange Zeit als Terrororganisation gegolten hatte, betrachtete man die kurdische Guerilla inzwischen als Verbündete im Kampf gegen den Islamischen Staat. Aber es war eine fragile Allianz. Die Guerillakämpfer hassten die IS-Soldaten, die die kurdische Bevölkerung in denen von ihnen eroberten Dörfern folterten, vergewaltigten und töteten. Doch das eigentliche Ziel der Kurden deckte sich weder mit dem der westlichen Alliierten noch mit dem der türkischen Armee.

Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg kämpften die Kurden mehr oder weniger ununterbrochen gegen die irakischen, syrischen und türkischen Regierungen und für einen autonomen Staat. Niemand wusste, was an dem Tag geschehen würde, an dem der IS aus Syrien vertrieben wäre.

Schließlich fand Anna die YPG-Kämpferin, die sie in der Restaurantküche

in Ain Issa getroffen hatte. Nuhad zögerte keine Sekunde, als die Frau, die sie vor einem Selbstmordattentäter gerettet hatte, sie um Hilfe bat.

»Tut mir leid, dass uns nicht mehr Leute aus meiner Einheit begleiten können, aber Daesch würde misstrauisch werden, wenn mehr Frauen als Männer im Auto sitzen«, sagte Nuhad. Daesch – der, der Zwietracht sät – war die Bezeichnung der syrischen und irakischen Zivilbevölkerung für den Islamischen Staat.

Nuhad führte Anna zu einem verrosteten Hyundai mit zwei Einschusslöchern in der Karosserie. Sie öffnete die Schiebetür des Lieferwagens, nahm eine schwarze Burka heraus und gab sie Anna.

Die YPG-Kämpferin lachte, als Anna ein paar Minuten später wie ein schwarzes Gespenst vor ihr stand. »Es grenzt schon an Ironie, dass ausgerechnet Frauen unterdrückende Dschihadisten uns die perfekte Verkleidung verschafft haben.«

Anna und Nuhad setzten sich in den Rückraum des Vans, während zwei Kurden, die sich als Joro und Samal vorstellten, vorn Platz nahmen.

Früh am nächsten Morgen erreichten sie al-Suwar. Sie mussten an zwei Kontrollposten anhalten, aber nachdem die jungen Männer mit den langen Bärten Joros und Samals gefälschte syrische Pässe gründlich gemustert hatten, ließen sie sie passieren. Joro lenkte den Lieferwagen durch die halb zerstörte Stadt und fuhr zweimal durch die umliegenden Straßenzüge der Polizeiwache, bis Anna das ideale Versteck entdeckte. Eine verlassene Fabrik auf einem offenen Feld, an der gegenüberliegenden Seite der Straße gelegen, die zum Gefängnis führte.

Als die Dunkelheit hereinbrach, verbargen sie den Van im Gebäude. Anschließend bezogen Anna und die beiden kurdischen Soldaten mit ihren Waffen, Wasserflaschen und Feldrationen Stellung auf dem Dach der Fabrik. Während der Nacht hielten sie abwechselnd Wache.

Anna beobachtete die Polizeiwache durch ihr Fernglas.

Das Gebäude lag im Zentrum von al-Suwar und wurde teilweise von hohen Palmen verdeckt. Hinter ihm erhob sich das schlanke Minarett einer Moschee. Die Fassade des Polizeigebäudes war von Flammen versengt, die Fensterscheiben waren größtenteils zerbrochen. Joro und Samal hatten sich neben ihr positioniert, beide trugen Zivilkleidung. Joro, der Ältere der beiden, senkte sein Fernglas. Sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen.

»Worauf warten wir?«, fragte er.

»Auf die Gefangenen«, antwortete Anna, ohne die Augen von ihrem Fernglas zu nehmen. Ohne Geir an ihrer Seite musste sie selbst Windstärke und Entfernung kalkulieren. Den Leuchtziffern im Zielfernrohr zufolge betrug der Abstand bis zur rußgeschwärzten Außenmauer genau achthundertachtunddreißig Meter.

Drei Stunden nachdem die Sonne den Zenit überschritten hatte, fühlte sich ihr Kopf an, als würde er jeden Moment explodieren. Nuhad kam mit einer Thermoskanne und einem Becher aufs Dach und goss ihr heißen Tee ein.

»Tee hilft bei Hitze«, sagte sie und reichte Anna den Becher. »Dich bringt er zum Schwitzen, und deinen Körper kühlt er ab.«

Anna war von Natur aus Kaffeetrinkerin und hätte lieber Wasser gehabt, aber sie trank den Tee höflich aus.

»Dieser Mann muss etwas sehr Besonderes sein«, sagte die YPG-Kämpferin, deren Augen Anna aufmerksam musterten. »Du gehst ein großes Risiko für ihn ein.«

»Du auch, ihr hättet mir nicht helfen müssen.«

»Doch, das ist unser Krieg. Ich kämpfe für ein freies Kurdistan.«

»Hast du keine Angst? Wir sind nur zu viert, und in dem Gefängnis da drüben verschanzen sich bestimmt an die fünfzig IS-Soldaten.«

Nuhad grinste nur und nahm ihr amerikanisches M16-Gewehr in die Hand. Sie deutete auf ein paar gelbe Smiley-Aufkleber am Kolben. »Ich habe schon elf IS-Soldaten in die Hölle geschickt. Sie glauben, dass sie nicht in den Himmel kommen, wenn sie von einer Frau getötet werden.«

Nuhad nahm den Palästinenserschäl ab, unter dem sie ihr Haar verbarg, das jetzt in schwarzen Locken auf ihre Schultern fiel.

»Ich muss ihnen nur meine Haare zeigen, um sie allesamt in die Flucht zu schlagen«, sagte sie lächelnd.

»Es kommen Leute.«

Samal deutete auf den Platz vor der Polizeiwache. Aus den umliegenden Gassen strömten Menschen herbei. Durch ihr Fernglas sah Anna, dass ihnen Männer mit Maschinengewehren und langen Säbeln folgten. Die Einwohner von al-Suwar wurden aus ihren Häusern getrieben.

Ein metallisches Schleifen erklang.

Anna schwenkte ihr Fernglas in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Am hinteren Ende der Polizeiwache ging eine Tür auf. Acht IS-Kämpfer

verließen das Gebäude, gefolgt von fünf Personen in orangefarbenen Overalls. Die Köpfe der Geiseln waren mit Säcken verhüllt. Hinter ihnen erschienen drei schwarz gekleidete Männer. Die Henker.

»Lass den Van an«, sagte Anna zu Nuhad.

Die YPG-Kämpferin stand auf und lief geduckt über das Dach zur Treppe.

»Ich kümmere mich um die schwarz gekleideten Männer, ihr erledigt die anderen«, flüsterte Anna Joro und Samal zu.

Sie klappte das Zweibein der Winchester Magnum mit Tarnbemalung auf, die Nuhad ihr geliehen hatte.

»Die Männer sind zu weit entfernt«, protestierte Joro, während er seine Kalaschnikow auf der Dachkante abstützte. Neben ihm schob Samal seine Oakley-Sonnenbrille, auf die er so stolz war, auf seinen Palästinenserschulter und platzierte ein altes Gewehr neben seine Kalaschnikow, das aussah, als stamme es aus dem Ersten Weltkrieg.

Durch das Zielfernrohr konnte Anna jedes einzelne Einschussloch in der Mauer der Polizeiwache erkennen. Sie senkte die Winchester auf den Kopf eines Dschihadisten. Der Mann sah blutjung aus, nicht viel älter als achtzehn. Anna schwenkte das Gewehr nach links. In ihrem Sichtfeld erschien der mit einem Sack verhüllte Kopf einer Geisel. Ein großer, kräftiger Mann.

Ihr Fadenkreuz glitt zur nächsten Geisel. Dieser Mann war dünn und ziemlich klein. Der dritte war hochgewachsen, und seine Haare schauten unter dem Sack hervor. Anna sah dunkelbraune Locken, die sich im Wind bewegten, sah die breite Brust, die sich unter dem Overall abzeichnete.

Es war Yann.

Einer der beiden Soldaten, die in der Kantine der Eisdrachen-Basis Wache hielten, bekam eine Meldung über Funk.

Der Soldat, den John Robert genannt hatte, stand auf.

»Sie brauchen mich drüben in dem Raum«, sagte er.

»Geh ruhig, ich hab hier alles unter Kontrolle«, erwiderte der andere.

»Soll ich mitkommen?«, fragte der alte Mann mit heiserer Stimme und erhob sich.

»Nein, warten Sie hier, bis man Sie ruft«, antwortete Robert und verließ die Kantine. Der alte Mann sank wieder auf seinen Stuhl zurück. Der andere Soldat stellte sich breitbeinig vor die Tür, den Finger unterhalb des Abzugs.

Der einzige leichte Tag war gestern, hatten die SEALs immer gesagt, mit denen Anna in Florida trainiert hatte. Der Satz war das inoffizielle Motto der Eliteeinheit und sollte ihre Mitglieder motivieren, noch härter zu trainieren. Anna fragte sich, wie viel der Soldat über diesen Einsatz am Nordpol wusste. Oder hatte man ihm einfach nur den Befehl erteilt, Bodyguard für zwei CIA-Agenten zu spielen?

Anna betrachtete den alten Mann. Er musste weit über achtzig sein. Jetzt erst las sie den Schriftzug auf seiner Baseballkappe: *USS Skate*. Weshalb hatte man ihn mit an den Nordpol genommen? Aber sie gab den Versuch schnell auf, einen Sinn dahinter zu erkennen.

Ziel in Sicht.

Das hatte sie John Odegard per SMS geschrieben, als die Geiseln in den orangefarbenen Overalls aus dem Polizeigebäude geführt worden waren.

Anna wusste, dass die CIA ihre Position über Satellit auf den Punkt genau bestimmen konnte. Sie hatte zwar keine Ahnung, was die Amerikaner in der kurzen Zeit, bis die Geiseln getötet werden würden, ausrichten konnten, aber jetzt war John wenigstens informiert, dass sie sie gefunden hatte. Sie hatte ihren Teil der Abmachung erfüllt. Anna legte das Handy aus der Hand und konzentrierte sich auf das, was sie in ihrem Zielfernrohr sah. Ein IS-Kämpfer baute direkt vor Yann ein Kamerastativ auf. Der Islamische Staat filmte seine Hinrichtungen und stellte die Aufnahmen anschließend auf seiner eigenen

Internetseite ins Netz. Anna spürte, wie ihr Puls in die Höhe schnellte, und zwang sich, ruhig zu atmen. Aus dieser Entfernung konnte die kleinste Bewegung dazu führen, dass sie ihr Ziel um mehrere Meter verfehlte.

Ein anderer IS-Soldat ging zu der Geisel, die rechts außen stand. Er hatte sein Gesicht mit einem Schal ver mummt, aber seine Augen konnte Anna deutlich sehen, als er der Geisel den Sack vom Kopf zog. Es war ein Mann.

Er hatte graue Haare und war dünner als auf dem Bild, das John ihr gezeigt hatte, aber die dicken Brillengläser waren dieselben. Es war Robert O'Leary, der katholische Priester aus Boston. Schweiß lief ihm über das Gesicht, und er blinzelte verwirrt in das grelle Sonnenlicht. Seine Lippen bewegten sich. Der Priester wusste, was passieren würde. Er betete. Der IS-Kämpfer sagte etwas, packte O'Leary an der Schulter und drehte ihn, bis er frontal in die Kamera blickte. Anna schwenkte ihr Gewehr und nahm den IS-Soldaten ins Visier, der hinter Yann stand. Sein Gesicht war nicht unter einem Schal verborgen. Anna konnte den dünnen Bart des jungen Mannes deutlich erkennen, als er seine Hände auf Yanns Schultern legte und ihn ebenfalls zur Kamera drehte. Dann zog er ihm den Sack vom Kopf.

Yanns Gesicht füllte ihr Zielfernrohr aus.

Er sah Anna direkt an. Nach der wochenlangen Geiselhaft war seine Haut bleich, dunkle Ringe lagen unter seinen Augen. Die Glut und der Glanz in seinem Blick waren erloschen. Der Sack hatte seine Haare plattgedrückt. Anna musste sich beherrschen, nicht seinen Namen zu rufen.

Die IS-Kämpfer zogen auch den übrigen Geiseln die Säcke von den Köpfen und entfernten sich. Gleichzeitig trat ein weiterer schwarz gekleideter Mann aus der Tür der Polizeiwache.

Der Mann war riesig. Ein Berg von einem Menschen, fast zwei Meter groß. Die anderen IS-Kämpfer wichen vor ihm zurück, aus Respekt oder aus Furcht. Hinter dem menschlichen Berg kam ein kleines Männchen aus dem Gebäude, wie ein Aasfresser-Fisch, der hinter einem Hai herschwimmt, folgte es dem Hünen. Der Riese hielt etwas in der Hand. Ein langes Rohr, das mit einem Schlauch verbunden war, der unter seinem Arm hindurch auf seinen Rücken lief.

Der Hüne blieb vor den Geiseln stehen. Sein Körper warf einen schwarzen Schatten auf den Boden, ein Loch in die Hölle. Das Männchen drehte an einem Gegenstand auf dem Rücken des Riesen, und aus dem Rohr schoss eine kleine Flamme.

Der Koloss drehte sich zu der versengten Mauer des Gebäudes und richtete die Mündung des Rohrs darauf. Eine orange-gelbe Feuerwelle schlug aus dem Flammenwerfer, wogte glühend durch die Luft und brandete gegen die Wand wie eine Sturmwellen gegen eine Mole. Die Flammen breiteten sich aus, schwarzer Rauch stieg auf.

Anna hörte die Geiseln schreien.

Im Zielfernrohr sah sie den Benzintank, den der Henker auf dem Rücken trug. Ihr Finger krümmte sich um den Abzug.

»Jetzt!«, rief sie und drückte ab. Mit einem dumpfen Knall verließ die Kugel den schallgedämpften Lauf der Winchester Magnum. Das Projektil traf. Der Benzintank explodierte.

Das Männchen und die drei IS-Henker verschwanden in einem Lichtblitz. Rings um den menschlichen Berg züngelten Flammen empor, die sich an seinen Armen entlangleckten und sie in schwarze Stümpfe verwandelten. Der Hüne stürzte zu Boden und wurde von seinem eigenen Inferno verschlungen.

Menschen schrien. Die Einwohner flüchteten.

»Fahr los!«, rief Anna Nuha, die unten in der Fabrikhalle bei laufendem Motor im Van saß, über das Walkie-Talkie zu.

Anna schwenkte ihr Zielfernrohr auf die Geiseln, die wie gelähmt vor ihren brennenden Henkern standen. Die IS-Kämpfer rannten zur Tür der Polizeiwache und verschwanden im Gebäude, nur zwei Männer blieben zurück. Der junge IS-Soldat packte Yann und zerrte seinen Kopf nach hinten. Er hielt ihrem Liebsten ein langes Messer an die Kehle und brüllte irgendetwas.

Anna visierte ihr Ziel an. Das Fadenkreuz legte sich auf die Brust des Mannes. Sie ließ ihren Instinkt den Moment bestimmen, an dem ihr Finger die letzten Millimeter des Abzugs durchdrücken würde.

Der Schuss löste sich.

Blut spritzte auf Yanns Gesicht.

Eine Windböe hatte die Flugbahn des Projektils ein, zwei Zentimeter vom Kurs abkommen lassen, und anstatt sich in die Brust des IS-Kämpfers zu bohren, traf es seinen Hals. Yann sprang zur Seite, als der Mann zu Boden sackte und ihm das Blut in Strömen aus der Halsschlagader sprudelte.

Der andere IS-Kämpfer feuerte mehrere Salven ab, das Maschinengewehr hüpfte in seinen Händen. Die Kugeln rissen blutige Löcher in den orangefarbenen Overall einer der Geiseln.

Anna kalkulierte die Winddrift, korrigierte ihre Visierung und schoss. Das Projektil traf den IS-Kämpfer in die Brust, und sein Körper wurde nach hinten geschleudert.

Erst als die unmittelbare Gefahr für Yann vorüber war, sah Anna über das Zielfernrohr, um sich einen Überblick zu verschaffen. Neben ihr feuerten Joro und Samal kurze Drei-Schuss-Salven aus ihren Kalaschnikows. Die Kurden vergeudeten keine Munition. Von unten drang eine Autohupe zu ihnen hoch. Der rostige Van raste auf die Polizeiwache zu.

Anna hoffte, dass Yann und die drei anderen Geiseln verstanden, dass das Fahrzeug ihre Rettung war. Nuhad hupte erneut, und Yann drehte sich zum Van um. Er schlug O'Leary auf die Schulter, und sie rannten los. Die beiden anderen Geiseln folgten ihm. Ihre Hände waren auf den Rücken gefesselt, und sie mussten aufrecht laufen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Neben den brennenden Henkern lagen zwei IS-Kämpfer leblos vor der Gefängnismauer. Rauch stieg von dem Schlachtfeld auf und schnitt eine schwarze Furche in den blassblauen Himmel. Aus der Polizeiwache kamen sporadische Schüsse, aber Joros und Samals Maschinengewehre sorgten dafür, dass die IS-Kämpfer in Deckung blieben.

Nuhad hatte die Geiseln fast erreicht. Anna konnte Yann deutlich in ihrem Zielfernrohr sehen. Er lief auf den Van zu. Die Freiheit war nur fünfzig Meter entfernt.

Anna riss sich von den Erinnerungen los und öffnete die Augen. Das Atmen fiel ihr immer noch schwer. Sie versuchte, an nichts zu denken. *Es ist alles nur in Ihrem Kopf, physisch ist bei Ihnen alles in Ordnung.* Das hatte ein junger Arzt in der Notaufnahme eines Tromsøer Krankenhauses einmal zu ihr gesagt. Sie war eingeliefert worden, nachdem sie auf der Straße einen Schwächeanfall erlitten hatte, als ein französischer Tourist sie nach dem Weg zur Eismeerkathedrale fragte. *Sie hatten eine Panikattacke. Ist das schon häufiger vorgekommen?*

Eine Stunde später hatte sich der Arzt frustriert erkundigt, weshalb er ihre Patientenakte nicht einsehen könne. Sie hatte gemurmelt, dass ihr das ein Rätsel sei, und ihn gebeten, ihr ein Taxi zu bestellen. In ihrer verbleibenden Zeit in Tromsø hatte sie das Haus ihres Vaters nur noch bis zum Briefkasten verlassen.

Robert kam in die Kantine zurück und schlug die Tür hinter sich zu. »Sie haben Probleme mit den Kabeln, damit kennst du dich besser aus als ich«, sagte er zu seinem Kameraden.

Der andere Soldat sah ihn irritiert an. »Du sollst in Gegenwart von Zivilisten nicht über die Operation reden«, erwiderte er.

Robert verstummte.

Der alte Mann stand auf. »Kann ich irgendwie helfen?«, fragte er.

»Nein, Sie müssen warten, bis Sie gerufen werden. Robert erhält Bescheid, wenn es so weit ist«, antwortete der zweite Soldat und verließ die Kantine, während Robert seinen Platz an der Tür einnahm. Anna merkte, dass er sie neugierig musterte.

»Wo kommen Sie her?«, fragte sie.

»Ich darf nicht mit Ihnen sprechen.« Robert sah zur Seite.

Anna schaute den alten Mann an. »Und Sie ... Wer sind Sie?«

»Ich darf auch mit niemandem reden«, sagte der Mann und warf Robert einen flüchtigen Blick zu. »Aber mein Name ist Dan Morton. Wie heißen Sie?«

»Anna Aune, ich komme aus Norwegen ...«

Roberts Blick wanderte zwischen ihnen hin und her. »Mund halten!«, befahl er. Anna starrte den jungen SEAL-Soldaten demonstrativ an, bis er wieder zur Seite sah. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und machte die Augen zu. Konzentrierte sich darauf, ruhig zu atmen.

Die heiße syrische Sonne brannte sich durch die Dunkelheit.

Anna hörte den Schuss des Heckenschützen erst, als das Projektil einschlug.

Sie hörte das Gewehrfeuer des IS-Kämpfers im selben Moment, in dem das Seitenfenster des Vans zerbarst. Das Fahrzeug schwankte. Einen Augenblick fürchtete Anna, der Schuss hätte Nuhad getroffen, doch der Van fuhr weiter zielstrebig auf die Geiseln zu. Anna richtete ihr Gewehr auf die Polizeiwache. Das Gebäude hatte unzählige Fensteröffnungen, aus denen ein Heckenschütze feuern konnte.

»In der Polizeiwache ist ein Sniper!«, schrie sie Joro und Samal zu. »Achtet auf das Mündungsfeuer!«

Der nächste Schuss des Heckenschützen traf die Geisel, die neben O’Leary lief. Der Mann sackte nach vorn und blieb reglos liegen.

»Der Turm! Er ist im Turm!«, rief Samal und deutete auf das schlanke Minarett der Moschee.

Anna zielte auf einen der oberen Ausgucke an der Spitze des Minaretts und schoss, obwohl dort niemand zu sehen war. Die einschlagende Kugel würde dem Schützen zu verstehen geben, dass sein Versteck aufgefliegen war. Das würde ihn dazu zwingen, in Deckung zu bleiben.

Unten auf der Straße hielt Nuhad mit kreischenden Bremsen vor Yann und den beiden anderen Geiseln. In wenigen Sekunden würden sie im Van sein. Nuhad schoss auf die Polizeiwache, um die IS-Kämpfer in Schach zu halten, während die Geiseln ins Fahrzeug kletterten. Gewehrsalven krachten, Rauch stieg aus dem zertrümmerten Seitenfenster des Vans.

Anna sah das Mündungsfeuer in der Spitze des Minaretts im selben Moment aufblitzen, in dem das Projektil die Dachkante traf und Steinsplitter in ihr Gesicht spritzten. Der Heckenschütze hatte sie entdeckt. Ohne zu zielen, schoss sie auf den Turm, lud nach und rollte mit der Winchester in der Hand zu einem Belüftungsschacht weiter hinten auf dem Dach.

Joro und Samal gingen neben ihr in Deckung. Anna brachte ihre Waffe in Position und sah, dass Nuhad den Van auf der Straße wendete. Staubwolken hüllten ihn ein, als die IS-Soldaten ihn von der Polizeiwache aus beschossen,

aber ein Kugelhagel aus Joros und Samals Kalaschnikows zwangen sie hinter die Mauern zurück.

»Beeilt euch, beeilt euch«, murmelte Anna, während sie dem Van in ihrem Zielfernrohr folgte. Nur vierhundert Meter, und er wäre im Fabrikgebäude in Sicherheit.

Doch auf einmal blieb der Lieferwagen stehen. Die Seitentür ging auf, und ein Mann in einem orangefarbenen Overall sprang heraus. Yanns Hände waren nicht mehr gefesselt, er lief auf die Geisel zu, die vom Heckenschützen getroffen worden war. Annas Körper wurde taub. Als er den leblosen Mann erreichte, ergriff er ihn und zog ihn zum Van.

Anna lud, so schnell sie konnte, nach und feuerte fünf Schüsse auf den Turm, in dem sich der Heckenschütze verbarg.

Yann war jetzt fast beim Van angelangt, und O'Leary streckte ihm seine Hände entgegen. Der Priester bekam den verletzten Mann zu fassen und zog ihn ins Innere. Plötzlich stob vor Yanns Füßen eine Staubwolke auf. Anna hörte das Stakkatogehämmer eines großkalibrigen Maschinengewehrs, hinter der Polizeiwache kam ein gepanzertes Fahrzeug mit einem Maschinengewehr auf dem Dach zum Vorschein. Sie zielte auf den Oberkörper des Soldaten, der das Gewehr bediente, schoss und sah, wie der Mann in die offene Luke fiel. Das Maschinengewehr erstarb und kippte nach vorn.

Joro und Samal feuerten ebenfalls auf das gepanzerte Fahrzeug, doch ihre Projektile schlugen ein, ohne nennenswerten Schaden anzurichten. Der Van schwankte bedenklich und holperte über Steine und Schlaglöcher, als Nuhad mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf das Fabrikgebäude zuraste.

Yann war nicht bei ihr.

In der Staubwolke des Vans sah Anna, wie ihn drei IS-Soldaten in Richtung Polizeigebäude trugen. Sie hatte nur noch zwei Schuss. Sie visierte den Oberkörper des ersten Mannes an, der Schuss löste sich, und der IS-Kämpfer stürzte zu Boden. Anna benötigte eine Viertelsekunde, um die letzte Patrone nachzuladen. Die beiden anderen IS-Kämpfer ließen Yann los, als sie ihren Kameraden fallen sahen. Die Männer warfen sich auf den Boden, aber Annas letzte Kugel traf einen von ihnen, bevor sein Körper die Straße berührte.

»Sagt Nuhad, dass sie umdrehen muss!«, schrie sie, während sie ein neues Magazin aus der Seitentasche zog. Jetzt fehlte ihr Geir mehr denn je. Ihr Spotter hätte ein neues Magazin parat gehabt, noch bevor sie den letzten

Schuss abgefeuert hätte. Sie legte das Magazin ein und lud nach.

Der letzte IS-Kämpfer hatte Yann auf seinen Körper gezogen und benutzte ihn als Schutzschild. Yanns orangefarbener Overall war von der Hüfte abwärts blutgetränkt. Sie konnte sein Gesicht im Zielfernrohr deutlich sehen. Seine Augenlider öffneten sich. Die Pupillen glänzten in der Sonne.

Er lebte.

Der Dschihadist hatte begriffen, dass der französische Arzt seine einzige Chance war, lebend in das Polizeigebäude zu gelangen. Aber die Bewegungen, die er beim Rückwärtskriechen machte, brachten seinen Oberkörper immer wieder in eine erhöhte Position. So konnte Anna das Namensschild auf seiner verschwitzten Uniform lesen: »Baldy«. Plötzlich war der Kopf des IS-Soldaten nicht mehr komplett durch Yann verdeckt. Anna justierte ihr Gewehr um wenige Millimeter, bis das Fadenkreuz Baldys Stirn anvisierte.

Langsam atmete sie durch die halb geöffneten Lippen aus. Sie spürte ihren Herzschlag in den Ohren.

Sie musste an die Worte denken, die ihre Ausbilder im Schießstand ihr immer und immer wieder eingebläut hatten: »Lass dir von deinem Unterbewusstsein sagen, wann der richtige Moment da ist. Übereil den Schuss nicht.« Ein einzelner Herzschlag dröhnte in ihren Ohren – und erstarb.

Sie drückte ab.

Anna schob den Kantineisch von sich. Polternd kippte er um. Die Reisschale landete auf dem Boden und rotierte im Kreis, die Essstäbchen rollten durch den Raum.

Robert hob sein Maschinengewehr, presste den Kolben gegen die Schulter und trat ein paar Schritte von der Tür weg.

»Sitzen bleiben!«, befahl er.

Anna stand auf und versuchte vergeblich zu atmen. Krämpfe zogen ihre Brust zusammen. Tunnelwände begrenzten ihr Sichtfeld. Ihre Oberschenkel zitterten, ihre Beine gaben nach, sie sackte auf die Knie. In weiter Ferne hörte sie Dan rufen: »Helfen Sie ihr!«

Der Tunnel, in den sie blickte, wurde immer enger. Sie schloss die Augen. *Das ist nur ein Film. Erinnerungen können dich nicht töten.*

»Bekommen Sie keine Luft?«

Anna öffnete die Augen und sah in Roberts Gesicht. Sie rang keuchend nach Atem und spürte, wie sich der Nebel in ihrem Kopf lichtete. Unbändige Wut vertrieb die Angst.

»Was haben Sie gesagt?«, fragte sie.

Robert beugte sich tiefer zu ihr herunter.

»Bekommen Sie keine Luft?«, wiederholte er.

Anna streckte eine Hand nach hinten.

»Ich kann Sie nicht verstehen«, flüsterte sie.

Robert beugte sich noch tiefer über sie.

»Ich hole einen San...«

Er schrie auf, als Anna ihm ein Essstäbchen ins Kinn rammte.

»Eine Bewegung, und ich stoße dir das Ding in den Hals!«, sagte sie.

Anna griff nach Roberts Maschinengewehr und riss es aus dem Clip, mit dem es an seiner Brust befestigt war.

»Das können Sie doch nicht ...« Robert schrie erneut auf. Anna bohrte das Essstäbchen so tief in seine Haut, dass Blut tropfte. Mit der anderen Hand drückte sie seinen Kopf auf die Spitze.

»Doch, ich kann ... wenn du nicht genau das tust, was ich dir sage«, erwiderte sie.

Robert riss den Kopf nach hinten.

Damit hatte Anna gerechnet.

Ihr Faustschlag traf den Nervendruckpunkt unterhalb seines Ohres. Er sackte zusammen, fiel nach hinten und blieb bewusstlos auf dem Boden liegen. Anna kroch zu ihm hin, zog seine Pistole aus dem Oberschenkelholster und stieß sie zusammen mit dem Maschinengewehr außer Reichweite über den Fußboden. Dann durchsuchte sie ihn und nahm ein kurzes Messer aus einem Futteral, das er am Gürtel trug.

Anna richtete sich auf und ging zu Dan, der aufgesprungen war und hinter dem Tisch stand.

»Bitte tun Sie mir nichts«, bat er.

»Ich werde Ihnen nichts tun, wenn Sie mir sagen, was hier vor sich geht«, erwiderte sie.

»Was ... was meinen Sie?«

»Warum sind Sie hier? Wobei sollen Sie der CIA helfen?«

»Ich darf nicht ... Ich komme ins Gefängnis, wenn ich darüber rede.«

Anna trat auf ihn zu, Dan wich zurück, bis er an den Ofen der Küchenzeile stieß.

»Ich weiß nicht, wie viel die CIA Ihnen erzählt hat ... aber in den letzten vierundzwanzig Stunden wurden hier vierzehn Menschen ermordet«, sagte Anna.

Dan blinzelte hektisch, seine Augen unter den schweren Lidern waren wässrig. »Das ... das wusste ich nicht«, stotterte er.

»Einer von ihnen war mein Kollege. Er hieß Daniel Zakariassen. Er ist hierhergekommen, weil er Menschen in Not helfen wollte ... Jetzt ist er tot.«

»Das ist nicht meine Schuld ... Von alldem wusste ich nichts, ich schwöre es. Ich soll nur das U-Boot identifizieren.«

»Was für ein U-Boot?«, fragte Anna.

Dan zögerte einen Moment. »Das U-Boot, das die CIA gefunden hat ... das russische U-Boot.«

Anna erinnerte sich, was sie in dem VR-Helm gesehen hatte. Die virtuelle Ansicht des sonderbaren Zylinders, der in drei Teile zerbrochen in einer Spalte auf dem Meeresboden lag. Jackie musste das U-Boot entdeckt haben, als er die Daten des chinesischen Radars ausgewertet hatte, der den Meeresgrund absannte. Und als der Spion die Daten an seinen Auftraggeber – die CIA – weitergeleitet hatte, musste ihm jemand die

Anweisung erteilt haben, die Entdeckung geheim zu halten und die Dateien zu löschen ... Doch dabei war er von Qiang überrascht worden, dem Mann, den Jackie erstochen hatte. Damit hatte alles angefangen. Der Mord, der ein Blutbad auslöste.

»Woher wissen Sie von diesem U-Boot?«

Dan blickte sie ängstlich an. »Mehr darf ich nicht sagen ... Ich habe seit sechsfünfzig Jahren mit keiner Menschenseele darüber geredet. Ich musste eine Verschwiegenheitserklärung unterschreiben. Sogar meine Frau ist gestorben, ohne dass ich ihr davon erzählt habe.«

Anna trat noch näher an den alten Mann heran. Sie konnte jede Pore in seinem Gesicht erkennen. Die tiefen Falten, die dicken Tränensäcke, die von einem langen Leben voller Ängste und Sorgen zeugten. Sie nahm ihm die Baseballkappe ab und legte ihre Hand auf seinen kahlen Kopf. Er war warm und feucht. Sie betrachtete den goldfarbenen Schriftzug: *USS Skate*.

»Wissen Sie, was ich glaube, Dan?«, sagte sie.

»Nein ...«

»Dass Sie U-Boot-Offizier waren.«

»Ja.«

»Und dass Sie schon einmal hier waren ... am Nordpol.«

Der alte Mann nickte stumm.

»Was ist damals geschehen ... vor sechsfünfzig Jahren?«

»Ich kann nicht darüber reden.«

»Doch, können Sie, Dan. Es wird eine große Erleichterung für Sie sein, mir alles über dieses U-Boot zu erzählen, was Sie wissen. Reden Sie sich die Last von der Seele.« Anna ließ ihre Hand von Dans Kopf auf seinen Nacken gleiten, hielt inne und drückte leicht zu. Dan blinzelte, seine Unterlippe zitterte.

Er blickte zu dem Soldaten, der auf dem Boden lag. »Bitte tun Sie mir nichts«, flehte er.

»Sagen Sie mir nur, was Sie wissen.«

Dem alten Mann liefen die Tränen über die Wangen. »Ich wollte sie nicht töten, das habe ich auch John gesagt.« Dans Stimme brach. »Gott ist mein Zeuge, ich wollte die armen Russen nicht töten.«

»1962 war ich stellvertretender U-Boot-Kommandant«, sagte Dan. »Wir wurden mitten in der Kubakrise nach Murmansk geschickt, um den Hafen zu überwachen. Der Druck war groß. Wir sind auf dem Höhepunkt der Kubakrise in See gestochen ... die Insel war umzingelt.«

»Ich weiß, was die Kubakrise war, kommen Sie zum Punkt«, sagte Anna.

Dan hustete. Roberts Funkgerät knackte. Die Piloten erhielten den Befehl, die Motoren aufzuwärmen.

»Nach einer Woche auf Tauchgang vor Murmansk ... erfassten unsere Sonare eine Geräuschquelle. Ein russisches U-Boot mit einer Signatur, die wir noch nie gehört hatten. Ein völlig neuer U-Boot-Typ. Wir erhielten den Befehl, das U-Boot zu beschatten. Einige Tage später nahmen die Russen Kurs auf den Nordpol. Nach vierundzwanzig Stunden unter dem Eis drosselten sie plötzlich ihre Geschwindigkeit und fingen an, Kreise zu drehen. Ich hatte damals Wache und dachte, die Russen hätten uns entdeckt und wir wären aufgefliegen.«

Der alte Mann rang nach Atem. »Und da haben wir es gehört, das schlimmste und beängstigendste Geräusch, das man als U-Boot-Besatzung hören kann ... Die Russen öffneten ihre Torpedoluken. Dann hörten unsere Sonarleute, wie ein Torpedo abgefeuert wurde. Er kam direkt auf uns zu. Ich gab den Befehl, hart Backbord zu gehen und eine Doppelsalve abzufeuern. Ich hatte nicht einmal Zeit, den Kapitän zu warnen. Ich musste eine Entscheidung treffen. Wir glaubten, wir würden alle sterben, alle Mann. Dreißig Sekunden später hörten wir im Eis über uns eine Explosion. Als wir begriffen, was das war, war es bereits zu spät ... Die Russen hatten nur versucht, sich einen Weg an die Oberfläche freizuschießen.« Dans Stimme versagte einen kurzen Moment.

»Eine Minute und elf Sekunden nach der Explosion traf unser Torpedo das russische U-Boot. Der erste Torpedo war ein Blindgänger, aber der zweite traf, und das genügte ... Ich werde niemals dieses grauenvolle Geräusch vergessen, mit dem der Rumpf der Russen auseinanderbrach. Wir befanden uns in fast dreitausend Meter Tiefe. Die armen Teufel hatten keine Chance.«

Dan wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und schniefte.

»Sie erzählen mir also gerade, dass 1962 ein amerikanisches U-Boot ein russisches U-Boot aus Versehen versenkt hat?«, fragte Anna.

»Ja.«

»Und die Sache wurde bis heute unter Verschluss gehalten?«

»Ja ... Als wir wieder am Stützpunkt ankamen, erwarteten uns der Militärgeheimdienst und die CIA am Kai. Keiner von uns durfte von Bord gehen. Der Geheimdienst hatte einige Tage vorher einen Funkspruch der Russen abgefangen. Der Kapitän hatte Probleme mit der Kühlung eines Atomreaktors an Moskau gemeldet. Vermutlich waren sie unter dem Eis in eine Notsituation geraten. Die Russen hatten keine Ahnung, dass wir ihnen folgten. Sie haben den Torpedo nicht auf uns abgeschossen ... Die armen Seelen haben nur versucht, an die Oberfläche zu kommen.«

Dan begann wieder zu weinen. »Aber woher hätte ich das wissen sollen? Ich habe nur das getan, was ich für richtig hielt ... Ich habe uns verteidigt, so wie ich es gelernt hatte.«

»Und die Sache kam nie ans Tageslicht, weil die Sowjetunion glaubte, an Bord des U-Bootes hätte sich ein Unfall ereignet?«, fragte Anna.

»Ja, und die Marine hat uns zu absoluter Geheimhaltung verpflichtet. Die gesamte Mannschaft musste eine Verschwiegenheitserklärung unterschreiben, bevor wir von Bord gehen durften. Man sagte uns, dass uns jeder Verstoß lebenslänglich hinter Gitter bringen würde ... in Isolationshaft. Wenn die Russen erführen, was wirklich geschehen war, würde das einen Atomkrieg auslösen.«

»Und jetzt sind Sie hier, um der CIA bei der Identifizierung dieses russischen U-Bootes zu helfen?«

»Ja, man hat mich mitten in der Nacht angerufen. Zehn Minuten später kam ein Wagen und holte mich ab. Ich durfte nicht mal ein paar Sachen packen.«

Plötzlich erklangen draußen Schritte.

Jemand näherte sich der Kantinenhütte.

»Bleiben Sie da stehen, sagen Sie kein Wort!«, wies Anna Dan an und lief zur Tür. Sie konnte sich gerade noch an die Wand pressen, bevor sie geöffnet wurde. Der zweite Soldat betrat die Kantine. Sein Blick fiel auf Dans tränennasses Gesicht und auf Robert, der bewusstlos auf dem Boden lag. Im nächsten Moment stand Anna hinter ihm und presste ihm das Messer an die Kehle.

»Lass deine Waffen fallen«, sagte sie.

»Sie sind verrückt, damit kommen Sie nie durch.« Die Bassstimme des Soldaten schnarrte in ihren Ohren.

»Lass deine Waffen fallen, sofort!«, wiederholte sie.

Der Mann warf sein Maschinengewehr und seine Pistole auf den Boden. »Wir sind am Nordpol. Sie können nirgendwohin fliehen«, sagte er.

»Ich habe auch nicht vor zu fliehen«, erwiderte Anna, stieß den Soldaten aus der Tür und ging mit ihm zu der großen Halle.

Auf der anderen Seite des Platzes standen zwei Soldaten vor der Tür des Raums, in dem sich John und Jackie aufhielten. Im ersten Moment reagierten sie nicht darauf, dass Anna mit ihrem Bewacher auf sie zukam, doch dann deutete einer der beiden auf sie.

»Sie hat ein Messer!«, rief er.

Die beiden Soldaten hoben ihre Maschinengewehre.

»Bleiben Sie stehen! Lassen Sie den Mann los!«

Anna presste sich an den Rücken ihrer Geisel und schob sie vor sich her auf die Soldaten zu.

»Bleiben Sie stehen, oder wir schießen!«

»Wache an CIA-Kommandanten, wir haben hier draußen eine Geiselsituation«, sagte einer der beiden Soldaten in sein Funkgerät, während er seine Waffe auf Anna gerichtet hielt. »Die norwegische Frau hat einen von uns in ihrer Gewalt.«

Anna stieß ihre Geisel weiter auf die beiden Männer zu.

»Waffen fallen lassen!«, sagte sie.

Die Soldaten zielten weiter auf sie.

»Bleiben Sie stehen, oder wir müssen schießen!«

Anna ging unbeirrt auf die Soldaten zu. Sie hörte die Atemzüge des Mannes, der ihr als Deckung diente. Schweißgeruch stieg ihr in die Nase.

Hinter den beiden Wachen ging die Tür auf.

John Odegard kam heraus.

»Was zum Teufel veranstaltest du hier, Anna?«, fragte er.

»Ich will Jackie«, erwiderte sie.

Der CIA-Agent machte eine resignierte Geste. »Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Wenn Jackie die Leute auf der Basis getötet hat, wird er dafür zur Rechenschaft gezogen. Das ist doch albern. Leg das Messer weg, und wir vergessen das Ganze. Ich verstehe, dass du durch die Hölle gegangen bist, aber in einer Stunde werden wir alle von hier verschwunden sein. Komm mich doch besuchen, Anna. Gönn deinem Körper ein bisschen Sonne und Wärme.«

»Ich weiß, warum ihr hier seid ... Dan hat mir alles erzählt«, sagte Anna.

John Odegards Augen wanderten über den Platz. »Wenn du es weißt, dann begreifst du ja wohl, warum dieser Auftrag so extrem wichtig ist.«

»Ich will beide Chinesen hier draußen haben!«, rief sie. »Marco und Jackie.«

»Du weißt, dass das nicht passieren wird, Anna.«

John gab den beiden Soldaten ein Zeichen, woraufhin sie zur Tür zurückwichen. Er selbst zog eine Pistole unter seiner Jacke hervor und lud sie durch. Das aus dem Raum fallende Licht spiegelte sich auf ihrem Lauf.

»Kannst du jetzt nicht einfach aufgeben, Anna? Lass uns unsere Arbeit beenden, dann packen wir unsere Sachen und fliegen nach Hause. Du hast hier nichts zu gewinnen. Fahr lieber nach Tromsø zurück und verbring ein bisschen Zeit mit deiner Familie«, sagte er.

»Ich kann Jackie nicht davonkommen lassen.«

»Er kommt nicht davon, wir haben ihn.«

»Ich glaube dir nicht.«

Der CIA-Agent neigte den Kopf ein wenig, als sei Anna ein unbekanntes Lebewesen, das er von allen Seiten begutachten müsste. »Das ist verdammt schade, aber nicht mein Problem.«

»John, hast du die Männer in der Halle nicht gesehen? Wie sie gestorben sind? Du verteidigst ihren Mörder!«

Die Miene des CIA-Agenten verhärtete sich. »Ich bin dir keine

Rechenschaft schuldig. Ich repräsentiere die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika. Deine Wahl ist einfach. Lass das Messer fallen und lass den Mann frei. Das ist meine letzte Warnung.«

Anna sah, dass die beiden Soldaten an der Tür ihre Maschinengewehre wieder auf sie richteten. Die Läufe ragten wie spitze Speere aus ihren Schatten. Bei nur drei Meter Entfernung würden sie ihr Ziel nicht verfehlen. Anna hörte den flachen Atem ihrer Geisel, ihren beschleunigten Herzschlag unter der Uniform. Sie konnte ihn nicht töten. Sie war am Ende des Wegs angelangt.

Ihr rasender Zorn war auf einen unüberwindbaren Wall gestoßen. Das Eis würde sie am Ende doch noch kriegen. Es gab keine weiteren Möglichkeiten mehr.

Yann war tot.

Daniel war tot.

Und sie war so unendlich müde. Das Messer glitt vom Hals des Soldaten. Anna ließ es fallen und stieß den Mann von sich.

John senkte seine Pistole.

»Danke«, sagte er.

Die beiden Soldaten kamen auf sie zu und packten sie links und rechts bei den Armen.

»Jungs, es ist in Ordnung«, sagte John. »Anna wird uns keinen Ärger mehr machen, habe ich recht, Anna?« Er steckte seine Pistole in die Jacke zurück. »Lasst sie los.«

Die Männer gehorchten und traten einen Schritt zurück.

»Ich habe dir das nie erzählt, aber ich hatte eine Tochter, die heute genauso alt wäre wie du«, sagte John mit leiser Stimme. »Ellie war ein wundervoller Mensch, aber ich war zu sehr damit beschäftigt, die Welt zu retten, um zu Hause zu sein. Während einer Operation in Seoul rief meine Frau eines Abends an ... Ellie war hundert Meter von unserem Haus entfernt von einem Müllwagen überfahren worden ... während ich koreanischen Waffenschmugglern hinterhergejagt bin.«

John legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Als ich meine Tochter verlor, glaubte ich, nie wieder einen Sinn im Leben sehen zu können. Aber wir haben noch zwei Söhne, die uns brauchten ... Am Ende haben wir einen Weg gefunden.«

In den grauen Augen des CIA-Agenten glänzten Tränen. Er drückte sachte

ihre Schulter, dann ließ er sie los.

»Pass auf dich auf, Anna«, sagte er.

Im nächsten Moment zerriss schrilles Sirenengeheul die Luft.

Das Sirenengeheul kam aus dem Raum. Ein pulsierender Ton. Die Soldaten blickten unsicher auf das Gebäude.

John drehte sich um.

»Stell diesen verdammten Lärm aus, Lara!«, brüllte er.

Anna sah, dass Jackie am Computer stand. Einer der Soldaten kniete auf dem Boden vor einer geöffneten grünen Kiste, aus der Kabel ins Eisloch liefen.

Lara rief Jackie etwas auf Chinesisch zu, woraufhin er auf einen Kasten neben den Sicherungsschränken deutete. Die blonde Frau ging hinüber, öffnete den Kasten und legte einen Schalter um. Die Sirene verstummte. Angespante Atemzüge erfüllten die plötzliche Stille.

»Was war das?«, fragte John.

»Laut Jackie der Methangasalarm. Wir müssen lüften«, antwortete Lara. Jackie sagte etwas und zeigte auf den Monitor. Die CIA-Agentin stellte sich neben ihn und beugte sich zum Bildschirm.

»John, das musst du dir ansehen!«, rief sie.

John ging in den Raum, während die Soldaten links und rechts von Anna stehen blieben. Jetzt erst entdeckte sie Marco, der neben den Kabeln, die vom Turm herabhingen, auf einer Leiter stand und einen Ölkännchen in der Hand hielt. Sein Blick wanderte zwischen ihr und dem Computerbildschirm hin und her.

Der Monitor projizierte einen bläulichen Schein auf Johns Gesicht. »Hol Dan her«, wies er einen der Soldaten an, die sich im Raum befanden.

Der CIA-Agent winkte Anna herbei. »Komm rein«, sagte er.

»Nein, sie darf nicht in diesen Raum«, widersprach Lara.

John ignorierte ihren Protest. »Sie weiß, warum wir hier sind. Lass sie rein«, erwiderte er.

Die beiden Soldaten folgten Anna. Als sie an den Computer trat, wich Jackie zurück, bis er an seinen Bewacher stieß, der hinter ihm stand. Auf dem Monitor war eine Aufnahme des Meeresbodens zu sehen: Ein runder grauer Gegenstand, der halb im Schlamm versunken war, warf einen schwachen Schatten auf eine Gesteinswand. Der Soldat, der vor der grünen Kiste kniete,

stand auf und deutete auf eine Erhebung auf dem grauen Gegenstand.

»Das ist der Rumpf des U-Bootes. Die Erhebung ist der Überrest des Turms«, sagte er.

Die Stahlplatten des Rumpfs waren durch die Druckveränderung, der das U-Boot nach dem Torpedobeschuss bei seinem Absturz in die Meerestiefe ausgesetzt gewesen war, eingedellt und verbogen. Ein schiefes Steuerruder ragte aus dem Schlamm. Der Wasserdruck hatte die Außenhaut des Rumpfs nach innen gepresst und so die Spanten der Konstruktion freigelegt. Anna hob den Blick über den Rand des Bildschirms und musterte Jackie. Er stand reglos da und starrte Lara an, die ihm den Rücken zuwandte. Anna konnte nicht sagen, ob Hass oder Begehren in seinen Augen lag.

Draußen erklangen knirschende Schritte im Schnee. Dan betrat den Raum und betrachtete nervös die um den Monitor versammelten Personen.

John ging zu ihm, legte ihm behutsam eine Hand auf den Rücken und führte ihn zum Computer.

»Wir haben ein Wrack entdeckt«, sagte er. »Ist das das U-Boot, das Sie abgeschossen haben?«

Schweigend betrachtete Dan das Wrack.

»Das ist nicht so leicht zu sehen«, sagte er schließlich.

»Ich kann näher herangehen«, sagte der Soldat und betätigte den Schalthebel in der Mitte der Tastatur. Das Mini-U-Boot, das das Wrack filmte, steuerte auf den Turm des U-Bootes zu. Sein grauer Umriss füllte den Bildschirm aus. Unter der Schlammschicht konnte Anna zwei Buchstaben und eine Zahl erkennen: KS 2.

»Ja, jetzt sehe ich es ... Es ist ein K2-U-Boot. Das S bedeutet in der Regel, dass es sich um einen experimentellen Prototyp handelt. Es war eines der ersten Atom-U-Boote der November-Klasse«, sagte Dan und fuhr sich mit der Hand über das Kinn.

»Das ist die Position des anderen Objekts«, erwiderte Lara und zeigte in eine Ecke des Monitors. Der SEAL-Soldat lenkte das Mini-U-Boot vom russischen U-Boot weg. Anna verfolgte mit ihren Augen einen länglichen Fisch, der sich aus dem zertrümmerten Rumpf des U-Bootes schlängelte. Sie dachte an die Leichen der russischen Besatzung, die noch immer in dem Wrack lagen. War von einem menschlichen Körper nach so langer Zeit überhaupt noch etwas übrig? Etwas, das die Familien bestatten konnten?

Anna musterte John, der den Monitor aufmerksam betrachtete.

»Da!« Lara tippte auf den Bildschirm. »Da ist der Torpedo.«

Sie zog den alten U-Boot-Kommandanten näher zu sich heran. »Ist das Ihr Torpedo?«, fragte sie.

Dan schielte auf den Monitor. Anna entdeckte einen länglichen Zylinder, der fast vollständig unter Schlamm begraben war. »Ja, das ist ein Mark-37-Torpedo«, bestätigte Dan. »Wir haben damals zwei davon abgeschossen. Einer von ihnen verfehlte das Ziel.«

Über ihr starrte Marco von seinem Platz auf der Leiter auf den Bildschirm. Außer dem Ölkanister hielt er auch noch einen Schraubenschlüssel in der Hand. Was hatte er repariert? Sie drehte sich um. Der Korb, der die explosiven Mineralien an die Oberfläche befördert hatte, war verschwunden. Im Augenwinkel sah sie, dass der Soldat nach einer Fernbedienung griff. Am unteren Bildrand des Monitors erschien der Greifarm des Mini-U-Bootes, der einen schwarzen Kasten zwischen seinen metallenen Klauen hielt.

»Die Ladung ist scharf und einsatzbereit.«

Der Mann drückte auf eine Taste.

Die Klauen öffneten sich, und der schwarze Kasten sank in die Tiefe, bis er neben dem Torpedo im Schlamm landete und dadurch eine graue Wolke produzierte.

Anna hörte Lara sagen:

»Beeilen Sie sich. Wir müssen von hier weg. Jetzt sofort!«

»Was habt ihr mit dem Torpedo vor, John?«, fragte Anna.

»Ihn wegschaffen natürlich«, erwiderte der CIA-Agent, ohne seine Augen auch nur eine Sekunde vom Bildschirm zu lösen. »Die Russen werden das Wrack früher oder später finden. Aber ohne einen amerikanischen Torpedo am Unglücksort bleibt es genau das: ein Unglück.«

Er holte tief Luft und drehte sich zu dem Soldaten mit der Fernbedienung.

»Haben Sie Funkkontakt?«, fragte er mit entschiedener Stimme.

»Ja, ein starkes und klares Signal«, antwortete der Mann.

»Gut, steuern Sie das Mini-U-Boot zurück in die Grube.«

»Es ist besser, wenn Ihr Agent das macht«, sagte der Soldat zu Lara, die Jackie daraufhin auf Chinesisch eine Anweisung erteilte. Im ersten Moment reagierte er nicht. Lara wiederholte ihre Aufforderung. Jackie murmelte irgendetwas vor sich hin und ging zum Computer, dicht gefolgt von seinem Bewacher.

Anna trat an Johns Seite. »Wie wollt ihr den Torpedo wegschaffen?«,

fragte sie.

»In dieser Tiefe und mit so wenig Zeit haben wir keine große Wahl: Wir müssen ihn sprengen.«

Anna spürte, wie ihre Haut zu prickeln begann. »Du kannst den Torpedo hier nicht sprengen! Wisst ihr nicht, dass Methangas vom Meeresboden aufsteigt?«

»Wir haben den Auftrag, den Torpedo wegzuschaffen. Gelingt uns das nicht, war die ganze Operation umsonst. Wenn die Russen herausfinden, dass wir eines ihrer U-Boote versenkt haben, bricht die Hölle aus.«

»Bevor ihr gekommen seid, ist hier ein Brand ausgebrochen. Daniel Zakariassen hat Mineralien aus dem Meer geholt, und ... sie haben sich von allein entzündet«, sagte Anna.

John blickte unsicher zu Jackie, der das Mini-U-Boot steuerte.

»Ist das wahr, Jackie?«, fragte er.

Der Chinese zuckte nur mit den Schultern.

»Bring ihn dazu zu antworten, Lara!«

Die CIA-Agentin ließ einen hitzigen chinesischen Wortschwall los. Jackie antwortete kurz angebunden.

»Er sagt, er weiß es nicht. Sie hätten noch nie Probleme mit dem Gas gehabt, bevor diese norwegische Frau aufgetaucht sei.«

»Drew, können wir die Sprengung des Torpedos irgendwie vermeiden?«, fragte John.

Der Sprengstoffexperte der SEAL-Einheit fuhr sich mit der Hand durch sein kurzes Haar.

»Dann müssten wir den Torpedo bergen und in eine sichere Umgebung bringen. Aber das Ding liegt seit sechsundfünfzig Jahren da unten ... Wir können nicht einfach mit ein paar Greifarmen kommen. Der Torpedo muss kontrolliert nach oben gefiert werden, sonst bricht er auseinander. Diese Lektion habt ihr von der CIA doch am eigenen Leib erfahren, als ihr versucht habt, das K-129 aus dem Pazifik zu bergen. Selbst mit einem Spezialschiff, das Unsummen verschlungen hat, ist der größte Teil des Rumpfes weggebrochen, bevor er die Oberfläche erreicht hat ...«

»Geben Sie mir die Kurzfassung«, sagte John. »Es ist also möglich?«

»Ja, aber wir müssten ein Spezial-U-Boot anfordern, das in dreitausend Meter Tiefe operieren kann ... ferngesteuert von einem Atom-U-Boot auf

Tauchstation. Aber das in die Wege zu leiten dauert mindestens eine Woche.«

»Mein Gott«, seufzte John und strich sich mit der Hand über den Kopf.

Lara sah ihn wütend an. »Wir haben keine Woche, wir haben Minuten. Unsere Anweisungen sind klar. Wir müssen den Torpedo sprengen und anschließend evakuieren, und zwar sofort. Ohne den Torpedo kann niemand beweisen, dass wir das U-Boot versenkt haben.«

»Himmelherrgott, dabei sollte das eine einfache In-and-Out-Operation werden.« Mit resignierter Miene zog John Odegard ein Satellitentelefon aus seiner Jacke. »Ich muss mit Langley sprechen.«

»John! Das ist meine Operation, und ich sage, dass wir jetzt sprengen müssen!«, rief Lara.

John verlor die Beherrschung. »Ja, das ist deine Scheißoperation, und die wirst du schön allein ausbaden, darauf kannst du Gift nehmen! Du bist die Führungsoffizierin eines Agenten, der vierzehn Morde zu verantworten hat! Aber bis jemand etwas anderes sagt, bin ich der ranghöchste Offizier hier! Ich gehe nach draußen und rufe Langley an ... Niemand rührt einen Finger, bevor ich zurück bin!«

Der CIA-Agent drehte sich um und stürmte nach draußen. Im Raum wurde es still, nur das Tippen von Jackies Fingern, die über die Computertastatur flogen, war zu hören. Anna blickte in das Loch im Eis. Bis auf ein paar vereinzelte Luftblasen lag die Wasseroberfläche ruhig da. Die Leitersprossen knackten, als Marco nach unten kletterte. Er stellte den Ölkännchen auf den Boden, legte den Schraubenschlüssel daneben und ging auf Anna zu.

»Hiergeblieben!«, befahl Lara und schnitt ihm den Weg ab.

»Ich will nicht hier sein«, sagte Marco.

Lara stieß ihn grob zurück. »Du bleibst hier, bis ich etwas anderes sage.« Erneut breitete sich Stille aus, nur unterbrochen von Dan, der sich die Nase putzte.

Die Tür ging auf. Alle drehten sich um und blickten auf John Odegard, der zurück in den Raum kam, das Satellitentelefon noch in der Hand. Sein Gesicht war grau, als würde das Eis auch von ihm langsam Besitz ergreifen.

»Wir sprengen«, sagte er.

»Verstanden«, erwiderte Drew und drehte einen Schlüssel um.

Anna wappnete sich, aber nichts geschah. Kein Beben, kein Geräusch. Nur ein kurzes Piepen erklang von der grünen Kiste.

»Sprengladung erfolgreich detoniert«, sagte Drew so gelassen, als hätte er gerade die Kaffeemaschine angestellt.

In Johns Gesicht kehrte die Farbe zurück. »Gut, dann evakuieren wir. Alle raus zu den Hubschraubern.«

Anna drehte sich um und wollte aus dem Raum gehen, aber ein zischendes Geräusch hielt sie zurück. Das Wasser im Loch brodelte. Im nächsten Moment spürte sie, wie das Eis unter ihr vibrierte. Es brach auseinander.

»John! Gas!«, rief sie. Der CIA-Agent wandte sich zu ihr um.

»Was?«

»Wir müssen sofort raus hier! Der Raum ist voller Gas!«

John blickte in das Loch. »Scheiße ...« Weiter kam er nicht, denn eine grüne Stichflamme schoss empor.

Die Flamme breitete sich über das Eis aus und teilte den Raum in zwei Hälften.

Anna hörte einen Schrei aus dem Feuer. Draußen ertönte ein lautes Grollen. Dan wich zurück und fiel nach hinten.

»Nehmen Sie meine Hand.« Anna packte ihn und zog ihn auf die Füße. Marco stand wie gelähmt da und starrte in die Flammen. Anna packte auch ihn und zerrte die beiden Männer mit sich zur Tür. Als sie hinaustrat, glaubte sie im ersten Moment, jemand hätte die Scheinwerfer wieder eingeschaltet, aber das Licht kam von den Flammen, die aus der Rinne im Eis emporschlugen. Im Feuerschein konnte sie die Hubschrauber hinter den Hütten sehen. Die Rotoren drehten sich, die Piloten waren abflugbereit.

In der Nähe der Kantine erklang ein Knall. Eine weitere Flamme loderte aus dem Eis, der Druck der Explosion schob die Hütte nach vorn. Die Tür wurde aufgerissen, und Robert rannte ins Freie. Die Detonation hatte ihn wieder zu Bewusstsein gebracht.

»Lara, wo bist du?«, schrie John Odegard hinter ihr.

Er stand immer noch im Türrahmen. Der Raum lag im Dunkeln, nur vom Schein der Flammen erleuchtet, die inzwischen an den Sicherungsschränken und an den vom Turm herabhängenden Kabeln emporzüngelten. Lara stürzte hinter den Kabeln hervor, ihr Pferdeschwanz brannte. Panisch auf ihre Haare einschlagend rannte sie zur Tür. John riss sich seine Jacke vom Leib und erstickte die Flammen.

In sicherer Entfernung zur Halle nahm er die Jacke wieder herunter. Von Laras blonden Haaren stieg Rauch auf.

»Bist du in Ordnung?«, fragte er.

Lara griff sich in den Nacken. Von ihrem Pferdeschwanz war nur noch ein verkohlter Stummel übrig.

»Ich komm schon klar.«

Anna sah zu John, dessen Gesicht von den Flammen erleuchtet wurde. Seine Lippen formten wortlos den Satz: *Es tut mir leid, wir haben uns geirrt.*

Einer der Soldaten stürzte herbei. »Alle in die Hubschrauber!«, rief er.

John nickte und deutete auf Dan, dessen Blick orientierungslos umherirrte.

»Nehmen Sie ihn mit.«

Der Soldat packte Dans Hand. »Kommen Sie mit, Sir.«

Der alte U-Boot-Offizier und der junge Soldat überquerten gemeinsam den Platz. Doch plötzlich widersetzte Dan sich dem Griff des Mannes, blieb einen Moment stehen und wandte sich zu Anna um. »Ich wollte niemanden töten ...«, sagte er, bevor ihn sein Begleiter energisch in die Dunkelheit zog.

Anna blickte in den brennenden Raum. Die Flammen schlugen jetzt bis zur Decke und breiteten sich unter dem Dach aus wie ein schwereloser Fluss.

»Wo ist Jackie?«, fragte sie.

Der Sprengstoffexperte Drew drehte sich um. »Als das Wasser explodiert ist, ist er in den Flammen verschwunden. Er muss verbrannt sein.«

Drew atmete schwer und klammerte sich fester an den Arm und den Fuß des bewusstlosen Soldaten, der über seinen Schultern hing. »Nach dem armen Kerl muss dringend ein Arzt sehen«, sagte er und ging zu den Hubschraubern.

John starrte in den Himmel. »Der Brand ist bestimmt sogar aus dem Weltall zu sehen. Wenn die Russen noch nicht wussten, dass wir hier sind, dann wissen sie es spätestens jetzt.« Er zog seine versengte Jacke an. »Wir verschwinden von hier«, sagte er.

Anna blieb stehen und betrachtete die Flammen.

»Geh mit ihm mit«, sagte sie zu Marco. »Bring dich in Sicherheit.«

Der Chinese sah sie verwirrt an. »Kommen Sie nicht mit?«, fragte er. Doch Anna holte nur tief Luft, setzte ihre Kapuze auf und lief in den brennenden Raum.

Eine Wand aus Hitze schlug ihr entgegen. Das halbe Dach stand in Flammen. Anna sank auf die Knie. Der Computer und die Kisten brannten. Funken sprühten von der Decke. In die hintere Wand hatte das Feuer ein Loch gebrannt. Anna wollte weiter in den Raum vordringen, doch die Hitze war zu groß.

In der Hölle suchte sie nach dem Teufel, aber Jackie war verschwunden. Der grüne Feuersturm hatte den Massenmörder verschlungen. Hoch oben unter der Decke explodierte etwas. Flammen loderten ihr entgegen, als die brennende Wand in den Raum kippte.

Eisige Luft biss Anna in die Haut, als sie ins Freie stürzte. Der Feuerschein färbte Marcos und Johns Gesichter rot. Sie rang nach Atem und beugte sich vor. Intensiver Brandgeruch stieg ihr in die Nase.

John sah sie ängstlich an. »Um Gottes willen, Anna, ich dachte, du wärest tot«, sagte er.

»Ich musste einfach ...« Anna richtete sich auf und zog ihre Kapuze vom Kopf. Der Stoff fühlte sich warm an. »Ich musste einfach herausfinden, ob Jackie wirklich tot ist.«

»Und, ist er?«

»Ich konnte da drin nicht das Geringste sehen«, erwiderte sie.

Auf dem Dach der Halle erklang eine weitere Explosion. Anna drehte sich um und blickte zum Turm hinauf, der sich inzwischen zur Seite neigte. Das Drachenbanner wölbte sich in der Hitze, als wäre das Fabelwesen dabei, zum Leben zu erwachen.

Motoren brüllten auf, einer der Hubschrauber stieg langsam über den Hütten empor. Aus der Dunkelheit rief eine laute Stimme nach ihnen. Einer der SEAL-Soldaten gestikulierte von der gegenüberliegenden Seite des Platzes wild mit den Armen.

»Wir verschwinden von hier«, sagte John. »Kommst du?«

Anna sah der fliegenden Kriegsmaschine nach, bis sie in der Finsternis verschwunden war. »Nein, ich bleibe hier und warte auf die russische Rettungsmannschaft«, erwiderte sie.

»Hier bist du nicht sicher. Die Basis wird komplett untergehen«, sagte John.

»Ich habe das Luftkissenboot, ich komme klar.«

»Anna, sei vernünftig, verflucht noch mal! Komm mit uns. Ich kümmere mich darum, dass wir dich von Grönland aus nach Hause fliegen.«

John griff nach ihrem Arm, aber sie stieß ihn zur Seite.

»Vergiss es, ich komme nicht mit!«, rief sie. »Du darfst keiner Menschenseele erzählen, was hier passiert ist, hast du verstanden?«, schrie John. »Wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen sagst, sind mir die Hände gebunden. Die CIA wird dafür sorgen, dass die norwegischen Streitkräfte

dich unter Arrest stellen.«

Anna zeigte ihm als Antwort ihren Mittelfinger.

John Odegard stieß ein wütendes Schnauben aus, dann drehte er sich um und lief über den Platz.

Anna ging mit gesenktem Kopf an der Halle entlang. Das Eis bebte. Der Nordpol schrie. Um sie herum erstreckte sich ein Spinnennetz aus Rissen. Das Feuer fraß das Eis von unten auf. Eine der Hütten kippte um und wurde von einer brennenden Rinne verschluckt. Funken stoben in den Himmel.

Auch aus dem Loch, in dem die Werkstatt versunken war, schlugen Flammen empor. Der Feuerdrache aus den Tiefen des Meeres wuchs, sein riesiger glühender Schweif peitschte auf die Halle ein und setzte auch die letzten Wände in Brand.

Anna lief auf die Tür an der Frontseite zu und zog sie auf. Der Kommandant kniete immer noch zu Eis erstarrt auf dem Boden, doch das Innere der Halle badete im Flammenschein aus dem Raum nebenan.

Glutheißer Wind strich über die toten Männer hinweg, deren Augen unter der allmählich schmelzenden Eisschicht glitzerten, als würden sie jeden Moment zum Leben erwachen, sich vom Eis losreißen und ihre Forschungsarbeit fortsetzen. Anna blieb stehen, bis eine brennende Strebe von der Decke stürzte und auf einen der Eismenschen fiel, der in Tausende Kristalle zersprang. Hätte Jackie sich hier irgendwo versteckt, wäre er spätestens jetzt aus seiner Deckung gekommen.

Anna schloss die Tür vorsichtig vor dem eingefrorenen Kommandanten. Als sie die Halle hinter sich ließ, hob der zweite Hubschrauber ab und flog eine Schleife, vom Feuer erleuchtet wie eine riesige orange-schwarze Wespe. Aus dem Hubschrauber sah John vermutlich auf sie herab. Doch Anna blickte nicht nach oben, sondern ging mit trotzigem Schritten auf die *Sabvabaa* zu, während die blinkenden Lichter des Hubschraubers in der Dunkelheit verschwanden.

Der Rumpf der *Sabvabaa* war zwar eingedellt und rußgeschwärzt, aber nach wie vor intakt. Als sie vor dem Luftkissenboot eine Gestalt stehen sah, hielt Anna mitten in der Bewegung inne.

Marco lächelte sie unsicher an.

»Ich dachte, Sie könnten vielleicht Gesellschaft gebrauchen«, sagte er.

Anna betrachtete ihn resigniert, sein Versuch eines Lächelns erlosch. »Oder ich finde etwas anderes ...«

»Kennst du denn jemanden, der am Nordpol Zimmer vermietet?«, erwiderte sie.

Der Chinese blieb schweigend stehen. Ein plötzliches Geräusch brachte ihn dazu, den Kopf zum Feuer zu drehen. Anna wandte sich ebenfalls um. Sunzi lief kläffend zwischen den brennenden Hütten hin und her.

»Sunzi! Hier bin ich!«, rief Anna und winkte. Der Husky entdeckte sie und stürmte auf sie zu. Er bellte laut und raste mit einer solchen Wucht in ihre ausgestreckten Arme, dass Anna nach hinten fiel und durch den Schnee rollte. Sie bekam Sunzis Halsband zu fassen und zog den bellenden Hund aufs Deck der *Sabvabaa* und weiter zur Luke. Dort drehte sie sich um.

Marco stand nach wie vor unten auf dem Eis.

»Herrgott noch mal, jetzt komm schon rauf!«, rief sie. Der Chinese lächelte erleichtert und kletterte an Deck.

Anna schob ihn durch die Luke in die Kabine und folgte ihm. Nachdem sie die Luke geschlossen hatte, ging sie zu Marco, der mit Sunzi vor einem Fenster saß. Der Feuerschein flackerte über sein breites Gesicht. Die Schatten des Fensterrahmens teilten die Lichtfelder in schräge Dreiecke. Ein Gesicht wie von Picasso gemalt.

Ein Grollen brachte die Fensterscheiben zum Klirren.

Anna versuchte, der Reihe nach durchzugehen, was unter dem Eis passiert war. Der Torpedo war gesprengt worden. Die Explosion hatte die Methangassäulen entzündet, die vom Meeresboden an die Oberfläche strömten. Die emporsteigenden Flammen hatten die im Eis eingeschlossenen Gasblasen erreicht und weitere Explosionen ausgelöst, neue Flammen, die auf ihrer Jagd nach Sauerstoff in den Spalten im Eis auf Nahrung gestoßen waren.

Die letzte Finte des Nordpols, nachdem er sein gesamtes Waffenarsenal an Schneestürmen, Eis, Kälte und Raubtieren ausgespielt hatte.

Eine Hallenwand explodierte. Wie gekräuselter Seidenpapier flogen die Metallplatten über das Eis. Gasflaschen rollten aus dem Gebäude und drehten sich von weißglühenden Flammen getrieben im Kreis. Der Turm wankte, mehrere Streben lösten sich, und die gesamte Konstruktion stürzte auf das Dach der Halle. Das Drachenbanner riss sich los, und das Fabelwesen stieg von der erhitzten Luft in die Höhe gehoben brennend in den Himmel empor. Die beiden Tanks krachten in die Tiefe. Die Eier des Drachen versanken im Flammenmeer.

Einen kurzen Moment sah Anna den Kommandanten in der Tür knien, dann wurde er vom Feuer verschluckt. Eine Galaxie aus wirbelnden Funken erhellte den Himmel.

Sie blieb am Fenster sitzen, bis die letzte Flamme erloschen war und sich wieder Dunkelheit über alles legte.

Ein weißes Licht zerschnitt die Dunkelheit.

Die Leuchtrakete stieg hinter windgebeugten Bäumen auf. Anna spürte, wie ihr Herz in der Brust hämmerte. Die Jagd hatte begonnen. Ihre erste. Mit festem Griff umklammerte sie ihr Gewehr und setzte sich in Bewegung. Ihr wild pochendes Herz pumpte Blut in ihren Körper und schärfte ihre Sinne. Sie sah und hörte alles. Den Trailer, der auf dem Highway vorbeifuhr. Die Kühe auf der Weide an der Straße. Das trockene Gras, das unter ihren Füßen knirschte. Das Krächzen einer Krähe im Wald. Die Dunkelheit, die sich rings um sie bewegte. Die Männer der Jagdgesellschaft, die in einer Linie mit ihr über das Feld pirschten, die Schritte im ungleichmäßigen Takt.

Hunde begannen zu kläffen, ein Tier antwortete oder verteidigte sich mit einem schnarrenden Heulen. Aus einem Walkie-Talkie erklang eine Männerstimme: »Die Hunde haben die Schweine aufgestöbert!«

Anna blieb breitbeinig stehen, lud ihr Gewehr durch, wie ihr Onkel es ihr beigebracht hatte, und lauschte auf das Geräusch von sich schnell bewegenden Pfoten. Sie hob das Gewehr, presste den Kolben an die Schulter und blickte durch das Zielfernrohr. Die graue Nacht wurde zu rotem Tag. Die jagende Hundemeute füllte ihr Zielfernrohr aus. Sie trieb eine Schweineherde vor sich her. Die Tiere rannten aus dem Schutz der windschiefen Bäume aufs freie Feld hinaus. Sie waren von einer Schweinefarm entlaufen. Ihre glatte Haut war jetzt mit kurzen Borsten bewachsen. Aus Hausschweinen waren Wildschweine geworden.

Anna zielte auf das erste Tier, einen großen Keiler, und spürte eine erwartungsvolle Spannung. Ihre erste Trophäe. Morgen wurde sie fünfzehn. Eine erwachsene Jägerin. Ihr Finger drückte den Abzug. Der Schuss löste sich nicht. Ruhig lud sie ihr Gewehr erneut durch, wie sie es gelernt hatte. Sie versuchte, ein zweites Mal zu schießen.

Nichts passierte.

Ihr Herz hämmerte. Panik stieg in ihr auf. Sie zog das Magazin heraus. Das Metall fühlte sich in ihrer schweißnassen Hand kalt an. Aber statt mit glänzenden Patronen war es mit etwas Weißem gefüllt. Anna steckte einen Finger in die weiße Masse.

Schnee.

Ein wütendes Heulen.

Sie blickte auf. Der große Keiler rannte direkt auf sie zu. Sein Kopf war sonderbar geformt. Hinter der flachen Schweineschnauze blickte sie ein menschliches Gesicht an. Lange Haare hingen in die schwarzen Augen.

Jackie grinste sie an.

Spitze Hauer ragten aus seinen Mundwinkeln. Anna versuchte zu fliehen, aber ihre Beine waren mit dem Boden verwachsen. Sie schrie, doch kein Laut kam aus ihrem Mund. Der riesige Keiler warf sich auf sie.

Jackies Maul öffnete sich, und eine feuerrote Zunge schoss daraus hervor.

Nass. Anna wurde von einer rauen Zunge geweckt, die über ihre Wange leckte.

Sunzi hechelte und rieb seine Schnauze an ihrem Gesicht. Sie fuhr mit der Hand durch das dichte Fell des Hundes und setzte sich verwirrt auf. Neben ihr lag eine große blaue Larve. Marco schnarchte leise in den Tiefen von Zakariassens Schlafsack. Anna spürte etwas Kaltes an ihrem Nacken, drehte sich um und merkte, dass sie direkt neben dem Griff der Luke gelegen hatte. Ihr fiel wieder ein, dass sie hier Stellung bezogen hatte, um Wache zu halten. Auf ihrer Brust lag ein Messer aus der Küchenschublade. Es war zehn Minuten nach elf. Sie hatte zwei Stunden geschlafen. Anna blickte nach draußen. Vor dem Fenster herrschte kompakte Dunkelheit. Die Flammen und das Meer hatten die Eisdrachen-Forschungsstation verschluckt. Nur Marco und sie waren noch auf dem Eis.

Sunzi winselte wieder.

»Du hast bestimmt Hunger«, flüsterte Anna und kroch aus ihrem Schlafsack. Ohne Heizung war es in der Kabine fast genauso kalt wie draußen. Aber geschützt vor dem beißenden Wind, der einem die Kraft aus dem Körper sog, war es dennoch angenehm. Anna ging durch den Schneehaufen, der durch das zerbrochene Fenster hereingeweht war, in den hinteren Teil der Kabine.

Im Küchenschrank entdeckte sie eine Dose Joika-Fleischbällchen. Daniels Lieblingsgericht. Er hatte fünf Dosen von diesen Rentierfleischbällchen für die Expedition gekauft, als sie im Supermarkt in Tromsø gerade im Angebot gewesen waren. Anna zog einen Handschuh aus, steckte einen Finger durch den Ring am Deckel und zog ihn auf. Die Fleischbällchen waren gefroren.

Sie stocherte mit dem Messer einige Stückchen heraus und ließ sie vor Sunzi auf den Boden fallen.

»Hier ... Ich hoffe, du magst Fleischbällchen«, sagte sie.

Das gefrorene Fleisch knirschte, als der Husky es gierig verschlang. Nachdem er die Fleischbällchen aufgefressen hatte, leckte er die Sauce vom Schnee.

Anna dachte, dass sie auch etwas essen sollte, aber sie war nicht hungrig. Sie hörte, wie der Wind sanft am Rumpf der *Sabvabaa* entlangstrich. Die russischen Hubschrauber würden bald kommen. Sie würden nicht mehr viel vorfinden. Die Halle mit den zu Eis erstarrten Männern und die meisten Hütten der Basis waren abgebrannt und die Toten mit ihnen im Meer versunken. Die CIA-Agenten John Odegard und Lara Kowalsky befanden sich auf dem Rückweg in die USA. Ihre Operation hatte in einem Fiasko geendet, aber sie hatten ihre Aufgabe erfüllt. Der amerikanische Torpedo existierte nicht mehr.

Fragen würden zwar gestellt, aber alles konnte abgestritten werden. Alles konnte erklärt werden. Ein Wahnsinniger war Amok gelaufen und hatte seine Kollegen ermordet. Das einzig Besondere daran war, dass die Tragödie diesmal chinesische Wissenschaftler am Nordpol getroffen hatte und nicht Schüler einer amerikanischen Highschool.

Anna fühlte sich leer, sie wusste nicht, was sie tun sollte. Ihr rasender Zorn und der Drang, Daniels Tod zu rächen, hatten sie in den vergangenen Stunden angetrieben. Aber Jackie war nicht mehr am Leben.

Anna rüttelte Marco, der daraufhin tiefer in den Schlafsack kroch. Sie rüttelte ihn noch einmal. Seine Augen kamen in der zugeschnürten Öffnung des Schlafsacks zum Vorschein.

»Was ist ...?«, fragte er schlaftrunken.

»Wir müssen los.«

Kurz darauf rief Boris an. Seine Stimme war nicht mehr schwer vom Alkohol, nur noch voller Besorgnis. »Anna, Sie können die Eisdrachen-Basis nicht verlassen! Unsere Rettungsmannschaft verspätet sich, weil wir denselben Sturm abbekommen haben wie Sie. Aber in einer Stunde kann der Hubschrauber starten.«

»Hier gibt es nichts mehr, Boris. Die Eisdrachen-Basis existiert nicht mehr«, erwiderte Anna.

»Aber wo wollen Sie denn hin?«

»Marco und ich waren noch nie am geografischen Nordpol. Laut Karte ist er nicht weit weg. Ihr könnt uns da abholen.«

»Anna, Sie können sich nicht allein auf den Weg machen«, protestierte der Meteorologe.

»Wir sind allein!«

Annas Blick fiel aus dem Fenster des Luftkissenbootes. Draußen war nichts als Dunkelheit. »Es macht keinen Unterschied, ob wir bleiben oder gehen«, sagte sie.

Boris stieß einen tiefen Seufzer aus. »Wenn das so ist, gibt es noch etwas, das ich für Sie tun kann, Anna?«, fragte er.

»Jetzt, wo Sie es sagen, haben Sie zufällig eine gute Aufnahme von *Schwanensee* griffbereit?«, antwortete sie.

Marco und sie standen dicht nebeneinander am Telefon, während sie einer Aufnahme lauschten, bei der es sich laut Boris um eine Neueinspielung vom Montrealer Symphonieorchester handelte.

Der Meteorologe aus Sankt Petersburg hatte den Russischen Tanz gewählt. Die fragilen Klänge der Solovioline strömten in die dunkle Kabine der *Sabvabaa*, flossen über Daniel Zakariassens schmales Bett, an den wissenschaftlichen Zeitschriften vorbei, die er so gern gelesen hatte, tanzten über den toten Instrumenten des Luftkissenbootes eine Pirouette, glitten an der Wand entlang, über die Funkgeräte, am vereisten Samowar vorbei und verschwanden aus dem zerbrochenen Fenster.

Dann folgte federleicht der Rest des Streichensembles. Die Musik rief in ihr Bilder von weiß gekleideten Balletttänzerinnen hervor, die als Schwäne verkleidet über die zugefrorenen Fensterscheiben wirbelten. Marco begann zu weinen. Er wurde von Schluchzern geschüttelt. Anna legte den Arm um ihn und zog ihn an sich. Das restliche Orchester stimmte ein, die Musik wurde lauter.

Etwas in Anna zerbrach.

Sie konnte sich nicht dagegen wehren. Ihre Augen wurden feucht, sie biss sich auf die Lippe, aber ein tiefes Beben stieg in ihr auf und explodierte in ihrem Kopf. Sie sah die Toten.

Yann.

Zakariassen.

Die zu Eis erstarrten Wissenschaftler mit den Frostaugen.

Sie sah junge Männer, fast noch Kinder, die in einer Wellblechhütte lagen, ihre blutüberströmten Körper angestrahlt vom Sonnenlicht, das durch Einschusslöcher in der Wand fiel. Sie sah Löwenzahnsamen, die in einem zerstörten Dorf langsam auf die Überreste eines Menschen hinabschwebten. Anna klammerte sich an Marco und weinte mit ihm.

Boris hörte ihnen schweigend zu.

Als die letzten Töne verklungen waren, atmete Anna tief ein und spürte, wie die kalte Luft in ihrem Körper zirkulierte. Jetzt war sie kein Feind mehr, der versuchte, sie zu töten. Jetzt war sie nur noch kalte, frische Luft.

Anna überkam ein Gefühl, von dem sie vor knapp zwei Tagen geglaubt hatte, es nie wieder empfinden zu können. Sie verspürte Freude darüber, am Leben zu sein. Dankbarkeit, weil Marco und sie auf den Beinen stehen und diese kalte, frische Luft einatmen konnten.

Das Eis fühlte sich jetzt anders an.

Freundlicher.

Als hätte es Frieden gefunden, nachdem es sich vom Gift befreit hatte. Das Eis hatte die hochmütigen Bauwerke der Menschen verbrannt und die schwarzen Hubschrauber verjagt. Es scherte sich nicht um die zwei kleinen Flöhe, die übrig geblieben waren.

Anna nahm eine Zigarettenschachtel aus ihrer Northface-Tasche. Manchmal hatte sie heimlich außer Reichweite von Zakariassens feiner Nase geraucht. Schweigend zogen Marco und sie an ihren Zigaretten, dann beluden sie den Schlitten.

Sie verließen die *Sabvabaa*.

Anna blieb in der Luke des Luftkissenbootes stehen und betrachtete die zerstörte Basis. In nur wenigen Jahrzehnten würde der letzte Eisberg im Wellengang des Arktischen Ozeans zerfallen. Er würde gegen den Bug eines Schiffes geschleudert und am Rumpf entlang in die Gischt einer wirbelnden Schiffsschraube hineingesogen werden, die die Eisklumpen zermahlte. Die Überreste des letzten Eisbergs würden sich im Kielwasser eines mit neuartigen Computern und Smartphones voll beladenen Containerfrachters auflösen, die aus Mineralien produziert worden waren, die man vom Meeresboden heraufgeholt hatte.

Anna strich über das verbeulte Metall der *Sabvabaa*, spürte die Schrauben unter der Lackierung, die englische Ingenieure vor vielen Jahren gründlich festgebohrt hatten. Marco wartete unten auf dem Eis mit einem angeschirrten ungeduldigen Sunzi. Sie hatten den Schlitten des Kommandanten auf dem Wasser treibend in einer der Rinnen entdeckt und ihn nur mit den notwendigsten Dingen beladen. Konservendosen. Gefriergetrockneten Mahlzeiten. Einem Zelt. Wechselkleidung. Einem Satellitentelefon. Eispickel. Seilen und Erste-Hilfe-Ausrüstung. Zum Schluss hatte Anna noch eine Leuchtpistole von der *Sabvabaa* eingepackt.

Sie hatte Marco überredet, in die halb versunkene Kantine zu gehen und das Scharfschützengewehr zu holen, das Robert dort zurückgelassen hatte. Sie konnten sich nicht unbewaffnet aufs Eis hinausbegeben. Marco hatte den Kolben erst aus dem gefrorenen Wasser hacken müssen, um das Gewehr mitnehmen zu können. Jetzt legte er es ganz nach oben auf ihr Gepäck und spannte die Abdeckplane über den Schlitten.

Anna warf einen letzten Blick in die Kabine der *Sabvabaa*. Der Notfunksender, über den Daniel Zakariassen mit der CIA kommuniziert hatte, lag zertrümmert auf dem Boden. Die programmierten Nachrichten waren mit Sicherheit Codes gewesen. NEED SPARE PARTS: *Die Chinesen fördern Mineralien vom Meeresboden*. NEED MEDICAL ASSISTANCE: *Schickt Soldaten!* Irgendetwas in dem Gerät sumnte.

Den Sender zu zerstören war kindisch gewesen, aber befreiend. Das

Verschlüsselungsgerät zu zerschmettern war ein Weg gewesen, John Odegard zu bestrafen. Anna hasste es, dass sie den Mann mochte. Hasste es, dass er es gewesen war, der ihr dabei geholfen hatte, Yann zu finden. Hasste es, dass die Millionen der CIA sie ins Eis geführt hatten.

Du lügst, du hasst niemanden außer dir selbst.

Der Gedanke knisterte, schmerzte im Kopf.

Anna sprang zu Marco aufs Eis hinunter. In der Hand hielt sie den einzigen persönlichen Gegenstand, den sie nicht zurücklassen wollte. Den Samowar. Sie verstaute den Teekoher auf dem Schlitten, Sunzi legte sich ins Geschirr, und sie setzten sich in Bewegung. Außer dem Knirschen des Schnees unter ihren Stiefeln war kein Laut zu hören.

Kein Wind.

Keine krachend aufeinanderprallenden Eisschollen.

Keine donnernden Geburtswehen des Nordpols, der Eis an die Oberfläche presste.

Kein menschliches Geräusch.

Keine Motoren.

Die Generatorenhütte lag halb versunken in der teilweise zugefrorenen Rinne, die die Werkstatt und um ein Haar auch Marco und sie verschluckt hatte. Ein einsamer Vogel rief in der Ferne. An der Stelle, wo die große Halle gestanden hatte, hatte sich eine zähe Eismasse auf der Wasseroberfläche gebildet. Von Marcos Turm waren nur noch einige verbogene und verrußte Eisenstreben übrig. Die Garage war unversehrt. Ein paar hundert Meter von der Basis entfernt fanden sie ein Stück des Drachenbanners im Schnee. Ein blaues Auge blickte starr in die Ewigkeit. Marco faltete den Stofffetzen vorsichtig zusammen und steckte ihn in die Tasche. Eine letzte Erinnerung.

Anna drehte sich um. Das Licht ihrer Stirnlampe reichte gerade bis zur *Sabvabaa*. Ein metallener Käfer in der Eiswüste. Die großen Frontscheiben bildeten die Augen. Die Propellerabdeckung: angelegte Flügel, zum Ausbreiten bereit. Die schlaaffe Gummischürze: Beine. Würde dieser hohle Metallkörper je wieder mit Menschen und Leben gefüllt werden? Würde die *Sabvabaa* noch einmal dem Namen, den sie von den Inuit bekommen hatte, Ehre erweisen und *sanft fließen*? Das Letzte, was sie von dem Luftkissenboot sah, war das grüne Positionslicht, das schwach in der Polarnacht leuchtete.

Weder Anna noch Marco bemerkten die Gestalt, die die Generatorenhütte verließ und lautlos über den Platz auf die Garage zulief.

Dann gab es nur noch sie beide.

Und das Eis.

Anna Aune und Marco Zheng He waren auf dem Weg zum geografischen Nordpol.

Ihre Stirnlampen tauchten die Eislandschaft in grelles Licht. Als Anna sich umdrehte, konnte sie die Eisdrachen-Basis nicht mehr sehen. Die Welt war auf die beiden Lichtkegel ihrer Stirnlampen zusammengeschrumpft. Marco trug einen von Zakariassens Überlebensanzügen. Vor zwei Tagen hatte sie die Leuchtrakete gesehen. Es kam ihr vor wie ein ganzes Leben. Vierzehn Menschen waren tot. Daniel Zakariassen und dreizehn Menschen, denen sie nie begegnet war. In ihrem Kopf hallten immer noch die Klänge von *Schwanensee*, während sie über das Eis lief.

Am Himmel über ihnen funkelten die Sterne, hell und klar. Der Polarstern strahlte am hellsten. Es war kalt, aber ohne den eisigen Wind fühlte es sich beinah an wie ein milder Sommertag. Annas Beine bewegten sich von selbst, sie musste an nichts denken, und sie und Marco gingen schweigend nebeneinanderher.

Nach einer halben Stunde erreichten sie ein Eisfeld aus gefrorenen Sturmwellen: Presseis.

Sie versuchten erst gar nicht, über den Presseisrücken zu klettern, sondern gingen an ihm entlang, bis sie eine weitere halbe Stunde später wieder auf flaches Eis stießen. Anna knurrte der Magen. Sie blieb stehen, hob die Abdeckplane an und holte eine Tafel Kochschokolade hervor, die sie mit Marco auf einem Eisblock sitzend teilte. Die kalte Schokolade knackte zwischen ihren Zähnen, bevor sie in ihren Mündern schmolz und ihre Körper mit energiespendendem Zucker versorgte. Anna zog eine Tabakdose aus ihrer Jacke, schob einen Portionsbeutel unter ihre Lippe und spürte den Nikotinkick. Sie hielt Marco die Dose hin, der routiniert zwei Beutel unter seine Lippe steckte.

Das Licht ihrer Stirnlampen fiel auf ihre Spuren im Schnee.

»Sind Sie eigentlich verheiratet?«, fragte Marco unvermittelt.

»Nein.«

»Haben Sie einen Freund?«

»Ich hatte einen, aber er ist gestorben.«

»Das tut mir leid ... Ich werde für Ihr Glück beten.«

Anna lächelte. »Danke, es geht mir schon besser, aber zu ein bisschen Glück sage ich nicht Nein.« Als sie das aussprach, spürte sie eine plötzliche Leichtigkeit in der Brust. *Es geht mir schon besser.* Die Worte fühlten sich wahr an. Sie hoffte, dass sie auch wahr waren. Marco starrte auf den Schnee zu seinen Füßen, während er die Tabakbeutelchen mit der Zunge hin und her schob.

»Ich spare für eine Frau«, sagte er dann.

»Du sparst für eine ... Frau?«

»Ja, in China muss ein angehender Bräutigam den Eltern der Braut Geld zahlen, damit sie ihre Einwilligung zur Verlobung geben. Heiraten kann ein Vermögen kosten.«

»Aha, und was ist, wenn der arme Kerl kein Geld hat?«, fragte Anna.

Marco spuckte aufs Eis. »Dann muss er allein und kinderlos sterben«, antwortete er. »In China leben dreißig Millionen mehr Männer als Frauen. Wenn ich zu alt werde, will mich keine mehr haben. In Shanghai gibt es ein Mädchen, das ich sehr mag. Ihr Name ist Mo Chou, und ich glaube, sie mag mich auch ... sehr sogar. Aber sie hat hohe Ansprüche. Sie will ein Haus und ein Auto und einen Mann mit einer guten Arbeit.«

Anna konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Und einen Turm am Nordpol zu bauen ist nicht gut genug?«, fragte sie.

Marco spuckte wieder aufs Eis.

»Ihr Vater ist Buchhalter. Er verlangt eine horrende Mitgift.«

»Meine Schwester ist auch Buchhalterin«, sagte Anna. »Das ist ein guter Beruf, wenn man Zahlen mag und gern viel arbeitet.«

»Ich bin relativ faul, und Zahlen kann ich nicht leiden«, erwiderte Marco. »Aber ich überlege, ob ich mich auf den Einbau von Fahrstühlen spezialisieren soll. Das ist ziemlich einfach. Man nimmt einen Schacht, den jemand anderes ausgehoben hat, und baut einen Fahrstuhl ein. Ich habe ein paar Bücher darüber gelesen, während ich hier war. Mein Vater wäre begeistert, wenn ich Fahrstühle bauen würde, die er bedienen kann.«

Anna lachte wieder.

»Das klingt nach einem guten Plan, Marco. Deine Freundin hat von ihrem Vater bestimmt das Gespür für Zahlen geerbt. Sie kann deine Buchhaltung

machen – und die Stockwerke zählen.«

Marco lächelte. »Genau das habe ich mir auch gedacht«, sagte er.

Plötzlich flog ein Stern über den Himmel. Er zog seine Bahn in einem Bogen über den Horizont, bis er auf der anderen Seite des Erdballs verschwand.

»Das war eine Sternschnuppe. Sie müssen sich was wünschen«, sagte Marco.

»Nein, das war sicher nur ein Satellit«, erwiderte Anna.

»Gibt es da einen Unterschied?« Marco lachte sein seltenes kullerndes Lachen. »Ich kenne in Shanghai eine gute Karaokebar. Mögen Sie Karaoke?« Der Chinese blickte Anna aus dem Innern seiner Kapuze heraus an. Sein Ziegenbärtchen ragte daraus hervor wie die Schere eines Krebses aus einem Schneckenhaus.

»Das ist ein guter Wunsch, lass uns in eine Bar gehen, Marco. Wenn es in China jemanden gibt, der schlechter singt als ich, gehen die Drinks auf mich«, sagte Anna.

Sie überprüften ihren Kurs zum geografischen Nordpol und gingen weiter. Neue Eisbrocken tauchten im Licht ihrer Stirnlampen auf. Zwischen zwei von ihnen entdeckte Anna eine schmale Passage und ging darauf zu. Als sie den Spalt betrat, stieg ihr Salzgeruch in die Nase. Am Ende des Durchgangs traf der Lichtstrahl ihrer Stirnlampe auf schwarzes Wasser. Ein großer Teil der eisigen Ebene war geborsten. Eisschollen stießen krachend aneinander und schoben sich gegenseitig in die Höhe.

»Wo sollen wir jetzt langgehen?«, fragte Marco.

Anna starrte auf das Eis, so weit, wie der Lichtstrahl ihrer Stirnlampe reichte. »Ich weiß nicht, ob wir hier vorbeikommen«, antwortete sie.

Der Husky hob den Kopf, seine Nasenlöcher weiteten sich, als er eine Witterung aufnahm. Er knurrte leise. Anna ging zu ihm hin.

»Was ist los, Sunzi?«, fragte sie.

Draußen auf dem Eis, hinter einem großen Eisbrocken, saß ein Eisbär. Er musste den Hund gehört haben, es schien ihn aber nicht zu kümmern. Das Fell über seinen hervorstehenden Rippen war an einer Stelle versengt. Das Tier schien völlig ausgehungert zu sein.

Anna drehte sich zu Marco um und bedeutete ihm, still zu sein. Es war faszinierend, den Eisbären dabei zu beobachten, wie er auf den Moment lauerte, an dem eine Robbe den Kopf aus dem Wasser streckte. Anna wusste,

dass Robben über fünfhundert Meter tief tauchen konnten und ihr Lungenvolumen ausreichte, um länger als vierzig Minuten unter Wasser zu bleiben. Aber Robben waren keine U-Boote, denen hohe Priester der Ingenieurskunst den Zaubertrick beigebracht hatten, Luft aus dem Meer zu stehlen. Irgendwann mussten sie an die Wasseroberfläche. Oder ertrinken.

Die beste Waffe der Robben ist ihr Gehör. Jedes Mal wenn ein Eisbär einen Fuß aufs Eis setzt, zerbröckeln unter seinen Pranken Kristalle, die Vibrationen ins Wasser aussenden. Das Wasser wiederum verstärkt die Vibrationen wie die Membran eines gigantischen Lautsprechers, wodurch die Robben die Schallwellen noch kilometerweit entfernt wahrnehmen können.

Der Eisbär hockte ruhig und geduldig am Rand des Eises. Dann reckte er plötzlich den Kopf vor und öffnete sein Maul, bereit, sofort zuzubeißen, wenn die Robbe an der Wasseroberfläche erschien.

In dem Moment hörte Anna das Geräusch.

Regelmäßig und rhythmisch. Ein Geräusch, das kein Tier verursachen konnte. Das Geräusch eines Hubschraubers.

Der Eisbär wandte sich genau in der Sekunde um, als die Robbe ihren Kopf aus dem Wasser streckte. Der Eisbär schnellte wieder herum, aber es war zu spät. Die Robbe tauchte ab, und die Fangzähne des Eisbären schnappten ins Leere.

Sunzi bellte laut. Der Eisbär gab auf, wandte seinen mageren Körper ab, trollte sich über das Eis davon und warf sich in die nächste Rinne.

Das Geräusch des Hubschraubers wurde lauter.

Blinkende Lichter tauchten in der Dunkelheit auf, die rasch näher kamen.

»Das sind die Russen«, sagte Anna zu Marco. »Hol die Leuchtpistole.« Der Chinese stolperte beinah, als er zum Schlitten hastete. Hektisch zerrte er die Plane herunter, griff nach der Pistole, richtete sie in den Himmel und schoss.

Es knallte, und ein rotes Licht stieg empor.

Der Hubschrauber drosselte die Geschwindigkeit und begann über ihnen zu kreisen. Kraftvolle Scheinwerfer flammten auf. Der Rumpf war in einem leuchtenden Orange gestrichen. In der Mitte verlief ein blauer Streifen. Auf der Tür waren kyrillische Schriftzeichen. Der Hubschrauber flog über das Wasser und setzte ein Stück weiter hinten über festem Eis zur Landung an.

Anna und Marco liefen auf den Helikopter zu. Sunzi bellte aufgeregt in seinem Geschirr. Der Wind der Rotoren wirbelte ihnen Schnee ins Gesicht. Anna wandte sich ab, das Licht ihrer Stirnlampe wanderte über das Eis. Ein bunter Fleck tauchte in der Dunkelheit auf und verschwand. Sie drehte den Kopf zu der Stelle zurück.

Der Lichtstrahl fiel auf einen grünen Gegenstand.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, was es war.

Der Traktor aus der Garage.

Etwas traf sie von hinten.

Sie spürte einen stechenden Schmerz.

Anna fuhr sich mit der Hand über den Rücken. Aus ihrem Überlebensanzug ragte etwas heraus.

Es fühlte sich an wie ein Nagel.

Anna bekam den Gegenstand zu fassen und zog. Sie spürte, wie die Spitze direkt unterhalb ihres linken Schulterblatts aus der Haut austrat. Ein blutiger Nagel lag auf ihrer Handfläche.

»Jackie ist hier!«, schrie sie Marco zu.

Marco drehte sich im heraufwirbelnden Schnee zu ihr um. Der Hubschrauber war inzwischen gelandet, und ein Mann sprang aus der Seitentür. Das Licht aus der Kabine ergoss sich aufs Eis.

In der Dunkelheit erklang ein leiser Knall, wieder spürte sie einen

stechenden Schmerz. In ihrer Brust steckte ein Nagel.

»Scheiße!«

Anna bekam den Kopf des Nagels zu fassen, schloss die Augen, machte sich auf Schmerz und Blut gefasst und zog. Der Nagel kam erstaunlich leicht heraus. Sie spürte etwas Hartes an der Stelle, wo er sie getroffen hatte, und riss ihre Brusttasche auf. *Die Kunst des Krieges* hatte ihr das Leben gerettet.

Der nächste Nagel drang so tief in ihren Oberschenkel, dass er komplett in ihrem Überlebensanzug verschwand.

Anna lief hinkend auf den Hubschrauber zu. Sie steckte ihre Hand in die Seitentasche, aber das Jagdmesser war nicht mehr dort. Ein vierter Nagel durchbohrte ihre Hand. Sie schrie auf und riss den Nagel heraus, Blut floss über ihre Finger.

Marco sah sie verwirrt an. Er verstand nicht, was gerade geschah. Hinter ihm näherte sich der Mann aus dem Helikopter.

Rasender Zorn stieg in Anna hoch. Sie lief auf die Stelle zu, an der sie Jackie vermutete. Das Licht ihrer Stirnlampe tanzte über das Eis. Jeder Muskel ihres Körpers war angespannt. Sie würde weitere Treffer kassieren, aber das war ihr egal. Sie blieb stehen, drehte sich im Kreis und ließ den Schein ihrer Stirnlampe über das Eis bis zu Marco zurückwandern. Eine Gestalt stürzte von hinten auf ihn zu.

»Pass auf!«, brüllte sie.

Marco drehte sich um, schaffte es aber nicht, die Hände zu heben, bevor Jackie ihn mit der Nagelpistole schlug. Marco schrie auf und stürzte zu Boden. Jackie presste ihm die Nagelpistole an die Kehle.

Anna wollte zu ihm rennen, aber ihr Bein knickte ein. Hilflos blieb sie stehen und sah, wie Jackie Marco auf die Füße zerrte. Sie zwang sich, einen Schritt nach vorn zu machen.

Jackie benutzte Marco als Deckung und hielt ihm die Nagelpistole an den Hals.

»Bleiben Sie stehen, oder ich schieße«, sagte er. Seine Stimme klang rau und kratzig.

»Ich schwöre, du bist ein toter Mann, Jackie«, erwiderte Anna.

Sie trat noch einen Schritt nach vorn. Die Nagelpistole knallte. Marco schrie auf und griff sich an den Arm. Jackie presste ihm die Pistolenmündung an die Schläfe.

»Kannst du ihn nicht einfach gehen lassen?«, bat Anna.

Jackie gab keine Antwort, sondern wich mit Marco zurück, in Richtung des Mannes aus dem russischen Hubschrauber, der die Szene verwirrt verfolgte.

»Gib auf, Jackie. Du kannst nirgendwohin«, sagte Anna.

»Verschwinden Sie, oder ich bringe ihn um!«

Marco sah sie an. Todesangst lag in seinen Augen. »Bitte, Anna, ich will nicht sterben«, flehte er.

»Was bist du nur für eine Kreatur?!«, schrie Anna.

Jackie blickte sie einen Moment lang an, ein Ausdruck von Triumph glitt über sein Gesicht.

»Ich bin ... Zhao Wu der Rächer«, sagte er schließlich und richtete die Nagelpistole auf sie.

Als er schoss, warf Anna sich auf den Boden. Jackie zerrte Marco mit und winkte mit der Pistole dem Mann aus dem Hubschrauber, der in den wirbelnden Schnee zurückwich. Anna begriff, was geschehen würde. Was sie gesagt hatte, war nicht wahr. Jackie würde die Flucht vom Eis gelingen.

Marco schrie ihr etwas zu.

Anna wandte sich um und kroch in die entgegengesetzte Richtung. Nach ein paar Metern stand sie auf und lief hinkend zum Schlitten, wo Sunzi hysterisch kläffte. Jedes Mal wenn sie auftrat, schoss ein stechender Schmerz durch das Bein, in dem der Nagel steckte.

Vor dem Schlitten sank sie auf die Knie und griff nach dem Gewehr, das ganz oben auf ihrem Proviant lag. Sie schloss die Augen und murmelte ihr Mantra, das sie von dem blinden Mann gelernt hatte. Anna legte eine Hand auf den Gewehrkolben und packte fest zu. Übelkeit stieg in ihr auf, sie öffnete die Augen, atmete durch die Nase und klappte das Zweibein aus. Hinter ihr erhöhte sich die Drehzahl der Helikopterturbinen. Anna drehte sich um und blickte durch das Zielfernrohr. Ihr Gesicht begann zu jucken.

Die thermische Nachtsichttechnologie verwandelte die Dunkelheit in grünlich schimmernden Tag. Die Motoren des Hubschraubers glühten in der vom Gerät erfassten Temperaturverteilung gelb-rot. Anna hob das Gewehr, die Seitentür des Helikopters kam in ihr Fadenkreuz. Ein Besatzungsmitglied war gerade dabei, die Tür zu schließen. Hinter dem Mann sah sie Marco und Jackie. Ihre Augen bildeten dunkle Punkte in grünen Gesichtern. Der Hubschrauber stieg in die Luft, die Tür war beinahe geschlossen.

Der Gewehrlauf wurde in ihren Händen warm.

Auf ihrer Stirn bildeten sich Schweißperlen.

Die Welt verkehrte sich in ihr Gegenteil.
Nacht wurde Tag.
Eis wurde Sonne.

Sie liegt auf einem Dach in einer Stadt, von deren Existenz nur ihre Bewohner wissen.

Yanns Gesicht füllt ihr Zielfernrohr aus.

Der IS-Kämpfer, der Yann über den Boden zerrt, hat sich leicht aufgerichtet.

Der Oberkörper des Mannes, dem irgendwer den Namen Baldy gegeben hat, kommt in ihr Fadenkreuz.

Ihr Finger erhöht den Druck auf den Abzug.

Ihr Herz macht einen einzigen Schlag.

Sie drückt den Abzug weiter durch.

Ein Knall.

Sie spürt den Rückstoß des Kolbens an ihrer Schulter.

Die Kugel schießt mit einer Geschwindigkeit von zwölfhundert Metern in der Sekunde aus dem Lauf.

Sie benötigt nicht einmal eine halbe Sekunde, um ihr Ziel zu treffen.

Genau in diesem Moment reißt Yann sich von Baldy los.

Und hebt den Kopf.

Die Kugel trifft Yann.

Durchbohrt sein Gehirn.

Tritt aus seinem Hinterkopf aus und dringt in Baldys Brust.

Die beiden Männer stürzen übereinander zu Boden.

Sie hört sich selbst schreien.

Im Fadenkreuz weht Yanns Haar im Wind.

Unter ihm verblutet der IS-Kämpfer Baldy.

Sein Blut sickert in den braunen Sand.

Anna sieht den Lichtblitz nicht, der hoch oben in einem der Ausgucke des Minaretts aufleuchtet. Der Schuss des Heckenschützen trifft ihr Zielfernrohr, zerschmettert die Schweizer Linsen. Die Kugel verändert ihren Kurs gerade so weit, dass sie nicht ihr Auge trifft, aber sie streift an ihrer Stirn vorbei und zerfetzt ihr Ohrläppchen, bevor sie sich in ihre Schulter bohrt und ihre Flugbahn in ihrem Körper fortsetzt. Ihr rechter Arm wird taub. Joro beugt sich über sie. Ein Lavastrom aus Schmerz fließt durch sie hindurch und

vernichtet seinen Anblick.

Sie öffnet die Augen.

Weiß gekleidete Gestalten stehen um sie herum. Ein Schlauch führt in ihren Mund. Weitere Schläuche verbinden ihre Arme mit Apparaten, auf deren Monitoren funkelnde Sternschnuppen ihre Bahnen ziehen. Vor dem Fenster: ein grauer Himmel über einem schwarzen Wald. Eine der weiß gekleideten Gestalten nimmt ihren Mundschutz ab. Yann lächelt sie an.

»Ich glaube an dich, Liebste. Du schaffst das.«

Er beugt sich zu ihr und küsst sie.

Warm.

Kalt.

Sonne.

Nacht.

Anna sog kalte Luft in ihre Lunge, schmeckte saure Galle im Mund und nahm ihr Auge vom Zielfernrohr. Die Stadt war weg. Yann war weg.

Der Hubschrauber neigte sich zur Seite und war im Begriff abzdrehen. Anna riss das Gewehr herum und blickte wieder durch das Zielfernrohr.

Die Seitentür war jetzt fast komplett geschlossen. Sie sah, wie Jackie die Tür mit einer Hand offen hielt und Marco vor sich schob, der sich an der Tür festklammerte, um nicht aus dem Helikopter gestoßen zu werden.

Anna konzentrierte sich auf ihre Atmung, versuchte, die Windrichtung auf ihrem Gesicht zu erspüren, schätzte die Entfernung zum Hubschrauber. Das Fadenkreuz ruhte auf Jackies Gesicht. Sie schwenkte das Zielfernrohr wenige Millimeter nach unten. Weiter weg von Marcos Kopf. Auf Jackies Schulter. Der Hubschrauber leitete den Vorwärtsflug ein. Anna ließ das Zielfernrohr folgen.

Sie spürte den Abzug an der Fingerspitze.

Das Metall brannte.

Magensäure stieg ihre Kehle hoch.

Hammerschläge dröhnten in ihrem Schädel.

Die Nagelpistole in der Hand, presste Jackie sich an Marcos Rücken. Er blickte auf das Eis, das unter dem Hubschrauber vorüberzog.

Er wollte Marco loswerden. Allein konnte er die Hubschrauberpiloten zwingen, ihn an einen entlegenen Ort zu fliegen. Nach der Landung hatte er für die Piloten keine Verwendung mehr. Er würde es schaffen. So wie er es geschafft hatte, aus der armen Bergarbeiterstadt an die Universität zu kommen, sogar bis nach Kalifornien.

Er konnte es nicht zulassen, dass Qiang, der Idiot, alles zerstörte.

Qiang hatte noch nie spätabends gearbeitet. Warum hatte er ausgerechnet an dem Abend in die Hütte kommen müssen, als er versucht hatte, die Daten zu löschen, wie Lara es ihm aufgetragen hatte? Der Messerangriff war eine Affekthandlung gewesen. Aber als Qiang tot vor den Computermonitoren gelegen hatte, war ihm klargeworden, dass ihm keine andere Wahl mehr blieb. Er hätte versuchen können, den anderen zu erklären, dass er mit Qiang in Streit geraten und die Messerstecherei ein Unfall gewesen war, aber an der Konsequenz hätte das nichts geändert. Ein Todesurteil zu Hause in China. Alles, wofür er sein Leben lang gekämpft hatte, hätte vor einer Gewehrmündung geendet oder mit einer Giftspritze im Arm.

Jackie wusste, dass die Wissenschaftler in der großen Halle wegen einer wichtigen Operation im Bergwerk Überstunden machten. Er war auf den Turm gestiegen und hatte seinen Revolver auf die Rohre gerichtet, die das Georadar auf dem Meeresboden mit flüssigem Stickstoff und Wasser versorgten. Die Schüsse waren lauter gewesen, als er erwartet hatte. Als der Stickstoff und das Wasser in die Halle flossen, wäre er um ein Haar vom Turm gefallen.

Ein paar kurze Schreie, mehr hatte er aus der Halle nicht gehört. Als er auf die Vorderseite der Halle lief, dampfte Frostrauch aus der Tür, in der der Kommandant kniete.

Chun Li und die beiden Köche waren in Unterwäsche herbeigestürzt. »Was ist passiert?«, hatte Chun Li noch gerufen, bevor Jackie ihn erschoss. Die Köche versuchten zu fliehen, doch sie kamen nicht weit. Dann hatte er Zhanhai entdeckt. Aber er flüchtete in die Dunkelheit und verschwand, bevor

Jackie hatte abdrücken können.

Guan und Lanpo hatte er schlafend in ihren Betten erschossen.

Er wusste, dass Zhanhai zurückkommen musste, wenn er nicht erfrieren wollte. Also hatte er ein Gewehr geholt, war in die Turmspitze hinaufgeklettert, hatte die Festplatte mit den gestohlenen Daten dort versteckt und in der Kälte gewartet. Aber statt Zhanhai war die Leuchtrakete am Himmel erschienen. Und statt der Hubschrauber der CIA war die norwegische Frau gekommen.

Aber all das hatte keine Bedeutung mehr. Die Frau lag verletzt auf dem Eis und würde erfrieren, bevor sie irgendjemand fand. Er dagegen würde sich neu erschaffen. Und eines Tages würde er Lara Kowalsky und John Odegard finden. Ihn verriet man nicht ungestraft, sie würden ihren Preis schon noch bezahlen. Denn sein richtiger Name war Zhao Wu.

Zhao Wu der Rächer.

Der Helikopter neigte sich noch weiter zur Seite. Jetzt würde er Marco aus der Kabine stoßen.

Doch im nächsten Moment traf ihn etwas mit voller Wucht an der Schulter. Er fiel nach vorn und stolperte über Marco.

Er flog.

Unter ihm drehte sich ein schwarzes Muster.

Er schloss die Augen und krümmte sich zusammen, bevor er auf die Wasseroberfläche traf. Die Kälte zerrte an seinen Gliedern, während er in die Tiefe sank. Als er die Augen wieder öffnete, kreisten die Lichter des Hubschraubers über ihm, durchzogen von roten Schlieren. Blutigem Wasser.

Jackie schlug mit den Beinen, versuchte, mit den Armen Schwimmbewegungen zu machen. Ein intensiver Schmerz zuckte durch seine Schulter. Doch obwohl der Arm nicht tat, was das Gehirn ihm befahl, stieg sein Körper durch die roten Schlieren nach oben.

Seine Lunge brannte, aber es war nicht mehr weit bis zur Oberfläche. Er dachte an die Worte aus dem Buch, das er so viele Male gelesen hatte. Worte, geschrieben von einem General vor über tausend Jahren, aber noch genauso wahr.

»Inmitten des Chaos gibt es auch Gelegenheit.«

So war es sein Leben lang gewesen.

Gelegenheiten im Chaos.

Jackie schlug mit den Armen, spürte seine Kräfte schwinden, aber die

Oberfläche war nur noch einen Meter entfernt. Er zog seine Arme durch das Wasser und trieb nach oben.

Etwas packte ihn am Bein.

Der Schmerz schoss durch seinen Körper und explodierte im Kopf. Jackie schrie, Wasser drang in seinen Mund. Er drehte sich um. Ein riesiges Wesen schwamm unter ihm. Luftblasen perlten im Fell eines weißen Drachen.

Die mächtigen Zähne des Drachen gruben sich in seinen Oberschenkel. Er schlug dem Drachen auf die Schnauze, aber er ließ nicht locker. Jackie spürte, wie die Knochen in seinem Bein zersplitterten, doch das eiskalte Wasser betäubte den Schmerz. Der Drache zog ihn in die Tiefe, fort vom Eis. Der Arktische Ozean presste auf seine Trommelfelle und drückte seinen Schädel gegen sein Gehirn. Vor seinen Augen tanzten gelbe Punkte. Blutgeschmack breitete sich in seinem Mund aus. Der weiße Drache zerrte ihn immer weiter hinab. Das Wasser in seinem Mund drang in seine Kehle.

Jackie schrie den letzten Rest Luft aus seiner Lunge, als der Eisbär mit seiner Beute im Maul in der Dunkelheit unter dem Eis verschwand.

Anna sah Jackie aus dem Hubschrauber fallen.

Er fuchtelte wild mit den Armen und rotierte in der Luft. Sie verfolgte seinen Sturz im Zielfernrohr, bis er in einer Rinne im Eis auf die Wasseroberfläche traf.

Anna spürte etwas Warmes auf ihrer Hand, deren Zeigefinger den Abzug gedrückt hielt. Erbrochenes. Sie streifte es im Schnee ab, drehte sich auf den Rücken und spürte die Kälte unter sich. Sie brachte Linderung, dämpfte den Schmerz in ihrem Körper. Anna zog an ihrem Reißverschluss. Er öffnete sich. Die Kälte des Eises strömte in ihre Brust. Sie hustete. Über ihr erschienen die Lichter des Hubschraubers, das Dröhnen der Motoren wurde lauter. Eine Windböe fuhr über ihr Gesicht, und am schwarzen Himmel ging die Sonne auf.

77°44' N – 104°15' O

Anna Aune schwebte in einem schwarzen Nichts.

Sie hörte Geräusche, aber sie konnte sie nicht deuten. Irgendetwas bewegte sich in der Schwärze, aber sie konnte nicht sehen, was. Irgendetwas berührte ihren Körper, aber sie wusste nicht, wo.

Eine Stimme drang durch die Schwärze.

»Können Sie mich hören, Anna?«, wiederholte die Stimme stakkatohaft.

Anna öffnete die Augen. Eine junge Frau lächelte sie an. Sie trug eine weiße Haube und ein weißes Oberteil mit hellblauen Streifen auf den Ärmeln. Die Krankenschwester hielt ihr eine Tasse an die Lippen, und eine süße, lauwarme Flüssigkeit floss ihre Kehle hinunter. Dann spürte sie einen stechenden Schmerz und sagte etwas, das sie selbst nicht verstand. Die Frau in der weißen Uniform beugte sich über sie und drückte auf einen Schalter an der Wand.

Die Schwärze schluckte alles. Anna schlug die Augen wieder auf.

Das weiße, grelle Licht blendete schmerzhaft. Wo war sie? Das Licht kam von einer Lampe direkt über ihr. Sie drehte den Kopf zur Seite und sah eine Gardine, die von der Decke herabhing. Es tat weh, wenn sie den Kopf bewegte. An der Wand neben der Gardine befanden sich ein kleines Waschbecken und ein Spiegel. In dem Spiegel sah sie sich selbst.

Auf ihrer Stirn klebte ein großes Pflaster. Ihr Gesicht war mit verkrusteten Schürfwunden übersät. Als Anna sich aufrichten wollte, spürte sie ein Stechen im Unterleib. Sie hob die dicke Bettdecke an und entdeckte einen Kunststoffschlauch, der in einem viel zu großen Slip endete, den ihr jemand angezogen haben musste, während sie bewusstlos gewesen war. Der Schlauch verlief zu einem Beutel mit dunkler Flüssigkeit. Urin. Wie lange lag sie schon hier? Ihr linkes Bein war von der Krankenhausunterwäsche abwärts bandagiert. Anna fühlte sich völlig leer. Sie bekam ihre Gedanken nicht zu fassen. Sie rannen ihr wie Sandkörner durch die Finger, und je zwanghafter sie versuchte, sich zu erinnern, desto schneller rieselten sie.

Anna gab auf, ließ die Bettdecke los und legte ihren Kopf auf das weiche

Kissen. Eine Bewegung in ihrem Augenwinkel brachte sie dazu, den Kopf in die andere Richtung zu drehen. Ein Mann saß zurückgelehnt auf einem niedrigen Stuhl neben der Gardine. Er war erstaunlich groß, fast zwei Meter. Kreideweisse Locken umrahmten seine fliehende Stirn. Seine Augen waren hinter einer Sonnenbrille verborgen. Er trug ein rotes Hawaiihemd mit giftgrünen Palmen. Seine Hose war ebenso weiß wie sein Haar.

Der Mann wandte sich ihr zu.

»Sie sind wach«, sagte er. Seine Stimme kam ihr bekannt vor, aber Anna konnte sie nicht einordnen.

Der Mann hievte seinen hochgewachsenen Körper vom Stuhl und trat an ihr Bett.

»Wir hatten wirklich Angst um Sie, Anna ... Brauchen Sie etwas?«

»Wo bin ich?«, fragte sie. Ihre Kehle fühlte sich wund an und schmerzte beim Sprechen.

»Sie sind in einem ... Krankenhaus. Entspannen Sie sich, Sie sind in Sicherheit«, antwortete der Mann, ging zu dem Waschbecken und füllte ein Glas mit Wasser. »Der Arzt sagte, Sie seien völlig dehydriert gewesen, als man Sie einlieferte. Versuchen Sie, einen Schluck zu trinken.«

Anna spürte das kalte Wasser im Mund. Sie schluckte. Es stach im Hals. Der weißhaarige Mann sah ihr lächelnd beim Trinken zu. Als sie fertig war, nahm er ihr das Glas vorsichtig ab.

»Ich habe mir immer gewünscht, Sie einmal zu treffen, Anna, allerdings unter anderen Umständen.«

Endlich erkannte sie die tiefe Baritonstimme.

»Sie sind Boris?«

»Ja, natürlich. Wer sollte ich sonst sein?« Anna meinte, aus seiner Stimme einen Anflug von Enttäuschung herauszuhören.

»Es tut mir leid, Boris. In meinem Kopf herrscht das reinste Chaos.«

Der Meteorologe lächelte. »Sie müssen sich nicht entschuldigen. Die Ärzte mussten einen Nagel aus Ihrem Oberschenkel operieren. Es ist ein Wunder, dass Sie leben.«

Erinnerungen begannen, die Leere in ihrem Innern zu füllen. Das Eis. Zakariassen. Ein rotes Licht am Himmel. Die Eisdrachen-Basis. Jackie. Das U-Boot. John Odegard. Die Flammen.

Anna setzte sich abrupt auf.

»Wo ist Marco?«, fragte sie.

»Sie meinen den Chinesen? Dem geht es gut. Er liegt im Zimmer nebenan«, erwiderte Boris.

»Und was ist mit Sunzi? Wir hatten einen Hund bei uns.«

»Ja, Ihr Husky ist in meinem Zwinger und spielt mit meinen Hunden, bis Sie wieder gesund sind ...« Die Tür ging auf, und eine untersetzte Krankenschwester mit einem kugelrunden Kopf betrat den Raum. Sie sagte einige barsche Worte zu Boris.

»Wir können uns später weiter unterhalten«, sagte er. »Ich muss jetzt gehen.« Boris tätschelte Annas Hand und verließ das Zimmer. Die Krankenschwester füllte das Wasserglas und reichte Anna drei Tabletten.

»Nehmen Sie die«, sagte sie.

Anna schluckte die Tabletten, vertrieb den bitteren Geschmack mit etwas Wasser, legte ihren Kopf wieder auf das Kissen und schlief ein.

»Zhao Wu der Rächer, weißt du, was das bedeutet?«, fragte Anna, während sie Zigarettenrauch aus der Nase blies. Marco saß neben ihr auf einem rostigen Ölfass und rauchte ebenfalls. Sie hatten sich eine geschützte Stelle vor dem beißenden Wind gesucht. Straßenlaternen auf schrägen Pfählen erleuchteten eine Ansammlung willkürlich platzierter Holzhäuser.

Die Krankenschwester mit dem kugelrunden Kopf hieß Yana und hatte Anna mitgeteilt, dass sie sich auf der Krankenstation des E. K. Fedorov Hydrometeorologischen Observatoriums befand, einer russischen Wetterstation auf der Taimyr-Halbinsel. Nach ein wenig Überredungskunst hatte Yana Anna und Marco erlaubt, ihre Krankenbetten für eine kurze Raucherpause zu verlassen.

»Zhao Wu ...?« Auch Marco ließ den Zigarettenrauch aus seiner Nase entweichen. »Das ist ein uraltes Theaterstück – *Das Waisenkind der Familie Zhao*.« Marco zündete sich eine neue Zigarette an, die aufleuchtende Glut warf einen warmen Schein auf sein Gesicht. »Es handelt von einem Jungen, der bei einem General aufwächst, ohne zu wissen, dass der General seine Eltern und seine ganze Familie ermordet hat. Als der Junge die Wahrheit erfährt, übt er Rache ... Ich glaube, er tötet den General.«

Marco lächelte. »Danke übrigens, dass Sie mir das Leben gerettet haben«, sagte er.

»Das kann ich nur zurückgeben. Wir beide scheinen neun Leben zu haben«, antwortete Anna.

Mit einem Mal wurde ihr bewusst, dass sie weder von Yann geträumt noch seine Stimme im Kopf gehört hatte, seit sie Jackie erschossen hatte. Vielleicht hatte er im Jenseits endlich seinen Frieden gefunden. Oder hatte Yann *ihr* den Frieden gegeben?

Yana steckte den Kopf aus der Tür. »Telefon für Sie, Marco. Eine Frau. Sie sagt, sie rufe aus Shanghai an ... aus China ...?«

Marco sprang auf. »Das muss Mo Chou sein!« Er lief die Treppe hoch, drehte sich aber in der Tür noch einmal zu Anna um. »Meinen Sie, ich sollte ihr jetzt einen Heiratsantrag machen?«, fragte er.

»Nein, Marco. Mach es richtig. Kauf einen Ring und einen Blumenstrauß,

wenn du wieder zu Hause bist, Frauen mögen das«, antwortete sie. Der Chinese sah sie einen Moment nachdenklich an und verschwand dann in der Krankenstation.

Anna zündete sich eine neue Zigarette an und blickte in die dunkle Landschaft hinaus. Es war ein merkwürdiger Gedanke, dass jenseits dieser Finsternis eine Welt existierte.

In Tromsø ging das Leben wahrscheinlich seinen geregelten Gang.

Kirsten multitaskte sich durch die Tage.

Ihr Vater stand bestimmt in seiner Werkstatt und reparierte gerade einen widerspenstigen Bootsmotor.

Als Anna ihn angerufen und ihm erzählt hatte, was geschehen war, war er von einem Schock in den nächsten getaumelt. Den Teil, dass Daniel Zakariassen für die CIA spionierte hatte, hatte sie ihm verschwiegen. Dieses Geheimnis sollte zusammen mit dem Professor auf dem Meeresboden ruhen. Ihr Vater hatte sofort nach Sibirien fliegen wollen. »Ich hol dich nach Hause, in ein richtiges Krankenhaus«, hatte er gesagt.

»Nein, Papa ... Es geht mir gut hier. Hier ist es so friedlich«, hatte sie ihm geantwortet. Doch erst als sie ihm hoch und heilig versprochen hatte, zweimal täglich anzurufen und ihm ihre Fortschritte zu schildern, hatte er eingelenkt. »Und falls sich irgendwelche Journalisten melden ... dann weißt du von nichts, Papa. Ich mache Urlaub, an einem unbekannten Ort«, hatte sie ihn instruiert.

Der Himmel dröhnte. Ein Hubschrauber tauchte aus der Dunkelheit auf und flog über das Dach der Krankenstation. Grelle Scheinwerfer glitten über den Boden, als die Maschine hinter den etwas weiter entfernt liegenden Häusern zur Landung ansetzte.

Bei dem Anblick musste Anna an die Geschichte denken, die Nuhad ihr erzählt hatte, als sie sie einige Wochen nach ihrer Entlassung aus dem Sunnaas Hospital völlig unerwartet in Tromsø anrief.

»Die Amerikaner behaupten, dass du von ihrem Hubschrauber gerettet wurdest. Aber das ist Bullshit, Joro, Samal und ich haben dich da rausgeholt!«, schrie Nuhad ins Telefon, als könne sie nur so die Entfernung zwischen der Türkei und Norwegen überbrücken.

Voller Eifer und mit dramatischen Einlagen erzählte sie, wie die kurdischen Soldaten Annas Schusswunde verbunden und sie anschließend nach unten in

die Fabrikhalle zum Van getragen hatten, in dem sie mit den Geiseln saß. Sie hatten Anna zwischen O’Leary und die anderen beiden Geiseln in den Laderaum gelegt. Dann hatte Nuhad das Gaspedal bis zum Boden durchgedrückt und war direkt vor dem gepanzerten Fahrzeug der IS-Kämpfer aus der Fabrik geschossen.

»Wenn der Krieg vorbei ist, werde ich Rennfahrerin!«, verkündete Nuhad lachend durch die verzerrte Leitung. »Du hättest sehen sollen, wie ich uns durch den Kugelhagel manövriert habe!«

Nachdem sie dem IS-Fahrzeug entkommen war, hatte Nuhad den Lieferwagen über holprige Straßen aus al-Suwar hinausgelenkt und zwanzig Minuten später am Straßenrand gehalten, als einer von John Odegards Black-Hawk-Helikoptern vor ihnen aufsetzte.

Die amerikanischen Sanitätssoldaten hatten Anna und die von Yann gerettete verletzte Geisel mitgenommen. Bewusstlos hatte man sie in ein englisches Feldlazarett außerhalb von Kilis geflogen, wo drei Chirurgen im Operationssaal schon auf sie warteten.

»Du bist auf dem Operationstisch gestorben«, erzählte ihr Nuhad. »Dein Herz hat dreimal ausgesetzt, aber Gott hat über dich gewacht. Die Ärzte haben dein Herz wieder zum Schlagen gebracht.«

Sechs Stunden später war ihr Zustand stabil genug gewesen, um sie zur Incirlik Air Base an der türkischen Mittelmeerküste zu transportieren, von wo sie ein Versorgungsflugzeug nach Deutschland gebracht hatte.

Die Geisel, der Yann das Leben gerettet hatte, erwies sich als chinesischer Geologe, der vom IS in Kirkuk entführt worden war, wo er die kurdische Regierung bei der Suche nach Öl beraten hatte. Die Kugel des Heckenschützen hatte ihn gelähmt, aber ein halbes Jahr später erhielt Anna über verschlungene diplomatische Kanäle einen persönlichen Dankesbrief des chinesischen Präsidenten.

An Yann Renaults Beerdigung nahmen das Oberhaupt der katholischen Kirche in Frankreich, der Lyoner Erzbischof, und der chinesische Botschafter teil. In den Medien wurde Yann für seinen Mut und seinen selbstlosen Einsatz, das Leben der Geiseln zu retten, als Held gefeiert.

»Ich bin jetzt auch berühmt«, sagte Nuhad. Das Bild der kurdischen Guerillakämpferin auf dem Dach des von Kugeln durchlöchernten Lieferwagens war um die Welt gegangen. In einigen Artikeln wurde erwähnt, dass die Kurden eine »militärische Spezialistin« bei sich gehabt hätten, ohne

dieses Detail jedoch weiter zu vertiefen. »Das ist ungerecht. Schließlich hast du die Geiseln gerettet. Du bist die größte Heldin von uns allen«, sagte Nuhad.

»Danke, aber dieses Heldenpathos ist nichts für mich«, erwiderte Anna.

»Geht es dir gut?«, fragte Nuhad.

Anna log und sagte, dass alles in Ordnung sei. Dann legte sie auf.

Anna steckte sich eine dritte Zigarette an und traf eine Entscheidung. Wenn sie wieder in Norwegen war, würde sie nach Nizza fliegen, sich ein Motorrad leihen, an der Riviera entlang- und die geschwungenen Serpentineen in die Hügel der Provence hinauffahren. In das Dorf in der Talsenke zwischen den zwei Bergen. Dort würde sie Yannis Grab finden. Und vielleicht, wenn sie dafür bereit war, seine Eltern besuchen. Sich an die Bar des Gasthofs setzen und einen Old Fashioned trinken.

Ein lautes Klappern und ein wütendes Motorengeräusch rissen sie aus ihren Gedanken.

Hinter einer Hausecke kam ein merkwürdiges Gefährt zum Vorschein. Ein altes, verrostetes Motorrad mit Riemenantrieb. Boris krümmte – in eine weiße Daunenjacke und eine weiße Hose gekleidet – seinen langen Oberkörper über den Lenker. Auf einem Anhänger hinter ihm stand Sunzi und bellte hysterisch.

Der Husky sprang hinaus, noch bevor der Meteorologe angehalten hatte, und Anna wurde an die Wand gepresst, als der Hund an ihr hochsprang, ihr seine Vorderpfoten auf die Brust legte und ihr begeistert über das Gesicht leckte.

Boris stieg vom Motorrad und zog den sich wie wild gebärenden Husky von ihr weg.

»Tut mir leid, aber Sunzi hat Sie so vermisst. Ich musste ihn einfach mitbringen ... Wie geht es Ihnen?«, sagte er.

»Gut genug, um mich mit Nikotin töten zu dürfen«, erwiderte sie und hielt Boris ihre Zigarettenschachtel hin. Der Meteorologe zog eine heraus. Er schob seine Motorradbrille auf den Kopf und tauschte sie gegen seine Sonnenbrille aus, die in seiner Brusttasche steckte, bevor er sich von Anna Feuer geben ließ.

Er nahm einen tiefen Zug, blies den Rauch aus der Nase und deutete zum Strand, der im Licht der windschiefen Straßenlaternen kaum zu sehen war.

»Haben Sie unsere Moschusochsen schon besucht?«, fragte er.

Anna machte ein paar schemenhafte Silhouetten aus, die sich unten am Wasser bewegten.

»Nein, ich durfte nicht aufstehen«, erwiderte sie.

»Die Moschusochsen sind der Stolz der Taimyr-Halbinsel ... Ziemlich üble Burschen, muss ich gestehen, aber sie halten die Eisbären fern.«

»Das ist doch was.«

Eine Weile rauchten sie schweigend. Die Straßenlaternen tauchten den weiß gekleideten Mann in blassgelbes Licht. Anna merkte, dass sie neugierig war, weshalb Boris überhaupt nicht dem Bild entsprach, das sie sich von ihm gemacht hatte: ein kleiner, dicker Mann, eingesperrt in einem engen Kabuff. In der dunklen Winterlandschaft strahlte er das genaue Gegenteil aus: »Hier bin ich!«, schien er zu sagen. Und die Sonnenbrille. Sie nahm an, dass er sie nicht aus demselben Grund wie ein Popstar trug, der unerkant bleiben wollte. Boris spürte ihren Blick. Sie wandte den Kopf ab und folgte den grauen Silhouetten der Moschusochsen, die den Strand entlangwanderten. Sunzi stupste sie mit der Schnauze an und forderte ihre Aufmerksamkeit.

Anna bekam einen Hustenanfall. Ihre Kehle schmerzte. Boris sah sie besorgt an.

»Soll ich die Krankenschwester holen?«, fragte er.

»Nein, es ist okay ... Eine Zigarette noch, und alles ist wunderbar. Ich habe meiner Lunge in den letzten Tagen viel zu viel frische Luft zugemutet«, antwortete sie.

Boris lachte. Er deutete auf eines der grauen Holzhäuser, vor dem sich eine Gruppe Männer unter einer Straßenlaterne versammelt hatte.

»Ich bin eigentlich gekommen, um Sie zu warnen, dass mit dem Hubschrauber, der gerade gelandet ist, eine Politikerdelegation aus Murmansk eingetroffen ist. Sie werden Ihnen sicher einen Haufen Fragen dazu stellen, was auf der Eisdrachen-Forschungsstation passiert ist«, sagte er.

»Danke für die Warnung.«

Boris schob seine Sonnenbrille in die Stirn und hielt seine Armbanduhr dicht vor die Augen. »Ich muss wieder ins Büro. Das Wetter wartet nicht ... Ich wollte Sie nur noch gern etwas fragen, bevor ich gehe.« Der Meteorologe zog ein gefaltetes Blatt aus der Innentasche seiner Daunenjacke und strich es glatt.

Es war ein Foto: Vier weiß gekleidete Balletttänzerinnen standen auf einem

Bein und streckten das andere in einem unmöglichen Winkel in die Luft. Über dem Bild stand: *Russian Broadway in St. Petersburg*.

»Das sind Logenplätze für *Schwanensee* an Silvester, mit einem anschließenden Fünf-Gänge-Dinner inklusive exzellenter Weine«, sagte Boris. »Ich musste mein Schneemobil verkaufen, um mir die Karten leisten zu können. Daher hoffe ich inständig, dass Sie an diesem Abend noch nichts anderes vorhaben.«

Anna lächelte so breit, dass ihre Wangen schmerzten.

Danksagung

Mein Dank geht an Professor Ynge Kristoffersen und Audun Tholfsen, die einen sehr ausführlichen Blog über ihre Überwinterung auf der *Sabvabaa* geschrieben haben: www.geonova.no/diaries/sabvabaa – sowie an das Institut für Geowissenschaften der Universität Bergen für die erhellenden Informationen zu all den raffinierten Eigenschaften dieses bemerkenswerten Luftkissenbootes: www.polarhovercraft.no.

Außerdem haben mich das Buch *Alone Across the North Pole* von Børge Ousland und ein Artikel der norwegischen Zeitung *Verdens Gang* über Anna Aunes Arbeitsplatz inspiriert: »Das ist die geheime norwegische Spionageabteilung E14«. Das Buch *Mining, Monies, and Culture in Early Modern Societies* von Nanny Kim und Keiko Nagase-Reimer hat mir viel Wissenswertes über die Geschichte der Mineralienförderung in China vermittelt. *Das Waisenkind der Familie Zhao* von Ji Junxiang war das erste chinesische Theaterstück, das in eine westliche Sprache übersetzt wurde. Tor Faroviks Buch *Jangtse – Strom des Lebens* war ein ausgezeichnete Reiseführer in die Geschichte und die Kultur des riesigen chinesischen Reichs.

Aber ohne Hilfe wäre *The Ice* lange vor dem letzten Satz geschmolzen. Die erste grausame Szene des Buchs kam mir in den Sinn, als ich mit dem Regisseur Jens Lien über einen Film diskutierte, in dem es um etwas völlig anderes geht. Mein guter Freund und Bücherliebhaber Sven Erik Løchen hat das Manuskript vom Anfang bis zum Ende gelesen und die Entstehung mit Lob und Kritik begleitet. Der Verleger Thomas Ingebrigtsen Lem hat sich die Zeit genommen, die ersten Seiten zu lesen, und gesagt, dass daraus ein Buch wird! Tausend Dank an meine Kollegin Maja Lunde, die mir mitten in ihrem eigenen großen Erfolg hilfreiche Tipps gegeben hat. Und an den Autor Harald Rosenløw Eeg, der seine Erfahrungen großzügig mit mir geteilt hat. Eine dicke Umarmung für meine Kollegin Linn-Jeanethe Kyed, die alles, was ich tue, als ewige Optimistin begleitet. Ein besonderer Dank geht an Martin Sundland, der mich vor ein paar Jahren ermutigt hat, ein Drehbuch zu schreiben, das mehr als eine Seite umfasst. Am Ende wurde es viele tausend Seiten dick.

Bedanken möchte ich mich auch bei Johanne Brath, die mir von ihrer Zeit in der Armee erzählt hat, bei Holger Fangel für die Geschichte von der Schweinejagd in North Dakota und bei dem Lotsen Jostein Larsen für die Informationen zur Navigation am Nordpol. Anna Aune – ich hoffe, deine Namensschwester gefällt dir! Tausend Millionen Dank an Astrid Dalaker und Thomas Mala von der Northern Stories Literary Agency, die mich mit festen Händen in die Verlagsbranche geführt haben. Liebe Kari und lieber Oddvar vom Gyldendal Verlag, ich danke euch, dass ihr mich mit so viel Enthusiasmus aufgenommen habt. Und ich danke meiner wunderbaren Lektorin Harriet, die mit perfektem Timing für einen Schiffsjungen auf der ersten Fahrt ebenfalls zu neuen Ufern aufgebrochen ist.

Mama: Danke für die Schreibmaschine! Und hier zuletzt, in meinem Leben aber immer an allererster Stelle: Eirik, Hannah und Siv. Danke, dass ihr mich immer unterstützt und mir (viel zu viel) Zeit gegeben habt, *The Ice* zu schreiben.